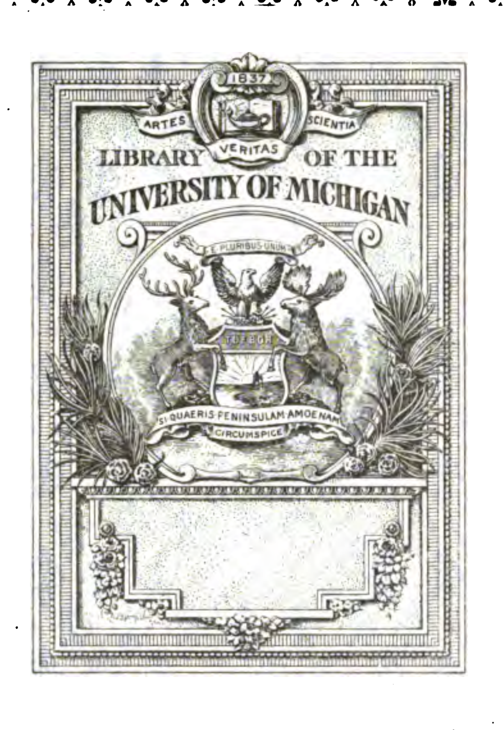
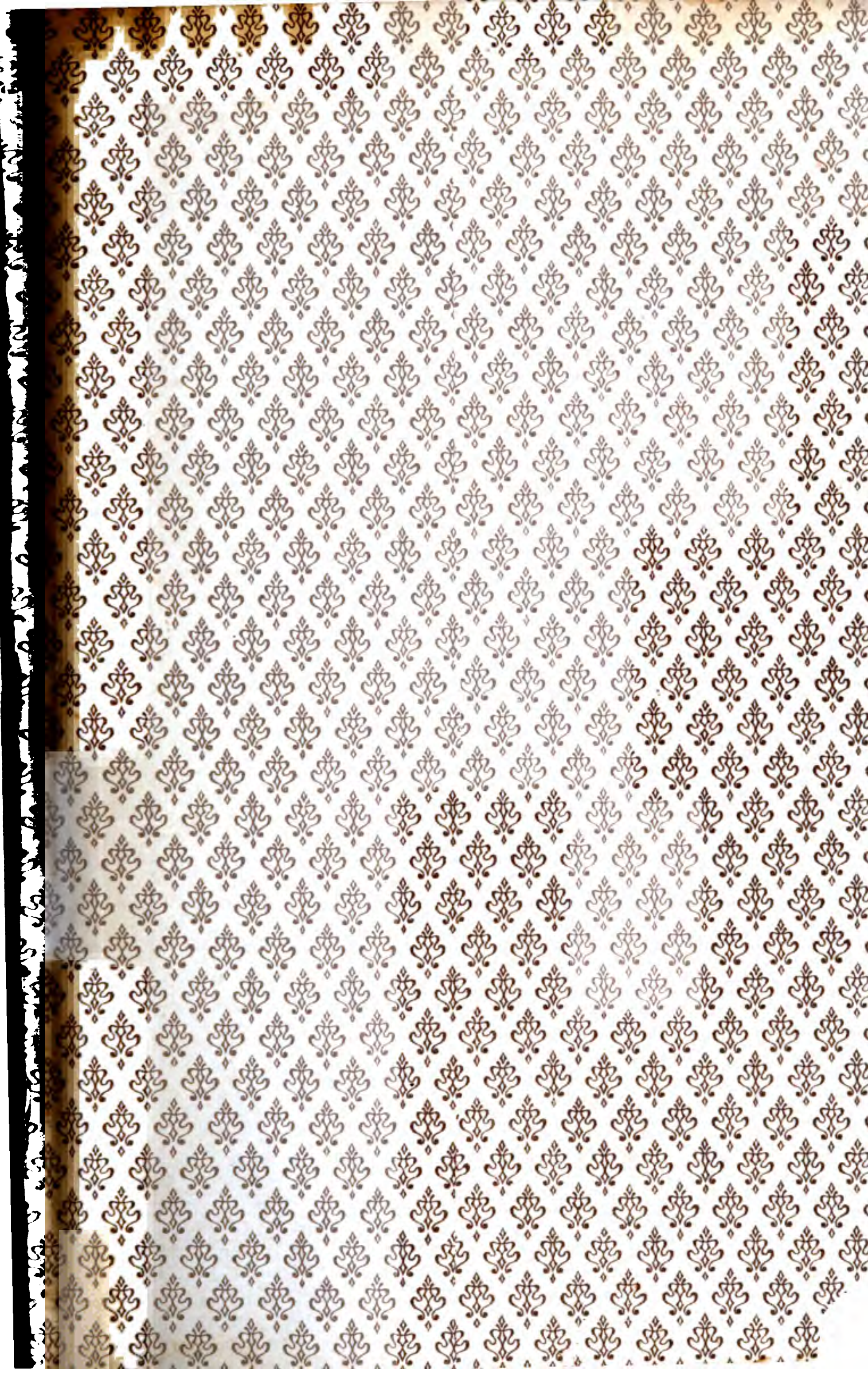



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE





Goethes Lebensanschauung

II.

Goethes Lebensanschauung

in

ihrer geschichtlichen Entwicklung

von

Christoph Schrempf

Zweiter Teil

Lehrjahre in Weimar

1775—86

Stuttgart

Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff)

1907

Druck der Hoffmannischen Buchdruckerei in Stuttgart

Vorwort.

Der vorliegende zweite Teil dieses Werks erscheint später, als der Verfasser geplant und versprochen hatte. Das ist auch in äußeren Verhältnissen begründet, auf die ich hier nicht einzugehen brauche. Dagegen möchte ich die innere Ursache der Verzögerung nicht bloß gestehen, sondern selbst hervorheben: daß ich bei der erneuten Beschäftigung mit den einschlägigen Briefen und Schriften Goethes in viel größerem Maße umlernen mußte, als ich mir in Rechnung genommen hatte. Umlernen aber kostet Zeit; hätte ich es solange fortsetzen wollen, bis ich auf jede beunruhigende Frage die sichere Antwort hätte, so könnte dieses Buch jetzt noch nicht erscheinen, so würde es überhaupt nie fertig werden.

Ich gebe es deshalb auch jetzt nur ungern aus der Hand. Andererseits ist mir unter der Arbeit die Zuversicht gewachsen, daß es den Leser nicht gereuen dürfte, mir in die oft gewundenen Gänge nachzufolgen, auf denen ich in einen Geist einzudringen versuchte, der mir bald so nah und vertraut, bald so unendlich fern und fremd erschien. Sollte ich in wichtigen Punkten fehlgegriffen haben (was mir selbst nicht unmöglich erscheint), so mag auch mein Irrtum dem selbständig suchenden Leser, für den ich schreibe, eine Beihilfe gewähren, Goethe besser zu verstehen, als es mir selbst gelungen ist.

Der erste Teil ist von der Kritik zum Teil sehr freundlich beurteilt worden. Ohne diese Aufmunterung hätte ich die Arbeit bei der wachsenden Schwierigkeit, zu einem mich befriedigenden Verständnis Goethes zu gelangen, vielleicht überhaupt aufgegeben. Mein Wunsch ist nun, und doch auch meine Hoffnung, daß dieser zweite Teil den Freunden, die mir der erste erworben, keine Enttäuschung bereiten möge. Den Schluß des ganzen Werks gedenke ich auf einmal herauszugeben. Versprechen aber will ich nichts, als daß ich der Fortsetzung dieser Arbeit, die mir auch durch ihre Schwierigkeit lieb geworden ist, meine beste Zeit und Kraft widmen will.

Stuttgart, im April 1907.

Der Verfasser.

Inhalt.

Zweiter Teil.

Lehrjahre in Weimar.

1775—86.



Erstes Kapitel.

Erlebnisse.

1.

Die Übersiedlung nach Weimar hat sich in Goethes Erinnerung mit einem dämonischen Scheine bekleidet. Das hat seine äußere Ursache in den wunderlichen Verwicklungen, unter denen sie sich vollzog: er packte für Norden und zog nach Süden, und als er in Gedanken schon die Genüsse vorauskostete, die ihm Italien versprach, wurde er nach Frankfurt und Weimar zurückgerufen. Wichtiger ist aber doch gewiß die innere Ursache: daß er die über seine ganze Entwicklung entscheidenden Folgen dieses Schrittes nicht sich selbst als Verdienst oder Schuld zuschreiben konnte. Auch war es, trotz aller vorausgehenden Überlegung, in der Tat nicht die Ausführung eines klaren, reifen Entschlusses, daß er nach Weimar ging. Nach „Dichtung und Wahrheit" will er sich von der Freundin, die ihn in Heidelberg zurückhalten wollte, mit den Worten seines Egmont losgerissen haben: „Kind, Kind, nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als, mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!" Das mag

zur Dichtung gehören, durch die er seine Erzählung belebte; daß ihn in jenen schicksalsschwangeren Tagen diese Stimmung wirklich beherrschte, bezeugen uns doch auch seine gleichzeitigen Briefe und Tagebuchblätter. So überwältigend aber auch das Gefühl in ihm sein mochte, daß er von geheimnisvollen Mächten in einer scharfen Wendung einer unbekannten Zukunft entgegengeführt werde, so hat er sich doch über diese gewisse, ob noch so unsichere Gedanken gemacht; und wir müssen, um die Entwicklung seines Lebens in Weimar zu verstehen, wenigstens annähernd zu bestimmen suchen, wie sich ihm seine Lage darstellte, als er endgültig beschloß, der Einladung Karl Augusts zu folgen.

So viel scheint Goethe deutlich geworden zu sein, daß seines Bleibens in Frankfurt nicht mehr war. Ihn drückte dort die Nähe Lilis, mit der er nicht leben, von der er auch nicht lassen konnte. Aber das war doch nicht das Einzige, was ihm die Vaterstadt unleidlich machte. Auf die Dauer war auch das Zusammenleben mit dem Vater nicht mehr auszuhalten. Dieser ließ ihm freilich für seine Liebhabereien den weitesten Spielraum; aber wenn er auch den Sohn mit bestimmten Vorschriften oder Zumutungen verschonte, so war es doch unverkennbar, daß ihm dessen ganze Art, das Leben auf- und anzufassen, durchaus nicht zusagte. Um so unangenehmer mußte dem Sohne die ökonomische Abhängigkeit von dem Vater sein, worin er verbleiben mußte, so lange er das Vaterhaus bewohnte. Endlich war ihm Frankfurt überhaupt zu eng. Was ihm in seinem dortigen Leben eigentlich fehlte, hat er freilich erst später erkannt, als er von Weimar auf Frankfurt zurückblickte; aber als Ahnung trug er diese Erkenntnis doch schon damals in sich, und so können wir schon jetzt für das Verständnis seiner Lage verwerten, was er darüber sechs Jahre später der Mutter schrieb. „Sie erinnern sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen zubrachte: unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zugrunde ge-

gangen sein. Das Unverhältnis des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahndung menschlicher Dinge wäre ich dort immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandte Fehler sich und andern unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältnis gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war, wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Übereilung mich und andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte; wo ich, mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen ging, die vielen hundert Menschen nicht notwendig sein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war. Und noch jetzt, wie könnte ich mir, nach meiner Art zu sein, einen glücklicheren Zustand wünschen als einen, der für mich etwas Unendliches hat." Goethe mußte, wie seine Mutter, wichtige und tüchtige Begebenheiten zu verdauen haben, wenn er sich gesund und wohl fühlen sollte. Die fand er im Vaterhause und unter Freunden und Freundinnen nicht, denen ihr alles war, sich gegenseitig zu fühlen und zu bewundern; und seine Herzensgeschichten, die ja für ihn wichtig und aufregend genug waren, mochten ihm diesen Mangel eher fühlbar machen als ersetzen. Eben weil er nichts Bedeutendes erlebte, konnte und mußte das Erotische dieses gefährliche und ihm selbst beschwerliche Übergewicht bekommen.

Er mußte also hinaus in eine größere, freiere Welt; die Frage war nur: wohin? Der Vater wollte, daß er eine Bildungsreise nach Italien mache. Es war gewiß ein richtiger Instinkt, der den Sohn für diesen so verlockenden Plan doch nie recht warm werden ließ. Ob es ihm jetzt, als die Aufregung seiner Liebeswirren noch so stark nachwirkte, gut bekommen wäre, für geraume Zeit ganz sich selbst überlassen zu bleiben, darf wohl bezweifelt werden;

und ebenso, ob er in dieser seelischen Verfassung von Natur, Leben und Kunst in Italien einen wirklichen Gewinn gehabt hätte. Eines hätte ihn vielleicht so fremd und kühl angemutet wie das andere. Daß er aber, von der Heimat losgelöst, irgendwo in Deutschland für die Feder und von der Feder gelebt hätte, das lag ganz außerhalb der Möglichkeiten, die für Goethe in Betracht kamen. Er hatte es ja nicht nötig, für den Verdienst zu schreiben; seine Art der Schriftstellerei war für den Erwerb so ungeeignet wie möglich; und in seinem Charakter lag nicht die Selbständigkeit und Tatkraft, die zur Begründung einer freien Existenz erforderlich gewesen wäre. So war er, unter den günstigsten Verhältnissen, in wirklicher Verlegenheit, was er mit sich machen sollte. Da bot sich ihm als bester Ausweg allerdings, das Leben an einem Hof zu versuchen, das sich ihm durch die Einladung des Herzogs von Weimar eröffnete.

Was daraus in der Folge werden sollte, konnte er freilich so wenig vorauswissen als sonst jemand. Daß er als Gast des Herzogs sich in Weimar wohl befinden werde, dafür bürgte ihm, was er und Karl August schon für einander fühlten. Als Freund des Herzogs durfte er auch auf eine gute Aufnahme in der Weimarer Gesellschaft rechnen. Der Zuneigung Knebels, der die Bekanntschaft mit dem Herzog vermittelt hatte, war er schon sicher; dem persönlichen Verkehr mit Frau von Stein, deren Silhouette einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, durfte er mit freudiger Spannung entgegensehen; das Verhältnis zu Wieland machte ihm keine Sorge, so übermütig er ihn angegriffen hatte. So hätte Goethe sich einen angenehmen Aufenthalt in Weimar versprechen können, auch wenn er von den bedenklichen Spannungen und Reibungen in der fürstlichen Familie und am Hofe unterrichtet gewesen wäre, und von der Sorge, mit der man dort der Regierung Karl Augusts entgegensah. Aber davon hatte er wohl keine Ahnung. Immerhin mußte ihm, wenn er weiter hinaus

dachte, die einfachste Überlegung sagen, daß aus einem achtzehnjährigen Fürsten, der den Besitz der souveränen Macht erst zu schmecken bekommt, alles werden kann, und gerade auch das Schlimmste, wenn er mit hohen Gaben ausgestattet ist. Sollte sich aber aus der Freundschaft mit Karl August ein dauerndes Verhältnis entwickeln, so fragte es sich gar sehr, ob das für Goethe tauge, der seine Talente und Kräfte bis dahin gar zu sehr für sich selbst gebraucht hatte, der von jeher gewohnt war, nach seinem Instinkt zu handeln. Hätte er selbst in der Aufregung der Entscheidung diese Bedenken übersehen, so stieß ihn doch der Vater darauf hin, der sich hartnäckig gegen die Reise nach Weimar erklärte. Allerdings konnte er ja jederzeit ins Vaterhaus zurückkehren, falls ihm die Verhältnisse in Weimar nicht gefielen. Wenn er aber bei der Unbestimmtheit der Zukunft sich je durch diese Möglichkeit beruhigte, so täuschte er doch sich selbst: denn nach Frankfurt wollte er offenbar so bald nicht wieder kommen.

Und so ließ er sich denn mehr nach Weimar ziehen und treiben, als daß er frei dahin gegangen wäre.

2.

In der Frühe des 7. November 1775 kam Goethe dort an. Nach den ersten Berichten an Freunde und Freundinnen findet er die Fürstenkinder edel, lieb und hold. Der Herzog insbesondere wird ihm täglich werter; sie werden einander täglich verbundener. Goethe kann von sich sagen, daß er Bruder und alles eines Fürsten sei. Auch mit der Herzogin Mutter hat er sehr gute Zeiten. Wieland ist gar lieb; sie stecken immer zusammen; Goethe ist gar zu gern unter seinen Kindern. Die Mädchen in Weimar sind gar hübsch und artig; er ist gut mit allen. An Frau von Stein ist er bald sozusagen geheftet und genistelt. Er lebt in einer höchst verwickelten, verbreiteten Wirtschaft; von mor-

gens bis zur Nacht wird er in Zerstreuung umgetrieben. Wie eine Schlittenfahrt geht sein Leben dahin, rasch weg und klingelnd und promenierend auf und ab. Natürlich machts ein wunderlich Aufsehen, wie er mit dem Herzog lebt. Übrigens ist es ihm wohl in jeder Art; alles geht ihm nach seines Herzens Wunsch. So hat sein Leben einen neuen Schwung bekommen; er ist der Überzeugung, daß alles gut werden müsse.

Aber es ist nun nicht so ganz leicht, sich von dieser verbreiteten Wirtschaft, von dieser wünschenswertesten Lage, in der sich Goethe befand, eine deutliche Vorstellung zu machen. Die „lustige Zeit von Weimar", die mit Goethes Ankunft begann, ist bereits, als sie noch dauerte, zur Sage geworden, deren geschichtlicher Kern nicht mehr sicher zu bestimmen ist. Schon in den Briefen der Zeitgenossen, die eine unmittelbare Kenntnis haben konnten, ist schwer zu sagen, wo die Mitteilung des Geschehenen aufhört und der Klatsch beginnt. Oder ist der Berichterstatter (z. B. Wieland) so sichtlich von seiner Stimmung abhängig, daß man von seinem Urteil über Personen und Vorgänge im Guten wie im Bösen immer einen gewissen Abzug machen muß, dessen Größe natürlich nie ganz sicher zu bestimmen ist. Die wichtigste Quelle bleiben uns deshalb die Briefe und Tagebücher Goethes. Aber in dessen Briefen ist ungemein wenig Erzählung und Beschreibung; zumeist gibt er bloß der Stimmung Ausdruck, die das Geschehene ihm hinterließ; je und je legt sich uns auch die Vermutung nahe, daß er dem Adressaten (z. B. der Mutter) nicht sowohl seine Lage zeichnen als vielmehr eine gewisse Auffassung derselben insinuieren wollte. Das Bild, das wir daraus gewinnen, bleibt also ziemlich unbestimmt und mag auch in der Farbe nicht immer ganz getreu sein. In seinen Tagebüchern aber, die im März 1776 einsetzen, notiert sich Goethe gewöhnlich nur Stichworte, die der eigenen Erinnerung als Stütze dienen sollen. So bezeichnend diese oft

sind, und so lehrreich die eingestreuten Reflexionen, so erfahren wir daraus doch recht wenig über die wirklichen Vorgänge. Immerhin können wir zu einem ziemlich bestimmten Eindruck von dem damaligen Leben und Treiben am Hofe zu Weimar gelangen, wenn wir verbinden, wie Goethe sich früher und später und in sehr verschiedener Stimmung darüber geäußert hat; und wir haben auch hinlängliche Anhaltspunkte, um zu erkennen, welche Rolle Goethe eigentlich darin spielte — vielmehr (um das Resultat sofort vorweg zu nehmen): daß er nicht eben die Rolle gespielt hat, die ihm die Sage bald andichtete und bis heute zuweist.

Goethe hat sich über die Art, wie man in Weimar das Leben nahm, später ebenso erbittert ausgesprochen, wie sie ihn zuerst entzückte; und was ihn anfangs bezauberte, dann befremdete und wohl auch empörte, ist wesentlich ein und dasselbe: der Mangel an Ernst, der sich ihm erst als Leichtigkeit darstellen konnte, später als Ursache der Unruhe und des Mißmuts offenbarte, woran die Gesellschaft zu Weimar fortdauernd, nur bald mehr bald weniger litt. Die fürstliche Familie hatte ein viel stärkeres Bewußtsein von den Rechten und Freiheiten ihrer Stellung als von der Verantwortung des Regierens. Man tut dem Herzog Karl August schwerlich unrecht, wenn man sagt, daß er in den Jahren, die für uns jetzt in Frage kommen, an der Sorge für sein Land nicht sehr schwer trug. Goethe rühmt ihm hohe Geistesgaben nach, einen aufgeschlossenen, scharfen Sinn für Personen und Verhältnisse; auch könne er, im Unterschied von andern großen Herrn, jeden auf seine Weise das Gute tun lassen und doch daran teilnehmen. Aber das Wohlwollen, das ihm nicht abzusprechen ist, war gute Laune; der Ernst der Verantwortung für das leibliche und geistige Wohl seiner Untertanen, der das Wohlwollen zur stetigen und beherrschenden und produktiven Gesinnung hätte machen können, ging ihm ab. Das ist durch die Zeit zu

entschuldigen, in der die Fürsorge eines Fürsten für sein Land mehr als überraschende Gnade denn als selbstverständliche Pflicht beurteilt wurde. Es ist auch mit seiner großen Jugend zu entschuldigen: für seine Jahre hat er sogar eine sehr rühmliche Mäßigung bewiesen. Sodann ist ihm zu gute zu halten, daß die Aufgabe, die ihm gestellt war, für ihn in seinen Jahren und bei seiner Gemütsart nichts Begeisterndes hatte. Die Machtmittel des Herzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach waren so gering, daß sie irgend welchen politischen Einfluß nicht begründen, irgend eine politische Mission nicht auferlegen konnten. Keine religiöse Idee bewegte die Zeit, die den jungen Fürsten hätte mitreißen können; denn die philanthropischen Ideen der Aufklärung waren zu weich und zu spießbürgerlich, um ihm das Bewußtsein einer hohen Aufgabe einzuflößen. Auch dazu war weder die Möglichkeit noch die Veranlassung vorhanden, daß man Kunst und Wissenschaft im großen Stil, mit dem Bewußtsein einer Mission, hätte pflegen können. So sah sich der Regent als ernsthaftes, etwa erreichbares Ziel nur das gesteckt, daß das arme Land allmählich zu einigem Wohlstand gelange; und die reellste Sorge der Regierung war, wie das Geld beschafft werden sollte, das der Staatshaushalt und der Hof brauchte. Es ist nicht zu verwundern, daß der „auf halbem Wege verunglückte Heros" Karl August darin eher den Ballast als den Inhalt seines Lebens sah. Auch ging ja die Staatsmaschine von selbst ihren leidlichen Gang weiter. Von entscheidender Bedeutung wurde des Herzogs Wille fast nur in Personalfragen, die denn auch für ihn und seine Umgebung die allerwichtigste Angelegenheit sind und viele Schwierigkeiten schaffen.

Im übrigen lag es für den Fürsten sehr nahe, seine bevorzugte Stellung als besonders günstige Gelegenheit aufzufassen, sich nach seinem Geschmack auszuleben. Anders hat denn auch Karl August das Leben eigentlich nicht

verstanden. Auch was uns von der Herzogin Luise erzählt wird, läßt vermuten, daß sie, bei der höchsten Wertung der fürstlichen Würde, doch nur bürgerliche, private Interessen hatte. Als Landesmutter fühlt sie sich so wenig wie ihr Gatte als Landesvater. Da die Herzogin Mutter Anna Amalia mit gutem Grund ihrem Sohne in das Geschäft des Regierens nicht dreinsprechen wollte, so war auch ihre Aufgabe fast nur, sich die Zeit gut zu vertreiben. Prinz Konstantin hatte vollends nichts zu tun, als zu leben und zu lieben. So waren die maßgebenden Persönlichkeiten zu Weimar im und zum Leben gestellt. Die übrige Gesellschaft der Stadt, soweit sie für uns in Betracht kommt, wußte von einer den Menschen zugleich beherrschenden und tragenden Lebensaufgabe so wenig als sie. Und so ist der gute Ton in Weimar ein Dilettantismus des Lebens, der den Schein gefälliger Lebenskunst annehmen kann, aber bald verrät, daß es ihm gleichermaßen an Gehalt wie an Halt, nämlich eben an Ernst fehlt.

Bedenken wir die Gefahr, die darin lag, und die Jugend der einflußreichsten Glieder dieses Lebenskreises (die Herzogin Mutter war damals erst 36 Jahre alt), so müssen wir noch recht günstig finden, was wir von dem Leben zu Weimar erfahren, obschon dieses wirklich mehr lustig als glücklich war und seine tiefen Schatten hatte. Wie an andern Höfen ging es auch in Weimar ohne Kabale nicht ab, und man war vor der bösen Zunge der besten Duzfreunde nicht ganz sicher; doch scheint die fürstliche Familie der Médisance unzugänglich gewesen zu sein. Das „Miseln" spielte eine sehr bedeutende Rolle; aber der Ton war doch im allgemeinen mehr ausgelassen als frivol, und man trieb das Spiel der Liebe zumeist nur gerade bis zur Grenze des Zulässigen. Sodann wußte man sich mit Geist zu amüsieren. Man tanzte sehr gern und veranstaltete anmutige und sinnreiche Maskenzüge; man machte auch Musik; man beverste und dramatisierte sich gegenseitig mit mehr oder weniger

Witz, Geschick und Laune; man spielte mit Leidenschaft Theater, in eigenen und fremden, ernsten und noch lieber ausgelassenen Stücken. (Das Hoftheater war 1774 abgebrannt, und so war bei Goethes Ankunft in Weimar keine Schauspielertruppe in Tätigkeit.) Die Veranstaltungen, die für solche Belustigungen nötig waren, wurden mit einem Eifer betrieben, der fast wie ernste Arbeit aussehen mochte. Auch beschäftigte man sich, je nach Veranlassung und Laune, mit Literatur und Kunst, mit Mineralogie und Botanik, mit anatomischen Demonstrationen und physikalischen Experimenten — und auch da mochte oft der Schein der Arbeit erreicht werden. Daß in diesem Bildungsstreben doch kein rechter Ernst war, beweist eben das Schicksal Goethes. Gerade als ihm der Ernst seines dichterischen Berufs lebhafter als je zum Bewußtsein kam, nahm in Weimar das Interesse für ihn sichtlich ab.

Der Herzog selbst beteiligte sich an diesen mannigfaltigen Interessen, ohne daß sie doch seinem Wesen ganz entsprochen hätten. Er war, wie Goethe sagt, ein Geist, dem es nicht an sinnlicher Beschäftigung fehlen durfte, wenn er nicht Unmut und Langeweile empfinden sollte. Auch zog er eine Geselligkeit vor, worin er sich keinen Zwang aufzuerlegen brauchte; selbst in Gegenwart von Damen konnte er unfeine Späße nicht immer zurückhalten. Empfindsame Liebelei war nicht nach seinem Geschmack; er zog eine gröbere Kost vor. Darum hatte er seine Existenz nicht in dem Hofleben; noch viel weniger war er auf ein inniges Familienleben angelegt. Ihm war es, nachdem er Herr seiner selbst geworden war, am wohlsten, wenn er sich mit guten Gesellen in Wald und Feld umhertreiben konnte. Je toller und ausgelassener man sich gebarte, desto behaglicher wurde es ihm; auch erlaubte er sich und seinen Freunden gerne einen derben Spaß mit dem gemeinen Volk. Trotz seiner schwachen Gesundheit hatte er eine leidenschaftliche Vorliebe für Parforceritte und Hetzjagden.

In gewissem Sinne kam nun Goethe in Weimar wirklich in sein Element. Die Talente, die man am Hofe brauchte, um sich gut zu unterhalten, besaß er im reichsten Maße. Er war äußerst lebhaft, immer geistreich anregend und in keinem Falle ein Spielverderber, konnte die gewinnendste Liebenswürdigkeit entfalten und war seinerseits für Freundlichkeit sehr empfänglich. Von Musik verstand er zwar nicht viel; aber er konnte dichten und zeichnen und hatte einen erfinderischen Geist für alles, was der Belebung des gesellschaftlichen Verkehrs diente. In Weimar zeigte sich auch, daß er kein übles schauspielerisches Talent hatte. Er war mitteilsam mit seinen poetischen Produkten; er wußte für das, was ihn begeisterte, auch andere zu begeistern. Und so eignete er sich wirklich nicht schlecht zu einem maître de plaisir. Andrerseits mußte den Verehrer Rousseaus das höchst natürliche, abenteuerliche Leben in Feld und Wald, das der Herzog liebte, sofort anlocken. Daß er sich auch auf einen derben Spaß verstand, hatte er in seinem Götz und seinen Farcen bewiesen; und das hatte ihm gerade auch die Neigung des Herzogs gewonnen. Jetzt, nachdem er monatelang das Hangen und Bangen der Liebe durchgenossen und durchgelitten hatte, mußte ihn der ungebundene, freundschaftliche, aber doch nicht eben empfindsame Verkehr mit jungen Männern wie eine wahre Erlösung anmuten. Es ist also wohl zu begreifen, daß er mit größter Lebhaftigkeit auf Karl Augusts Art sich auszuleben einging. Und da er die produktive Phantasie mitbrachte, welche dem an sich oft rohen Vergnügen immer wieder Geist einzuhauchen vermochte, so hat er gewiß auch dazu beigetragen, daß sich Karl Augusts Liebe zu dem abenteuerlichen Leben höher steigerte und länger erhielt, als es ohne einen solchen Genossen der Fall gewesen wäre. So konnte Goethe wohl in den Verdacht kommen, daß er der eigentliche spiritus rector dieses ganzen Treibens sei, das bald in nah und fern Aufsehen, den einen Bewunderung, den andern Entrüstung erregte.

Wie weit die lustigen Gesellen die Grenze des Bekömmlichen und Zulässigen überschritten, muß dahingestellt bleiben, weil das Was und Wie im einzelnen naturgemäß nicht mehr festzustellen ist. Schlittenfahrten, Hetzjagden und Parforceritte waren an sich ganz unschuldige Vergnügungen, wenn nur nicht die Gesundheit des Herzogs je und je dadurch sichtlich gefährdet worden wäre. Daß man dabei auch tüchtig pokulierte, mochte ebenfalls hingehen, so lange es nicht zu einer wüsten Gewohnheit wurde und zu Exzessen führte. Wenn man sich gegenseitig zum besten hatte, so fragte sich nur, ob der übermütige Spaß auch richtig verstanden, ob die Empfindlichkeit nicht bloß unterdrückt wurde. Wir wissen jetzt, daß unter den Genossen dieses lustigen Lebens mehr geheime Spannung war, als Goethe damals wohl vermutete. Bedenklicher war es, wenn man Leute vom Volk in den Spaß einzog. Daß der Krämer Glaser zu Ilmenau, wie Goethe sagt, „sündlich geschunden" wurde, war auch dann nicht fein, wenn der Mann eine Ehre darin sehen mochte, daß der allergnädigste Herr und seine Genossen ihren Mutwillen mit ihm trieben. Und wenn man der Lust zu „miseln" in vergröberter Form mit Bauernmädchen genügte, so konnte das wenigstens auf den Herzog als jungen Ehemann ein sehr böses Licht werfen. Wir können freilich nicht mehr beurteilen, wie weit man dabei ein berechtigtes Gefühl anderer, noch weniger, ob man auch das eigene bessere Gefühl verletzte. Daß das wirklich vorkam, bezeugt uns Goethe selbst: es waren ihm später die lieblichsten, liebsten Orte des Thüringer Waldes durch schlimme Erinnerungen vergällt.

Wenn wir nun aber (was für uns die Hauptsache ist) Goethes Anteil an diesem Leben genauer bestimmen wollen, so müssen wir ein Mißverständnis ablehnen, das aus jener Zeit her bis in die Gegenwart noch nachwirkt: daß er den Ton angegeben, daß er Karl August mit sich gezogen habe. Das scheint uns freilich fast nicht anders zu denken; denn

Goethe war 26 Jahre alt und Goethe, Karl August zählte 18 Jahre und war nur — Karl August. Also sollte jener, meinen wir, das unbedingte Übergewicht gehabt haben. Aber das Verhältnis stand von Anfang an wesentlich anders. Der Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach fühlte sich trotz seiner Jugend und trotz der geistigen Überlegenheit Goethes (die er wohl fühlte und anerkannte) auch diesem gegenüber als Herzog; und Goethe selbst fand das natürlich. Eine Äußerlichkeit stellt dies, so gleichgültig sie an sich ist, in das hellste Licht: der Herzog beehrte Goethe mit einem gnädigen „Du", während dieser, so viel wir sehen, trotz aller Brüderlichkeit sich gegen seinen lieben gnädigen Herrn auch im intimsten Verkehr des geziemenden „Sie" bedient. (Nur in Versen macht er natürlich eine Ausnahme.) Darin stand also Goethe einem Knebel und anderen Freunden des Herzogs völlig gleich. Nun entsprach es freilich der Sitte der Zeit, daß sie so mit einander verkehrten. Aber dann ist eben das charakteristisch, daß Karl August, der sonst auf Form gar nicht viel hielt, sich in diesem Punkt über die Schranken der Sitte nicht hinwegsetzen wollte. Goethe hat offenbar auch in der ersten Brüderlichkeit nicht den Gedanken oder Wunsch gehabt, daß ihm billig sein dürfte, was der Bruder Herzog von sich aus für sich als recht erkannte und übte. Darum hat wohl die Weimarer Gesellschaft vermutet, daß Goethe durch den Herzog regiere; Goethe selbst hat das von Anfang an besser gewußt: wenn ihm je ein solches Gelüste gekommen wäre, so hätte die Freundschaft bald ein Ende gehabt. Überhaupt hatte Karl August seinen höchst eigenen, energischen Willen; Goethe aber zeichnet sich eher durch die Abneigung aus, andere zu bestimmen. Daß dies in ihrem lustigen Leben so gut zur Geltung kam wie überall sonst, bezeugt uns zum Überfluß Goethe selbst, indem er an Merck schreibt (3. März 1776): „Wir machen des Teufels Zeug, doch ich weniger als der Bursche, der uns ein herrliches Drama auf den Leib schreibt."

Das ist gewiß der wahre Sachverhalt: Karl August hat Goethe dieses zweideutige Drama auf den Leib geschrieben, und Goethe hatte freilich, mehr noch als Karl August selbst, den Leib, auf den sich ein solches Drama schreiben ließ.

3.

Es verstand sich ja zum voraus von selbst, daß Goethe die Gastfreundschaft des Herzogs nur für kürzere Zeit in Anspruch nehmen durfte. Dies brachte ihm der Vater auf die unangenehmste Weise in die Erinnerung, indem er sich weigerte, ihm Geld nachzusenden. Goethe mußte bei Merck ein Darlehen aufnehmen. Sodann machte ihm der Herzog ein Geschenk von 100 Louisdor; daß aber Goethe den unangenehmen Beigeschmack, den eine solche Freundlichkeit hatte, wohl fühlte, zeigt die Art, wie er im März an Johanna Fahlmer über eine Wiederholung derselben berichtet: „Der Herzog hat mir wieder 100 Dukaten geschenkt. Gegeben. Wie ihr wollt . . .“ Also mußte er entweder gehen oder in eine Stellung eintreten, die ihn der Verlegenheit enthob, daß ihm solche Gnaden angeboten werden konnten.

Nun hatte ihn der Herzog schon Anfang Dezember 1775 abgehalten, den Grafen Stolberg nach Hamburg zu folgen, wo er Gustchens persönliche Bekanntschaft hätte machen können. Er mag also schon damals die Absicht kundgegeben haben, Goethe dauernd an sich zu binden. Goethe scheint jedoch seinem Wunsche nicht so schnell entgegengekommen zu sein, weniger wohl aus Rücksicht auf die Abneigung des Vaters gegen einen solchen Plan, als aus sachlichen Bedenken, die ihm nahe genug lagen. Aber diese mußten sich abschwächen, je vertrauter er mit dem Herzog wurde; und bald hatte er auch einen eigenen dringenden Grund zu bleiben. Denn wenn er (den 29. Januar 1776) an Frau von Stein schreibt, es gehe ihm verflucht durch

Kopf und Herz, ob er bleibe oder gehe, so war es gewiß eben die schnell aufgeschossene Leidenschaft für sie, die seinem Herzen den Gedanken wieder zu gehen unerträglich machte. Den Ausschlag möchte doch der Glaube gegeben haben, daß er wirklich dem Herzog und seinem Lande nützliche Dienste leisten werde. Wir können sogar mit einiger Wahrscheinlichkeit die Veranlassung feststellen, die diese Hoffnung in ihm erweckte.

Der Herzog brauchte einen Generalsuperintendenten und Hofprediger. Von den einheimischen Geistlichen scheint ihm keiner genehm gewesen zu sein; im übrigen lag ihm an der Sache wohl wenig genug, nur wünschte er „absolut keine Pfaffentrakasserien über Orthodoxie und den Teufel“. Wieland kam auf Herder, der sich von Bückeburg wegsehnte; Goethe griff diesen Gedanken auf; der Herzog ließ sichs gefallen und beauftragte Goethe, die Sache einzuleiten. Dieser richtet an Herder den 12. Dezember 1775 eine vorläufige Anfrage, ob er geneigt wäre, den Ruf anzunehmen; den 2. Januar 1776 kann er ihm schon Hoffnung geben. Dabei läßt er die bezeichnenden Äußerungen fallen: „Ich hoffe, du sollst's allein durch mich und aus freier Wahl des Herzogs haben . . . Ich wünsche dich meinem Herzog und ihn dir. Es wird euch beiden wohl tun, und — ja, lieber Bruder, ich mußte das stiften, eh' ich scheide.“ Daß die Sache bei dem Konsistorium auf einen zähen Widerstand stieß, mochte Goethe reizen, es auf eine Kraftprobe ankommen zu lassen, konnte ihm aber auch zum Bewußtsein bringen, daß er, trotz des anderen Scheins, die bessere Sache habe. Aus einigen Äußerungen gegen Merck möchte man sogar schließen, daß ihm die Wahrnehmung, er könne wohl auch etwas machen, ziemlich zu Kopfe gestiegen sei. „Wirst hoffentlich bald vernehmen, daß ich auch auf dem theatro mundi was zu tragieren weiß und mich in allen tragikomischen Farcen leidlich betrage“ (5. Januar 1776). „Ich bin nun ganz in alle Hof- und politische Händel verwickelt

und werde fast nicht wieder wegkommen. Meine Lage ist vorteilhaft genug, und die Herzogtümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesichte stünde ... Ich habe einen Streich gemacht, der hoffentlich durchgeht, und dir hoher Spaß sein wird" (22. Januar 1776). Was ihn in diese Ekstase brachte, erfahren wir aus einem gleichzeitigen Brief an Herder, worin er ihm mitteilt, daß er die zuvor gewünschten Zeugnisse seiner Rechtgläubigkeit nicht brauche: er habe „mit trefflichen Hetzpeitschen die Kerls (im Konsistorium) zusammengetrieben", und es könne nicht mehr lange stocken, so habe Herder den Ruf.

Doch hat ihm der Taumel, in den ihn dieser Kampf versetzte, nicht alle Besinnung genommen. Es ist wiederum Merck, dem er derb genug versicherte, daß er mehr als jemals am Platz sei, „das durchaus Sch ... ige dieser zeitlichen Herrlichkeit zu erkennen." Er übereile sich darum nicht; Freiheit und Genüge sollen die Hauptkonditionen seiner neuen Einrichtung sein. Darüber scheint er sich mit dem Herzog leicht verständigt zu haben. In welchem Sinne er nach längerem Schwanken die Entscheidung vollzog, können wir der Mitteilung entnehmen, die er darüber an Johanna Fahlmer sandte, obgleich er seine Lage darin mit unverkennbarer Absicht so darstellt, daß sie auch den Eltern in einem günstigen Licht erscheine. „Ich werd' auch wohl dableiben und meine Rolle so gut spielen, als ich kann, und so lang, als mir und dem Schicksal beliebt. Wär's auch nur auf ein paar Jahre, ist's doch immer besser als das untätige Leben zu Hause, wo ich mit der größten Lust nichts tun kann. Hier hab' ich doch ein paar Herzogtümer vor mir. Jetzt bin ich dran, das Land nur kennen zu lernen; das macht mir schon viel Spaß. Und der Herzog kriegt auch dadurch Liebe zur Arbeit; und weil ich ihn ganz kenne, bin ich über viel Sachen ganz und gar ruhig." (14. Febr. 1776.)

Um dieselbe Zeit, da Goethe dies schrieb, teilte der Herzog seinem Minister Fritsch mit, daß er unter andern Personalveränderungen beabsichtige, dem sich jetzt in Weimar aufhaltenden Dr. Goethe mit dem Charakter eines geheimen Assistenzrates die vierte und letzte Stelle im Conseil zu übertragen.

Aber der Eintritt in eine geordnete bürgerliche Existenz sollte Goethe nicht so leicht werden. Es kostete einen schweren Kampf, der ihm den Ernst dieses Schrittes eindringlich vor Augen führen mußte. Und damit stießen ganz zufällig und doch so bedeutsam andere Widerwärtigkeiten zusammen, die ihn zu einem ebenso peinlichen, wie fruchtbaren Nachdenken über seine bisherige Methode zu leben nötigten. Die „wünschenswerteste Existenz" zeigte nun ihre sehr unerwünschte Kehrseite!

Der Minister Fritsch war mit Goethes Anstellung durchaus nicht einverstanden. Er glaubte nicht bloß einwenden zu müssen, daß dadurch eine Menge rechtschaffener, langgedienter Diener zurückgesetzt werde, die auf einen Platz dieser Art Anspruch machen könnten; er sprach Goethe auch einfach und offen die Tauglichkeit zu einem dergleichen beträchtlichen Posten ab. Als ihm der Herzog einen Monat später erklärte, daß er bei seiner Absicht beharre (nur wollte er Goethe jetzt den Titel eines Geheimen Legationsrats geben), erwiderte ihm der Minister unverhohlen: die Anstellung Goethes würde ihm von aller Welt verdacht werden; wenn Goethe wahre Liebe zu ihm hätte, würde er sich die zugedachte Gnade verbitten; er selbst könne nicht länger in einem Kollegium sitzen, dem Goethe angehöre, da er darin nicht mehr mit Nutzen für den Herzog und Ehre für sich dienen könnte, wolle deshalb um gnädigste Entlassung aus seinen Diensten gebeten haben. Zugleich glaubte er dem Herzog die bisherige Verschleppung der wichtigsten Angelegenheiten zur Last legen und vorhalten zu dürfen, — an der doch wohl hauptsächlich Goethe schuldig sein sollte.

Darauf gab ihm der Herzog Anfang Mai eine ebenso bestimmte wie besonnene Antwort: Goethe sei rechtschaffen, von einem außerordentlich guten und fühlbaren Herzen; auf das Urteil der Welt komme es nicht an, übrigens wünschen ihm einsichtsvolle Männer Glück, einen Mann von solchem Genie zu besitzen; es hieße Goethes außerordentliche Talente mißbrauchen, wenn man ihm zumuten würde, von unten auf zu dienen; einen Platz, der in so genauer Verbindung mit ihm, dem Wohl und Wehe seiner Untertanen stehe, werde er nie nach dem Dienstalter, nur nach seinem Vertrauen vergeben; des Ministers Urteil über Goethe beleidige diesen und ihn selbst, der in Goethe seinen Freund sehe; der Minister möge sich anders besinnen. Doch Fritsch blieb auf seinem Kopfe, bis auch die Herzogin Mutter Amalie für Goethe eintrat. Da erklärte er den 15. Mai, ihr gegenüber bleibe ihm nur der Entschluß der Ergebung und Unterwerfung; nur verlange er, daß diejenigen Personen entschädigt würden, die durch die neuen Einrichtungen benachteiligt werden. Den 11. Juni wurde Goethes Ernennung vollzogen („wegen seiner uns genug bekannten Eigenschaften, seines wahren Attachements zu uns und seines daher fließenden Zutrauens"); den 25. Juni wurde er im Conseil eingeführt.

Es ist dem achtzehnjährigen Herzog gewiß zur hohen Ehre anzurechnen, wie er diese heikle Sache behandelte; und gewiß war es Goethe, der ihn bestimmte, bis an die äußerste Grenze des Entgegenkommens zu gehen. Wie hat es aber dieser über sich gewinnen können, mit einem Manne zusammen zu arbeiten, der ihm ausdrücklich die Tauglichkeit für sein Amt abgesprochen, der dieses Urteil nicht ebenso ausdrücklich zurückgenommen hatte? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein: Goethe hat sich eingestanden, daß der Minister eigentlich nicht unrecht habe. Was hatte er denn bis dahin geleistet, das ihn als den rechten Mann für ein Verwaltungsamt erwiesen hätte? Er hatte die Rechts-

gelehrsamkeit mit wenig Eifer und mäßigem Erfolg studiert und einige Jahre mit noch weniger Interesse als Advokat praktiziert. Sodann hatte er einige Dichtungen veröffentlicht, die von dem jungen Deutschland in den Himmel erhoben wurden, die aber durch ihren Gehalt wirklich nicht bloß dem verholzten Philister Bedenken erregen konnten. Im Götz von Berlichingen hatte er der Verachtung für die Institution des Rechts einen unverhohlenen Ausdruck gegeben; mit der bloßen Biederkeit aber, die er in Götz verherrlichte, wird kein Staat regiert. Er hatte in „Werthers Leiden" für eine problematische Natur, die sich mit ihrem empfindsamen Herzen in die bürgerliche Gesellschaft nicht finden kann, eine sehr bedenkliche Sympathie gezeigt und erweckt; er hatte soeben in der Stella (sie war im Januar 1776 veröffentlicht worden) einen Liebeskonflikt durch eine Doppelehe zu lösen gewagt! Dann hatte er sich die Zuneigung des Herzogs erworben — auch durch die Teilnahme an einem Leben, das zu sehr gegründeten Bedenken Veranlassung gab; wenn er nicht geradezu als dessen intellektueller Urheber zu betrachten war. Endlich hatte er die Berufung Herders durchgesetzt, der den neumodischen Schriftstellern für ein großes Genie galt, aber schon in manchen unangenehmen Händeln eine bedenkliche Rolle gespielt hatte. Goethe mußte sich selbst gestehen, daß man durch solche Proben des Genies sich einem ernsthaften Beamten nicht als Kollegen empfiehlt. Kam ihm noch ins Gedächtnis, daß er die Berufung Herders gegen Merck als einen „Streich" bezeichnet hatte, der diesem „hoher Spaß" sein werde; daß er demselben bramarbasierend geschrieben hatte, die Herzogtümer Weimar und Eisenach seien immer ein Schauplatz, um zu ersehen, wie einem die Weltrolle zu Gesichte stünde: so durfte er wohl Gott danken, daß Fritsch davon nichts wissen konnte. In der Tat hatte Goethe trotz seines guten Herzens und des wahren Attachements an den Herzog die Tauglichkeit für die angetragene Stel-

lung erst zu erweisen. Und wenn er dies sich selbst eingestand, so mußte er auch seine Ehre darein setzen, diesen notwendigen Erweis gerade dem Manne zu liefern, der ihn aus guten Gründen als Kollegen abgelehnt hatte.

Während die Verhandlungen mit Fritsch schwebten, wurde Goethe die Verantwortlichkeit seiner noch unverantwortlichen Stellung von einem Manne, den er bis dahin hoch verehrt hatte, aufs empfindlichste zum Bewußtsein gebracht. Durch Mittelspersonen, von denen Goethe sichs schwerlich vermutete (sein und des Herzogs Freund Seckendorf scheint eine sehr bedenkliche Rolle gespielt zu haben; auch Frau von Stein war nicht ganz unbeteiligt), waren über das neue Leben und Treiben in Weimar Berichte nach auswärts gelangt, die einen sehr üblen Eindruck machen mußten; der fortschreitende Klatsch hatte daraus höchst bösartige Dinge gemacht. Da handelte sichs nicht mehr bloß darum, daß Goethe beim Essen fluche und der Herzog Papier zerkrümle und andern im Wein zu trinken gebe; man erzählte sich auch, daß dieser sich täglich in Branntwein betrinke, um sich abzuhärten, und mit Goethe brüderlich ein Mädchen genieße. Und solche Dinge wurden geglaubt; denn es war Goethe (wie wir aus Mercks Briefen an Nicolai wissen) schon in Frankfurt so viel Törichtes und Böses nachgesagt worden, daß es ihn seines Bürgerrechts verlustig und vogelfrei hätte machen müssen. Auch dem Schlimmsten wagt Christian zu Stolberg, der intime Freund Goethes, nicht die kategorische Erklärung entgegenzusetzen, daß das nur bösartige Verleumdung sein könne; er bemerkt darauf schwächlich: „der Herzog und er eine gemeinschaftliche Maitresse, das wäre abominabel, das hab' ich Mühe zu glauben; aber beide sind unbändig, und beiden ist der Umgang miteinander höchst gefährlich." Da ist es nicht zu verwundern, daß auch Klopstock Nachrichten Glauben schenkte, die so bestimmt auftraten. Er fühlte sich verpflichtet, Goethe, so schwer es ihm wurde, einen Beweis

seiner Freundschaft zu geben, indem er ihn warnte. In der Tat hat der Brief, den er an Goethe schrieb (vom 8. Mai 1776), nur das eine Unfreundschaftliche, daß er die Zuverlässigkeit der ihm zugekommenen Nachrichten nicht doch in Frage stellt. Klopstock beginnt mit der Versicherung, daß er es glaubwürdig wisse; denn ohne Glaubwürdigkeit würde er schweigen. Übrigens kennt er die schlimmsten Nachreden noch nicht oder übergeht er sie nur; er beschränkt sich darauf, daß der Herzog bald erliegen müsse, wenn er sich fortwährend bis zum Krankwerden betrinke. Goethe wird zu bedenken gegeben, daß gerade der Herzog von Weimar, der als Freund der Gelehrten eine rühmliche Ausnahme unter den deutschen Fürsten mache, solches Ärgernis nicht geben sollte. Sodann wird ihm vorgestellt, wie sehr die Herzogin unter diesem Treiben leiden müsse: „Louisens Gram! Goethe! — Nein, rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie sie lieben wie ich!" Fritz von Stolberg, der die Stellung eines Kammerherrn in Weimar angenommen hatte, könne und dürfe nicht an einem solchen Leben teilnehmen. Goethe möge den Brief, wenn er wolle, dem Herzog zeigen: „denn da ist er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund sagt, nicht mehr hören mag." Goethe nimmt sich zur Antwort 14 Tage Zeit; dann erwidert er: „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, liebster Klopstock. Sie helfen nichts und machen uns immer ein paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich darauf nicht antworten kann. Entweder ich muß als Schulknabe ein pater peccavi anstimmen oder mich sophistisch entschuldigen oder als ein ehrlicher Kerl verteidigen und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen dreien heraus; und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns über diese Sache. Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz übrig bliebe, wenn ich auf alle solche Briefe, auf alle solche Anmahnungen antworten sollte. Dem Herzog tat es einen Augenblick weh, daß es von Klopstock wäre. Er liebt und

ehrt Sie; von mir wissen Sie eben das. Leben Sie wohl. Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer und, wills Gott, besser als er uns selbst gesehen hat." Eine kurze Absage Klopstocks schließt den merkwürdigen Briefwechsel: „Sie haben den Beweis meiner Freundschaft so sehr verkannt als er groß war, groß besonders deswegen, weil ich unaufgefordert mich höchst ungern in das mische, was andere tun. Und da Sie gar unter ‚all' solche Briefe und ‚all solche Anmahnungen' (denn so stark drücken Sie sich aus) den Brief werfen, welcher diesen Beweis enthielt, so erkläre ich Ihnen hierdurch, daß Sie nicht wert sind, daß ich ihn gegeben habe. Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, oder vielmehr, wenn er sich selbst hört." Stolberg kam in der Tat nicht, ohne auch nur mitzuteilen, daß er seine gegebene Zusage zurückziehe; Klopstock aber sorgte dafür, daß sein Bruch mit Goethe in Karlsruhe und an andern befreundeten Höfen bekannt werde.

Goethe hat diese Sache nicht so leicht genommen, als seine Antwort an Klopstock glauben machen könnte. Zur selben Zeit beschreibt er Gustchen in dem ersten und einzigen ausführlichen Brief, den er ihr von Weimar aus sendet, acht Tage seines Lebens und bezeugt ausdrücklich die Treue seines Berichtes. Da er wissen mußte, daß dieser Brief auch von Gustchens Brüdern und insbesondere von Klopstock gelesen werden würde, hat er diesem indirekt die Rechtfertigung zukommen lassen, die er ihm direkt freilich nicht gewähren konnte. Darin finden wir nun auch die Andeutung, daß seine Lage, so glücklich sie sei, doch ihre zwei Seiten habe. Dem Herzog wird bezeugt: „es ist ein trefflicher Junge und wird, wills Gott, auch ausgären." Sein gegenwärtiges Leben bezeichnet Goethe als eine neue Schule für ihn, durch die ihn das Schicksal führen wolle; sie solle ihn wohl mit den andern, die er schon durchlaufen, dahin stellen, wo ihn die gewöhnlichen Qualen der Menschen gar nicht mehr anfechten müssen. Er schließt: „Gestern ist mir

wieder wunderbars Wesen um den Kopf gezogen. Was wird werden? Ich hab eben noch viel auszustehen. Das ist's, was ich in allen Drangsalen meiner Jugend fühlte; aber gestählt bin ich auch und will ausdauern bis ans Ende. Adieu. Nun hörst Du wieder eine Weile nichts von mir. Schreib mir aber, wenn Dich's freut. Fritz soll kommen, wenn er gerne mag. Der Herzog hat ihn lieb, wünscht ihn je eher je lieber, will ihn aber nicht engen. Adieu. Ich bin immer derselbe." Aber er scheint mit diesem Brief nicht den gewünschten Eindruck gemacht zu haben. Denn am 30. August schreibt er der Freundin: „Es geht mir wie Dir, Gustchen, ich hab auch was auf dem Herzen, also heraus damit. Von Fritz hab ich noch keinen Brief. Der Herzog glaubt noch, er komme, und man fragt nach ihm, und ich kann nichts sagen. Lieb Gustchen, mir ist lieber für Fritzen, daß er in ein wirkendes Leben kommt, als daß er sich hier in Kammerherrlichkeit abgetrieben hätte. Aber Gustchen — er nimmt im Frühjahr den Antrag des Herzogs an, wird öffentlich erklärt, in allen unsern Etats steht sein Name, er bittet sich noch aus, den Sommer bei seinen Geschwistern zu sein, man läßt ihm alles, und nun kommt er nicht. Ich weiß auch, daß Dinge ein Geheimnis bleiben müssen. — Aber — Gustchen, ich habe noch was auf dem Herzen, das ich nicht sagen kann — — —. Und die, die man so behandelt, ist Karl August, Herzog zu Sachsen, und Dein Goethe, Gustchen. Laß mich das jetzt begraben, wir wollen dran wegstreichen." — Man sieht, die Kränkung tat weh, und nicht nur für einen Augenblick.

Empfindlicher war aber doch, daß Klopstock zum Teil nur gesagt hatte, was Goethe leider selbst schon wußte; und dabei war es ein schlechter Trost für diesen, daß der Mahner seine Stellung zu dem Herzog verkannte. Mit Luisens Gram hatte es seine Richtigkeit. Das war für Goethe schmerzlich genug, der auch für Luisen „fühlte".

Und es konnte Goethe auch nicht verborgen bleiben, daß Luise selbst ihn für das mit verantwortlich machte, was ihr an ihrem Gatten mißfiel. Aber er hatte bereits erkannt, daß das Mißverhältnis zwischen dem herzoglichen Ehepaar, weil es in einer Dissonanz der Naturen wurzelte, durch kein wohlgemeintes Zureden zu beseitigen war. Damit konnte er sich freilich vor Klopstock nicht rechtfertigen, und ebensowenig konnte er diesem sagen, daß er seinen Einfluß auf den Herzog bei weitem überschätze. Goethe hatte schon zu erfahren bekommen, daß Karl August fähig sei, gegen seinen besten, gegründetsten Rat eine richtige Tollheit zu machen. Und dann sollte er, Goethe, auch für das haftbar sein, was er nur nicht hatte verhindern können! Eine solche Stellung konnte freilich zu einer Schule der Selbstlosigkeit werden, von der sich die Freunde nicht träumen ließen. Goethe aber hatte, wie wir sahen, wenigstens eine Ahnung davon, daß ihm noch mehr solcher geheimen, unsagbaren Leiden bevorstehen möchten.

Wenn aber diese Dinge hinter den Kulissen spielten, war es für Goethe eine sehr zweifelhafte Freude, daß von April bis November 1776 Freund Lenz auf Kosten des Herzogs in Weimar und Umgebung sein Wesen hatte und alle Tage regulièrement seinen dummen Streich lieferte, bis er sich endlich durch eine Eselei, die Goethe nahe gegangen sein muß, unmöglich machte; daß im Juni auch Freund Klinger sich einstellte, gegen Goethes Rat dablieb, sich mit dem Prinzen Konstantin anfreundete und es bis in den Oktober hinein nur wilder, aber nicht klüger als Lenz trieb. Einem Wieland freilich gaben sie die Veranlassung, die Besonnenheit zu bewundern, die Goethe im Gegensatz zu ihnen bewies. Den Gegnern aber waren sie eben Goethes Spießgesellen; und er selbst konnte sich kaum verhehlen, daß sie richtige Karikaturen seiner selbst waren. Insofern konnten sie ihm wirklich ganz nützliche Dienste leisten. Eine Karikatur, die einem unbehaglich ist, weil man ihr eine gewisse

Ähnlichkeit nicht absprechen kann, ist ein ganz vortreffliches Hilfsmittel der Selbsterkenntnis.

4.

So war nun Goethe an Weimar gebunden, wenn er sich auch seine Freiheit vorbehalten hatte; er hatte dort seinen bürgerlichen Beruf und Charakter; und da ihm der Herzog einen Garten geschenkt hatte, so war er dort auch sozusagen bodenständig geworden. Damit traten ganz neue Faktoren in seine Entwicklung ein. Ihre Wirkung ist darum nicht geringer zu schätzen, weil sie sich der Natur der Sache nach nicht in hervorstechenden Begebenheiten äußert. Da wir also keine besondere Veranlassung haben werden, auf sie hinzuweisen, so bestimmen wir zum voraus im allgemeinen, von welchem Einfluß diese Wendung in Goethes Leben sein mußte.

Bis dahin hatte Goethe eigentlich nur zu seinen Eltern ein festes, gegebenes Verhältnis gehabt, in dem er sich doch äußerst frei bewegen konnte. Mit seinen vielen Freunden und Freundinnen dagegen konnte er ganz nach Laune den Verkehr aufs eifrigste pflegen und wieder saumselig dahinschleppen und endlich ganz einschlafen lassen; und er war bei guter Laune begeisterten Entgegenkommens sicher und hatte bei schlechter Laune nur sehr zahme Vorwürfe zu gewärtigen, wenn der leidende Freund nicht vorzog zu schweigen. Sogar die förmliche Verlobung mit Lili scheint ohne eine förmliche Erklärung wieder auseinandergegangen zu sein. So bequem sollte Goethe es ferner nicht haben. Den abwesenden Freunden gegenüber konnte er sich wohl noch der Freiheit bedienen, ihre Briefe nicht zu beantworten, wenn er keine Lust hatte aus sich herauszugehen (und er hat sich, wie wir sehen werden, wirklich in dieser Weise gegen sie geholfen). Mit der Gesellschaft zu Weimar dagegen mußte er leben, so oder so, so lange er nicht seinen förmlichen

Abschied nehmen wollte. Man konnte sich bei augenblicklicher Verstimmung vorübergehend aus dem Wege gehen; aber man lebte doch so enge auf einander, daß man sich schließlich irgendwie vertragen mußte. Wollte das gar nicht gehen, so war das eine böse Sache — auch für Goethe. Denn nun bekam er mit Leuten zu tun, die nicht gewillt waren, ihn zu genießen, so lange es ging, und sich schweigend zurückzuziehen, wenn es nicht mehr ging. Das war etwa die Art Wielands. Herder dagegen fühlte sich auch als Potentaten des Geistes und konnte sehr unangenehm werden, wenn ihm Goethes Art nicht paßte. Die Hofgesellschaft aber hatte der Überlegenheit seines Genies den Vorzug der Geburt entgegenzusetzen; und ob Goethe bald noch so gering von ihr denken mochte, so konnte sie ihm doch das Leben sauer machen. Ja, es erwies sich, daß nicht einmal das Verhältnis zu dem Herzog auf der bloßen Herzlichkeit sicher ruhte. Also mußte Goethe erkennen, daß es eine Kunst sei, mit den Menschen zu leben; er mußte sich entschließen, diese Kunst förmlich zu lernen, zu üben. Er hat es darin mit den Jahren so weit gebracht, daß man mit Bedauern an die frische, ob auch unbeständige Laune zurückdenkt, die Goethe früher in dem Verkehr mit Menschen walten ließ.

Ferner hatte Goethe nun als Beamter wirklich zu arbeiten; erst weniger, später zu Zeiten sehr viel, ja fast über die Kraft. Das war für ihn wieder etwas ganz neues. Er war ja immer tätig gewesen, aber doch nur nach Laune, in freier Gefälligkeit gegen andere oder einem dichterischen Drang folgend. Jetzt hatte er gewisse Leistungen auf sich genommen, von denen der Gang eines größeren Ganzen abhängig war. Ob er nun mehr oder weniger an Geschäften hatte: die erzieherische Bedeutung dieser Verpflichtung darf nicht übersehen werden. Goethe selbst hat ihren Segen nachdrücklich und dankbar gerühmt. „Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele; wenn

sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit; das Schönste der Gaben wird ihm ekel.“ Goethe war denn auch kaum der Versuchung ausgesetzt, die übernommene Verpflichtung leicht zu nehmen. Insbesondere hat er sich's nicht einfallen lassen, daß er Mängel in seiner Amtsführung durch Gaben seines Genies aufwiegen könnte. Gerade weil er seine „unverdient“ hohe Stellung der Gunst des Herzogs verdankte, mußte er sein Amt so führen, daß er keiner Nachsicht bedurfte; und weil er den Herzog wirklich zuerst als Originalgenie angezogen hatte, das im Dichten und Leben gleich außerordentlich war, mußte er zeigen, daß er in Geschäften keine Deckung hinter seiner Genialität zu suchen brauchte. Als er im Juni 1782 unter dem Murren einer einflußreichen Partei in Weimar sich die Geschäfte des Kammerpräsidenten übertragen ließ (ohne den Titel und ohne Erhöhung der Besoldung), um die unter seinem untauglichen, gewissenlosen Vorgänger verlotterten Finanzen des Landes in bessere Ordnung zu bringen, verstärkte sich das Gewicht dieser Motive. „Nun hab' ich zwei volle Jahre aufzuopfern (schreibt er da), bis die Fäden nur so gesammelt sind, daß ich mit Ehren bleiben oder abdanken kann. Ich sehe aber auch weder rechts noch links.“ Und dabei ist er geblieben, so oft er später auch unter der Last der Geschäfte seufzte. Er hat es lange Jahre über sich gewonnen, nebenher Dichter zu sein und im Hauptberuf Geschäftsmann; und das, als ihm die herrlichsten Werke im Sinne lagen.

Als Beamter war er ferner mitverantwortlich dafür, daß ein bestehender Staatshaushalt ersprießlich geregelt werde, so daß eine bestimmte Anzahl konkreter Menschen sich darin wohl oder doch leidlich befänden. Mit allgemeinen, hochfliegenden Ideen über die Beglückung der Menschen war da nichts anzufangen; auch ein bloßes unbestimmtes Wohlmeinen genügte nicht. Man mußte die

Verhältnisse und Personen nehmen, wie sie waren, die Bedingungen und Bedürfnisse des Lebens scharf erfassen, das Notwendige im Auge behalten, mit dem Möglichen rechnen. Dabei zeigte sich zum Beispiel, daß geordnete Finanzen für einen Staat wichtiger sind, als die Pflege der Kunst. Denn die Verhältnisse in dem Herzogtum waren durchaus nicht glänzend; Goethe hatte als Verwalter der Finanzen manche schwere Stunde. Unter solchen Sorgen mußte Goethes Teilnahme am Menschenleben immer praktischer und nüchterner werden; es offenbart sich ihm die fundamentale Bedeutung richtigen Wirtschaftens für den ersprießlichen Betrieb und wirklichen Genuß des Lebens. Doch leidet darunter die Innigkeit seines Mitgefühls mit Wohl und Wehe der Menschen keineswegs not. Im Gegenteil, wenn er nun bekennt, daß er das Land und die Leute liebe, in deren Dienst er steht, deren Not er kennt, so hat das mehr Wert, als die dichterische Verherrlichung der Liebe auch zum gemeinen Volk in Werther und Götz. Es ist nicht zufällig, daß Goethe gerade in diesen Jahren mehrfach eine dauernde Fürsorge für andere auf sich nahm, die auch größere Opfer an Bequemlichkeit und Geld erforderte. Wie er seinen geheimnisvollen Schützling „Kraft" behandelte, ist geradezu musterhaft. Den Aufwand, den er für ihn machen muß, bespricht er mit ihm in einem geschäftlich nüchternen Tone, der doch den Verdacht glücklich vermeidet, als ob ihm irgend etwas Notwendiges zu viel werden könnte; Krafts Empfindlichkeit tritt er ebenso bestimmt wie zart entgegen.

So mußte ein abstraktes Sehnen nach Glück, ein abstraktes seliges oder schmerzliches Gefühl der Fülle und Leere des Daseins mehr und mehr zurücktreten hinter den Sinn für die konkreten Bedingungen des Menschenlebens und die einzelnen konkreten Freuden und Leiden, die unter ihnen zu erreichen und zu vermeiden waren. Diese Entwicklung wurde gefördert durch das „Hausvatern" im

eigenen Besitz, dem sich Goethe sofort mit großem Eifer und tiefer Innigkeit ergab. Im eigenen Häuschen sich einzurichten, von den eigenen Produkten zu genießen, die eigenen Produkte zu verschenken, bekommt einen ganz intimen Reiz für ihn. Das Verhältnis zur Natur wird traulicher, herzlicher, wenn er ihr Weben und Leben im eigenen Gärtchen beobachtet, die vernachlässigten Plätzchen desselben mit Händen der Liebe polstert und putzt und mit größter Sorgfalt die Fugen der Kunst der lieben, immer bindenden Natur zu befestigen und zu decken übergibt. Sein Garten ist der eine der zwei Fäden, die ihn an Weimar zu einer Zeit binden, da er sich oft weit fort wünschte; das Wachstum seiner lieben Bäume ist ihm ein Symbol der eigenen Entwicklung. Bald stellt sich auch die Lust ein, zu sammeln, was in Natur und Kunst sein Interesse erregt, sein Gemüt angesprochen hat. Und dadurch eröffnet sich ihm immer mehr ein freundliches Verständnis für die Liebe, womit der Mensch überhaupt an allem Eigenen haftet, für den natürlichen Wunsch jedes einzelnen, daß er das Seine mit den Seinigen in seiner Weise genießen dürfe.

Dies alles drängte mehr und mehr darauf hin, daß das bloße Glück, vom Freund oder der Freundin geliebt, verstanden zu werden, von Goethe immer deutlicher nach seinem wirklichen *relativen* Wert geschätzt wurde. An die realen Bedingungen des Lebens gebunden, kann der Mensch nicht allein von der Liebe leben. Gefühl ist nicht alles. Aber liebend und geliebt das reale Leben zusammen erleben: das freilich gibt allein wahre Befriedigung. So ist es mit der Freundschaft zwischen Goethe und seinem Herzog nicht getan, wenn sie nicht in Einem Sinn miteinander wirken können. Daß Goethe Frau von Stein liebt und von ihr geliebt wird, ist an sich noch kein Glück, wenn sich nicht ein modus vivendi finden läßt, der ihnen ermöglicht, das Leben zu teilen. Freundschaft und Liebe,

die sich nicht betätigen läßt, deren Realität also fast ausschließlich in dem eigenen Gefühl und Glauben an das Gefühl des andern liegt, verliert für Goethe mehr und mehr an Bedeutung. Er wird „kälter". Doch ist das nur Schein: die Wahrheit ist, daß sich sein Gemütsleben konsolidiert. Ein Gefühl, das mehr Erregung der Phantasie als des Herzens ist, verliert sich allerdings nach und nach; auch macht sich in steigendem Grade die Abneigung bemerklich, wirkliche Werte des eigenen Lebens den eitlen Wünschen anderer zu opfern. Aber der ernste Anteil an fremdem Leben und Ergehen steigert sich eher. Mit einem Wort: Goethe reift unter der erweiterten, vertieften und verschärften Erfahrung, die ihm das Leben in Weimar bringt.

Diesen Prozeß der Reife habe ich nun — hätte ich nun in seinem genaueren Verlaufe darzustellen. Denn bei einem Leben, in dem so viel Schicksal und so wenig Plan ist, wie in dem Goethes, ist das keine leichte Sache. Der Strom seines Lebens hat in diesen Jahren den seltsamsten, regellosesten Lauf. Immer fließt er zugleich unterirdisch und oberirdisch dahin, aber ohne festes Verhältnis der beiderseitigen Geschwindigkeit, Fülle und Richtung. Bald verzweigt er sich in mehrere Arme, bald überschwemmt er seine flachen Ufer, bald scheint er sich zum See aufzustauen. Und doch steht er niemals still; und wenn wir längere Zeiträume überblicken, glauben wir ein festes Gesetz seines Fortschreitens zu bemerken. Ich hoffe die Bewegung in Goethes Leben noch am ehesten zur Anschauung zu bringen, indem ich zuerst die Geschichte der persönlichen Beziehungen erzähle, die den größten Einfluß auf ihn hatten: zu Karl August, zu Frau von Stein, zu den wichtigsten der Freunde. Sodann kann ich einen summarischen Bericht über Inhalt und Stimmung seines Lebens bis Herbst 1785 geben. Daran schließt sich von selbst die Untersuchung der Ursachen, die ihn zur Flucht nach Italien trieben.

5.

Auf das ursprüngliche Verhältnis Goethes zu Karl August paßt uneingeschränkt, was Goethe in „Dichtung und Wahrheit" über seine Verbindung mit den Stolberg und andern sagt: „Eigentlich war es eine lebhafte Jugend, die sich gegeneinander aufknöpfte und ein talentvolles, aber ungebildetes Inneres hervorkehrte. Einen solchen Bezug gegeneinander, der freilich wie Vertrauen aussah, hielt man für Liebe, für wahrhafte Neigung. Ich betrog mich darin so gut wie andere und habe davon viele Jahre auf mehr als eine Weise gelitten." Goethe hätte diese Charakteristik jener Art von Freundschaft z. B. seinem ersten Brief an Karl August entnehmen können (23.—26. Dezember 1775), dem bedeutendsten unmittelbaren Zeugnis für den Ton ihres Verkehrs in der ersten Zeit. Darin versichert Goethe zuerst, er vermisse seinen lieben, gnädigen Herrn wahrlich schon, obgleich sie nicht zwölf Stunden auseinander seien; dann vertraut er ihm an, daß das Gefühl seiner Vergangenheit, seines Schicksals, seiner Liebe über ihn gekommen sei, und flicht einen Vers an Lili ein; dann erlaubt er sich, ihn vor den Gesichtern zu warnen, die ihn umschwänzen und umkredenzen, und ruft ihm zu:

Findst doch nur wahre Freud und Ruh
Bei Seelen grad und treu wie du; —

dann schreibt er ihm (vielleicht nicht ohne Absichtlichkeit) einige Verse aus dem Propheten Jesaias ab, worin über die Verwüstung des Landes geklagt wird; dann erzählt er, daß er über die vergessenen Schlittschuhe geschimpft und geflucht habe, und daß er und die Genossen ihre Imagination spazieren geritten haben, wie's sein möchte, wenn sie Spitzbuben und Vagabunden wären, und um das natürlich vorzustellen, die Kleider gewechselt haben. Solche formlose Vertraulichkeit wurde also unter ihnen als Beweis der Liebe gegeben und genommen. Aber das Verhältnis Goethes und

Karl Augusts war so angelegt, daß dieser Selbstbetrug sich nicht lange ungestört erhalten konnte. Denn Karl August war, wie wir sahen, von Anfang an für Goethe nicht bloß der Freund, sondern auch der liebe, gnädige Herr, also doch eben der Herr. Indem ferner die Umgebung den Freund des Herzogs als Favoriten betrachtete und auch beneidete und haßte, machte sie diesem das Zweideutige in seiner Stellung zu dem herzoglichen Freund empfindlich. Endlich aber war das talentvolle, aber ungebildete Innere, das sie sich aufknöpfen konnten, nicht so gleichartig, daß es ihnen immer ein Genuß hätte sein können, sich einander zu eröffnen. Ihre Freundschaft mußte sich also über kurz oder lang aus einem scheinbaren Besitz in eine wirkliche Aufgabe verwandeln; und zwar fiel dann naturgemäß Goethe als dem Älteren und Abhängigen die Arbeit zu, ihr den Gehalt zu schaffen, durch den sie erst sichern Bestand gewinnen konnte.

Wir finden denn auch Goethe, während das lustige und wilde Leben noch seinen flottesten Gang ging, offenbar bemüht, auch den Ernst zur Geltung zu bringen, der ihm doch immer im Sinn lag. Dahin dürfen wir wohl rechnen, daß sie sich tales of the times of old erzählen. Das verstand sich ja unter guten Freunden von selbst und war eine angenehme Unterhaltung. Aber Goethe hatte zugleich die Neigung und die Fähigkeit, das Erlebte zur Erfahrung zu erheben. Übrigens macht auch der Herzog bei seiner guten Beobachtungsgabe und seinem scharfen Verstand köstliche Anmerkungen, von denen Goethe lernen kann. Sie tummeln sich dann auch gern auf dem „moralischen Pferde", besprechen den Wert und den Unwert der menschlichen Taten und haben so manche lange, gute, innige, klare, kräftige Unterhaltung, durch die man sich „unendlich" aufklärt. Auch bleiben sie durchaus nicht im Abstrakten stecken; sie machen die Anwendung auf sich, ihre Lage und Umgebung. So bemerken sie mit Befriedigung, daß sie, obwohl von Ostentation gegen sich selbst und andere nicht frei, doch gegen-

einander sich ihrer nie schuldig gemacht haben. Es wird von ihnen auch untersucht, warum dem Herzog dies und das so schwer werde; nach einem Conseil, worin der Herzog zu viel spricht, gibt Goethe einige Erklärungen über: „zu viel reden, fallen lassen, sich vergeben, Ausdrücke mäßigen, Sachen in der Hitze zur Sprache bringen, die nicht geredt werden sollten." Goethes Liebe zu Frau von Stein und noch mehr des Herzogs Ehe führen das Gespräch auf das Verhältnis zu den Frauen: ein für beide Freunde gleich wichtiges und schwieriges Thema. Später gaben auch die heranwachsenden Kinder Karl Augusts zu fruchtbarem Gedankenaustausch Veranlassung. Und so wurde gewiß noch vieles Persönliche zwischen ihnen verhandelt, das Goethe zufällig weder in seinen Tagebüchern, noch in seinen Briefen erwähnt.

Insbesondere aber hat Goethe mit dem Herzog oft ein „weitläufig politisch Lied" gesungen. Einzelne Regierungsmaßregeln wie allgemeine Regierungsgrundsätze werden eifrig von ihnen besprochen. Zumeist handelt es sich um die Verwaltung des Landes; der bayrische Erbfolgekrieg (1778) lenkt die Blicke auch nach außen. Die Freunde studieren miteinander die Institutionen; andrerseits wird die allgemeine Bedeutung von Ordnung, Polizei und Gesetzen erörtert. Natürlich gab es dabei auch Differenzen. Daß sie das gute Einvernehmen nicht störten, dürfen wir gewiß Goethe als Verdienst zurechnen. Indem er in seinem Tagebuch notiert, daß sie über Ordnung, Polizei und Gesetze gesprochen, fügt er bei: „Verschiedene Vorstellung; meine darf sich nicht in Worten ausdrücken, sie wäre leicht mißverstanden und gefährlich." Er war sich also klar über die Grenzen des Einflusses, den er sich überhaupt wünschen konnte; und so war er nicht versucht, der Selbständigkeit des Herzogs zu nahe zu treten.

In der Tat befestigte sich in den ersten Jahren die Verbindung der beiden Freunde, indem ihnen der Ernst der ge-

meinsamen Arbeit immer stärker zum Bewußtsein kam. „Der Herzog wird mir immer näher und näher, und Regen und rauher Wind rückt die Schafe zusammen," bemerkt Goethe den 8. Oktober 1777 in seinem Tagebuch, und fügt zur Erklärung das eine schwere Wort bei: „Regieren!!" Darum ist er auch in dieser Zeit im allgemeinen auf des Herzogs Seite gegen die Vorwürfe seiner Umgebung. „Der Herzog [ist] sich immer entwickelnd; und wenn sichs bei ihm merklich aufschließt, krachts, und das nehmen die Leute übel auf" (29. Dezember 1778). „Außer dem Herzog ist niemand im Wachsen; die andern sind wie Dresselpuppen, wo höchstens noch der Anstrich fehlt" (13. Juli 1779). Die höchste Intimität ihres Einvernehmens zeigt sich darin, daß der Herzog im August 1779 Goethes Plan einer Reise in die Heimat sich zueignet und erweitert und den Freund, um ihm eine würdige Stellung auf der gemeinsamen Reise zu geben, zum Geheimrat ernennt. Die Reise in die Schweiz verläuft denn auch zu beiderseitiger vollster Befriedigung. Und doch ist sie auch ein Glied in der inneren Auseinandersetzung Goethes mit dem Herzog, die schon lange zuvor begonnen hatte.

Ein erstes Anzeichen, daß Goethe eine wesentliche Verschiedenheit zwischen dem Herzog und sich wahrnimmt, begegnet uns in seinen Briefen an Frau von Stein im Dezember 1777. Auf seiner einsamen Reise in den Harz bemerkt Goethe, daß ihm „alle Prosa zur Poesie und alle Poesie zur Prosa wird." Er erkennt daraus, „wie doch nichts abenteuerlich ist, als das Natürliche und nichts groß als das Natürliche u. s. f." Und nun wünscht er auch dem Herzog den Mitgenuß eines solchen Lebens; aber er muß hinzufügen: „den rechten Geschmack davon kann er noch nicht haben; er gefällt sich noch zu sehr, das Natürliche zu was Abenteuerlichem zu machen, statt daß es einem erst wohl tut, wenn das Abenteuerliche natürlich wird." Goethe war also von dem Herzog durch dieselbe „ungeheure Differenz" ge-

schieden wie von den Gebrüdern Stolberg, über die ihm Merck zwei Jahre zuvor gesagt hatte: „Dein Bestreben, deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das gibt nichts wie dummes Zeug." Die Reise in die Schweiz sollte nun wohl auch dem Zweck dienen, den falschen Geschmack des Herzogs auf homöopathische Weise, aber durch eine allopathisch bemessene Dosis der Arznei radikal zu kurieren. Darum ließ sich Goethe sogar auf den Wunsch des Herzogs ein, im November von Chamounix ins Wallis und von da über die Furka auf den St. Gotthardt vorzudringen. Das Abenteuer war offenbar gefährlich; aber eben deshalb fiel die Versuchung weg, die Gefahr mutwillig zu suchen; es richtete sich vielmehr der Sinn naturgemäß darauf, die vorhandenen Schwierigkeiten zu überwinden. So sollte der Herzog von seiner „bösen Art" geheilt werden (die eben auf dieser Reise sehr unangenehm geworden war), „den Speck zu spicken": daß er nämlich, wenn man auf dem Gipfel des Berges mit Müh und Gefahr war, noch ein Stiegelchen ohne Zweck und Not mit Müh und Gefahr suchte. Aber die Kur hat nicht auf die Dauer geholfen. Goethe hat später noch öfter die Gelegenheit gehabt, sich über Karl Augusts zwecklose Waghalsigkeit zu beklagen. „Es ist eine kuriose Empfindung," bemerkt er einmal verdrießlich, „seines nächsten Freundes und Schicksalsverwandten Hals und Arm und Beine täglich als halb verloren anzusehen und sich darüber zu beruhigen, ohne gleichgültig zu werden." Freilich mochte es auch seine höchst natürliche Ursache haben, daß Goethe dieser Liebhaberei des Herzogs immer weniger Geschmack abgewinnen konnte: der Unterschied des Alters machte sich im Lauf der Jahre stärker geltend.

Aber noch in einem andern, wichtigeren Punkte hat sich Goethe von Karl Augusts Geschmack für das Leben mehr und mehr abgewendet. Die Selbstherrlichkeit, mit der sich

dieser über die durch die Sitte geprägte und im gesellschaftlichen Verkehr gültige Form des Lebens wegsetzte, mochte ihn anfangs ansprechen, ja begeistern; und des Herzogs Zuneigung hatte er wohl hauptsächlich dadurch gewonnen, daß er dem ungebundenen Leben einen poetischen Reiz zu verleihen vermochte. Als aber des Herzogs burschikose, um nicht zu sagen rohe Art das Verhältnis zu seiner Gemahlin erschwerte, die die feine Form eher überschätzte, fand Goethe schon sehr bald, daß sie eben immer beide Unrecht haben; noch weniger mochte er gleichgültig zusehen, wenn Luisens Glück durch eine abirrende Leidenschaft des Herzogs gefährdet wurde. Dadurch wurde ihm eine Aufgabe gestellt, die er sich gewiß nicht hatte träumen lassen, als er nach Weimar kam, und für die er sich, wie man es nimmt, besonders gut oder besonders schlecht eignete. Den 10. Januar 1779 notiert er sich in sein Tagebuch: „Abends nach dem Konzert eine radikale Erklärung mit dem Herzog über Kronen [Corona Schröter]. Meine Vermutungen von bisher teils bestätigt, teils vernichtet. Endets gut für uns alle, ihr, die ihr uns am Gängelbande führt." Er fürchtete also, daß des Herzogs Schwärmerei für die schöne Sängerin (die er selbst teilte) in eine verderbliche Leidenschaft ausarte; und er wollte dieser Gefahr beizeiten zuvorkommen. Daß in den Plan der Schweizerreise auch ein längerer Aufenthalt bei Lavater aufgenommen wurde, sollte wohl auch dem Zwecke dienen, daß dem Herzog durch den Einblick in Lavaters musterhaft schönes Familienleben der Sinn für ein Glück dieser Art geöffnet werde. Aber diese Erwartung wurde nicht erfüllt; ebensowenig später die Hoffnung Goethes, daß die Neigung zu der schönen Gräfin Werthern-Neuenheiligen, die ein Muster feinen Betragens war, einen günstigen Einfluß auf ihn ausübe. Goethe scheint dieses Verhältnis nicht ungern gesehen zu haben. Doch hielt er es für nötig, der Gräfin aufzupassen, wie sie die Sache nehme; und auch mit dem Herzog hatte er im

März 1780 „eine sehr schöne Erklärung“ über die Sache. Aber ein Jahr darauf muß er erkennen, daß sie ihn schöner liebe als er sie; und er deutet auch den bösen Grund davon an: es fehlte der Liebe des Herzogs „die innere Güte“. Der Kontrast zwischen ihr und ihm entlockt ihm eine Äußerung von solcher Bitterkeit, daß sie sich kaum mehr mit der Freundschaft verträgt. „Mich wundert nun gar nicht mehr (schreibt er an Frau von Stein), daß Fürsten meist so toll, dumm und albern sind. Nicht leicht hat einer so gute Anlagen als der Herzog, nicht leicht hat einer so viel verständige und gute Menschen um sich als er, und doch will's nicht nach Proportion vom Flecke . . . Das größte Übel hab' ich auch bemerkt. So passioniert er für's Gute und Rechte ist, so wird's ihm doch weniger darinne wohl als im Unschicklichen. Es ist ganz wunderbar, wie verständig er sein kann, wie viel er einsieht, wie viel er kennt; und doch, wenn er sich etwas zu gute tun will, so muß er etwas Albernes vornehmen, und wenn's das Wachslichter zerknaupeln wäre. Leider sieht man daran, daß es in der tiefsten Natur steckt und daß der Frosch für's Wasser gemacht ist, wenn er gleich eine Zeit lang sich auf der Erde befinden kann“ (10. März 1781). Und diesen Vorwurf wiederholt Goethe, wenn auch nicht so heftig, wieder und wieder. „Der Herzog ist wacker, und man könnte ihn recht lieben, wenn er nicht durch seine Unarten das gesellige Leben gerinnen machte“ (27. August 1782). Ebenso berichtet er im August 1786 von Karlsbad an Frau von Stein, daß der Herzog lustig sei und der Gesellschaft wohl tue: „wäre er nicht manchmal roh gegen die Frauen, er wäre ganz unbezahlbar.“

Wenn Goethe ferner gehofft hatte, daß der Herzog, der gerade ihn in seine nächste Nähe gezogen, auch für seine besonderen Interessen und Werke ein selbständiges, tiefes und freies Verständnis haben werde, so mußte er auch darin eine schwere Enttäuschung erleben. Zwar versichert

er nach des Herzogs Tod, daß dieser mit ihm ganze Abende in tiefsten Gesprächen über Gegenstände der Kunst und Natur gesessen sei: aber seine gleichzeitigen Aufzeichnungen lassen kaum Spuren davon erkennen. Karl August genoß mit, was Goethe an alten und neuen Dichtungen freigebig darbot. Es machte ihm auch Vergnügen, die Rolle des Pylades in der „Iphigenie" zu übernehmen. Aber irgend welche bedeutende Äußerungen über Werke Goethes sind uns aus seinem Munde nicht erhalten. Stärker tritt sein Interesse für bildende Kunst hervor. Schon im April 1776 bekommt er große Lust zu den Kupferstichen des Snyders; später hatte er eine besondere Vorliebe für Dürer und sammelte mit Hilfe Mercks und Lavaters so viel und mehr, als seine Mittel erlaubten. Goethe rühmt öfters des Herzogs gutes Urteil und stachelte seine Leidenschaft lange geflissentlich an, auch damit sie gegen andere fürstliche Liebhabereien ein Gegengewicht bilde. Aber sein Eifer ließ von 1781 an nach; und Goethe hatte nun Gründe, ihn nicht mehr zu schüren. Auch für dessen wissenschaftliche Bestrebungen hatte er nur ein laues Interesse. Wenn Goethe an allen Felsen klopfte, blieb er „ziemlich passiv": eine Gewehrfabrik reizte ihn mehr als das Steinreich. Im Jahr 1782 lehnt Goethe ein physikalisches Kabinett, das ihm Merck zum Kaufe angeboten, mit der Begründung ab: „Der Herzog hat doch keine Existenz in diesen Sachen, obgleich viel Liebhaberei dazu." Das ist diesem nicht eben übel zu nehmen. Aber für Goethe hatte es eine doppelte unangenehme Folge, daß er für seine höchsten Bestrebungen weder bei ihm, noch sonst am Hofe ein ernstes Verständnis fand: man wußte das beste, das er leistete, nicht zu schätzen, und man machte Ansprüche an ihn, denen er, wenn er sich selbst treu bleiben wollte, nicht genügen durfte. So hatte er im August 1779 „eine starke Erklärung" mit der Herzogin Mutter, „die auf das Alte hinauslief": daß er nämlich seine Zeit zu Besserem brauche, als den maître de

plaisir zu spielen. Im April 1781 bittet er Frau von Stein, daß sie mit dem Herzog unterhandle: „Reden Sie mit ihm und schonen Sie ihn nicht. Ich will nichts als Ruhe, und daß er auch weiß, woran er ist. Sie können ihm auch sagen, daß ich Ihnen erklärt hätte, keine Reise mehr mit ihm zu tun." Im Dezember desselben Jahres hat er sich über eine Gleichgültigkeit gegen ihn zu beklagen, die auch im Publikum Sensation mache; und er freut sich deshalb der Gunst, die man ihm in Gotha erweist. Dem Prinzen August zu Gotha rühmt er ein Jahr später nach: „Er hat die Kenntnisse und das Interesse, das unsern fürstlichen Personen fehlt, um das in Bewegung zu setzen und zu erhalten, was so reichlich bei uns vorrätig ist und was außerdem jeder für sich behält" (an Frau von Stein, 23. September 1782). Goethe entschließt sich mehr und mehr, sein Bestes dem engsten Kreise vorzubehalten. Den 13. August 1784 versichert er Frau von Stein, daß er außer ihr, Herder und Knebel jetzt gar kein Publikum habe. Die ganze herzogliche Familie ist also aus dem Kreise, von dem er Verständnis hofft, ausgeschieden.

Das schlimmste aber war, daß Karl August sich nicht zu einem Fürsten nach Goethes Sinn entwickelte. Es fehlte ihm auch dazu die „innere Güte". In den ersten Jahren ist Goethe geneigt, an dem jungen Freunde alles zum besten zu kehren oder doch zu entschuldigen. Vom Jahre 1780 an wird sein Urteil härter. Jetzt verwundert ihn, daß bei des Herzogs vielem Verstand hier und da so vorsätzliche Dunkelheiten und Verworrenheiten vorhanden sind (8. September 1780). Er glaubt ihm nun, trotz der Vielseitigkeit seiner Interessen, eine enge Vorstellungsart zuschreiben zu müssen. Auch die Art, wie der Herzog das Gute zu wirken sucht, wird von Goethe beanstandet. Denn Karl August handelt nach ihm doch nur im Taumel, ohne Folge der Ideen und wahre Standhaftigkeit (12. November 1781). Er möchte, wenn er etwas gepflanzt hat, auch sofort sehen,

daß es gewachsen sei, und reißt wieder aus, was nicht schnell genug gedeihen will (21. November 1782; 21. April 1783). Zur ernsthaften, treuen, stetigen Arbeit bekommt er keine Lust; an den Geschäften nimmt er zwar willigen und leidlichen Teil, aber seine Existenz hat er im Hetzen und Jagen (21. November 1782). Die größte Sorge aber machten Goethe des Herzogs „allzukostspielige Ausschweifungen". Den 11. Januar 1782 notiert er in seinem Tagebuch: „Wieder einmal eine radikale Erklärung gehabt"; — sie betraf wohl den Aufwand bei einer vorangegangenen Jagd. Sodann den 17. Januar: „Sehr ernstlich und stark über Ökonomie geredet und wider eine Anzahl falscher Ideen, die ihm nicht aus dem Kopfe wollen." Vom 26. Dezember 1784 haben wir einen Brief Goethes an Karl August, worin er ihm ebenso liebenswürdige und feine wie dringende Vorstellungen wegen des Schadens macht, den die von ihm gehegten Wildschweine am Ettersberg anrichten. Auch die vielen und kostspieligen Reisen, die der Herzog machte, waren seinem Finanzminister ein böser Dorn im Auge. In den Bemühungen des Herzogs um das Zustandekommen des Fürstenbundes, der die kleineren Staaten Deutschlands gegen Übergriffe Österreichs sicherstellen sollte, sah Goethe vielleicht nur einen Vorwand für die Befriedigung seiner Reiselust; und jedenfalls hielt er es für besser angebracht, daß der Herzog den Wohlstand seines armen Landes zu heben suchte, als daß er in große Politik mache, in der er bei seinen geringen Machtmitteln doch keine entscheidende Rolle spielen konnte. Deshalb waren ihm auch die „militärischen Makkaronis" des Herzogs äußerst zuwider, und er konnte sich gegen Knebel höchst gereizt und despektierlich darüber auslassen: „die Kriegslust, die wie eine Art Krätze unsern Prinzen unter der Haut sitzt, fatiguiert mich wie ein böser Traum" (2. April 1785). Ob Goethe seinem Herrn in diesen Stücken völlig gerecht geworden ist, darf billig bezweifelt werden. Er war eben, wie er selbst sagt, ganz

zum Privatmann erschaffen, faßte das bürgerliche Gemeinwesen nur als erweiterten Haushalt auf und hatte für „große" Politik durchaus keinen Sinn. Ihm lag an der Existenz des Herzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach weniger als an dem Wohlbefinden seiner Bewohner. Nach seiner Meinung hätte der Herzog am besten getan, in seinem Lande im großen so zu „hausvatern", wie Goethe es im kleinen in seinem Garten tat. Der Bergbau in Ilmenau, die Bewässerung der Wiesen, das Feuerlöschwesen, die Güterzerstückelung u. drgl. hätten ihn interessieren sollen, und dann, soweit die Mittel reichten, Kunst und Wissenschaft. Aber diese Auffassung des Fürstenberufs war Karl August offenbar zu bürgerlich. Goethe hat das geahnt, wenn er gelegentlich äußert, daß das Land für den Tatendrang des Herzogs zu klein sei. Aber da er keinen Zweck der politischen Leidenschaft des Fürsten absehen konnte, überwog mehr und mehr die Verstimmung. Er hatte vor Augen, wie das Geld aufgebracht werden mußte, das der Herzog mit seinen fürstlichen Liebhabereien oder Verpflichtungen verbrauchte, und das verdarb ihm zu Zeiten allen Geschmack daran. So konnte er den 2. April 1782 der Geliebten von Eisenach aus bitter genug schreiben: „Es ist hier unter den Menschen ein mehr genießender Geist als bei uns; die Verdammnis, daß wir des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen."

Von dem, was Goethe mit Karl August erlebte und litt, gibt das Gedicht „Ilmenau" (auf dessen 26. Geburtstag, den 3. September 1783) einen sehr gemilderten Nachklang. Wenn es einer erneuten und vertieften Verständigung mit dem Freunde dienen sollte, von dem sich Goethe doch weit entfernt hatte, so wurde diese Absicht damals nicht erreicht. Wie sich ihr Verhältnis in den Jahren 1785 und 1786 wieder besserte, haben wir später darzulegen.

6.

Die Liebessorgen, die Goethe in den letzten Monaten zu Frankfurt durchlitten hatte, machten ihn geneigt, auf das wilde Leben einzugehen, das nach Karl Augusts Sinn war; aber das Nachgefühl derselben machte ihn auch für weibliche Freundschaft empfänglich. Und sein Herz fand in Weimar Beschäftigung genug, wie ihm auch Herzen genug entgegenkamen, die sich gerne durch ihn beschäftigen ließen. Die Erbschaft der niedlichen Blondine traten die schönen „Misels" oder „Grasaffen" an, die am Hofe waren, nur daß sie sich zugleich und nacheinander in die Verliebtheit teilen mußten, die Lili zuletzt auf sich vereinigt hatte. Mit ihnen hatte Goethe eine so verbreitete Wirtschaft, daß er sich später als den „Großmeister aller Affen" bezeichnen konnte. Gustchens Stelle und Rolle in seinem Herzen und Leben wurde aber durch Charlotte von Stein besetzt. Da ihre seelische Einwirkung durch die sinnliche Gegenwart unterstützt wurde, gewann sie bald eine weit höhere Bedeutung als jene nie gesehene Freundin. Sie vermochte Goethe auch von allen Miseleien wegzudrängen und setzte sich also in den Alleinbesitz seines Herzens. Die inneren Erlebnisse, unter denen sich dies vollzog, sind für Goethes Entwicklung von so großer Bedeutung geworden, daß wir sie eingehend darstellen müssen.

Goethe hatte die Silhouette der Frau Charlotte von Stein schon im Sommer 1775 durch Zimmermann erhalten. Er schrieb unter sie: „Es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durchs Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Eindruck." In einer Charakteristik für Lavaters Physiognomik rühmt er ihr noch Behagen in sich selbst, nachgiebige Festigkeit und Treue nach und bemerkt von ihr: „siegt mit Netzen" (im Gegensatz zu der Marquise Branconi, die mit Pfeilen

siege). Zimmermann hatte auch Charlotte auf Goethe aufmerksam gemacht und vor ihm gewarnt, als vor einem Manne, der den Frauen gefährlich sei. Wann die beiden sich zuerst persönlich begegnet sind, wissen wir nicht genau; vermutlich wenige Tage nach Goethes Eintreffen in Weimar. Die ersten Billette Goethes, die erhalten sind (sie setzen um Neujahr 1776 ein), lassen in der Aufregung und Verworrenheit der Stimmung doch schon alle Motive der Liebes- und Leidensgeschichte erkennen, zu der sich das Verhältnis mit der Zeit entwickelte. Darum schreiben wir das Bezeichnendste daraus ab.

„Ich habe liebe Briefe kriegt, die mich aber peinigen, weil sie lieb sind. Und alles Liebe peinigt mich auch hier, außer Sie, liebe Frau, so lieb Sie auch sind." „Geduld, liebe Frau, ach und ein bißchen Wärme, wenn Sie an Ihren Gustel denken. Es verschlägt Sie ja nichts. Doch ich habe mich nicht zu beklagen; Sie sind so lieb, als Sie sein dürfen, um mich nicht zu plagen." „Ich bitte nur um ein Wort, Besänftigerin!" „Liebe Frau, ich war heut' Nacht von einem Teufels Humor zu Anfange. Es drückte mich . . ., daß Sie fehlten . . . Endlich fing ich an zu miseln, da ging es besser. Die Liebelei ist doch das probateste Palliativ in solchen Umständen. Ich log und trog mich bei allen hübschen Gesichtern herum und hatte den Vorteil, immer im Augenblick zu glauben, was ich sagte!" „Liebe Frau, leide, daß ich dich so lieb habe. Wenn ich jemand lieber haben kann, will ich dir's sagen; will dich ungeplagt lassen. Adieu Gold. Du begreifst nicht, wie ich dich lieb habe." „Vielleicht mach ich mir auch weis, daß ich sehe, wenn's Tag ist, daß ich mich wärme an der Hitze und friere am Frost. Es kann all Grille sein — genug, vor der Hand ist mir so; wenn mir's anders wird, wird sich's zeigen . . . Sollst mich auch ein bißchen lieb haben. Es geht mir verflucht durch Kopf und Herz, ob ich bleibe oder gehe! Und mich verdrießt doch

auch, daß ich dich so lieb habe und just dich!" „Wie ruhig und leicht ich geschlafen habe, wie glücklich ich aufgestanden bin und die schöne Sonne gegrüßt habe, das erstemal seit 14 Tagen, mit freiem Herzen, und wie voll Danks gegen dich, Engel des Himmels, dem ich das schuldig bin. Ich muß dir's sagen, der einzigen unter den Weibern, die mir eine Liebe ins Herz gibt, die mich glücklich macht. Nicht eher als auf der Redoute sehe ich dich wieder! Wenn ich meinem Herzen gefolgt hätte. — Nein, ich will brav sein. — Ich liege zu deinen Füßen, ich küsse deine Hände." „All mein Vertrauen hast du und sollst, so Gott will, nach und nach all meine Vertraulichkeit haben. O hätte meine Schwester einen Bruder irgend, wie ich an dir eine Schwester habe. Denk' an mich und drücke deine Hand an die Lippen, denn du wirst Gusteln seine Ungezogenheiten nicht abgewöhnen; die werden nur mit seiner Unruhe und Liebe im Grabe enden. Gute Nacht. Ich habe nun wieder auf der ganzen Redoute nur deine Augen gesehen — und da ist mir die Mücke ums Licht eingefallen." „Du einziges Weibliches, das ich noch in der Gegend habe; und du einziges, das mir Glück wünschen würde, wenn ich was lieber haben könnte als dich. Wie glücklich müßte ich da sein! oder wie unglücklich!" „Lassen Sie's gut sein; weil ich nun doch einmal die Schwachheit für die Weiber haben muß, will ich sie lieber für Sie haben, als für eine andere." „Ich bin ruhig, denke an dich, und von dir aus an alles, was ich lieb habe." „Die Schröter ist ein Engel. — Wenn mir doch Gott solch ein Weib bescheren wollte, daß ich euch könnt' in Frieden lassen — Doch sie sieht dir nicht ähnlich genug." „Wenn ich nur den tiefen Unglauben Ihrer Seele an sich selbst begreifen könnte, Ihrer Seele, an die Tausende glauben sollten, um selig zu werden." Zu diesen Expektorationen aus den ersten drei Monaten des Jahres 1776 nehme man noch, was Goethe den 2. Februar an Bürger schreibt:

„Da ich jetzt in einer Lage bin, da ich mich immer von Tag zu Tag aufzubieten habe, tausend Großem und Kleinem, Liebe und Haß, Hundsfötterei und Kraft meinen Kopf und Brust entgegensetzen muß, ist mir wohl . . . Hätt' ich ein Weib und Kind für das alles, was dünkt ich mir zu sein" — und man sieht handgreiflich nahe vor Augen, daß Goethe in einem Zustande der höchsten erotischen Spannung, um nicht zu sagen Überspannung, sich befand.

Wie hat nun aber Frau von Stein die Huldigungen und Werbungen dieses exaltierten Verehrers hingenommen? Da wir ihre Briefe nicht kennen, sind wir darauf angewiesen, ihr Verhalten gegen Goethe aus dessen Verhalten gegen sie zu erschließen. Daraus aber ergibt sich deutlich, daß Goethe keine Zurück- und Zurechtweisung erfahren hat, die ihm unzweideutig gezeigt hätte, seine „Unarten" seien der verehrten Frau wirklich zur Last. Also war es Charlotten nicht unerwünscht, Gegenstand für Goethes Leidenschaft zu sein; nur sollte ihr diese nicht unbequem werden. Wie sich das ihr vermittelte und verband, ist deshalb schwer oder gar nicht zu sagen, weil sich die verschiedenen möglichen, zusammenwirkenden Motive in ihrem Bewußtsein gewiß noch nicht gesondert hatten. Daß der berühmte Goethe, der dem Reiz des Weiblichen so sehr zugänglich war und dem das Weibliche auch sehr bereitwillig entgegenkam, ihr, der sieben Jahre älteren Frau, diese besondere Verehrung widmete, konnte und mußte ihrem Selbstgefühl schmeicheln. Aber auch ihrem Herzen waren diese Versicherungen einer verzehrenden Sehnsucht gewiß eine willkommene Nahrung; denn ihr gutmütiger, aber offenbar höchst nüchterner Gatte hatte sie in dieser Hinsicht sicher nicht verwöhnt und nicht gesättigt. Ferner mußte das Kindliche in Goethes Ergebenheit ihr Gemüt ansprechen: das herzliche Vertrauen, das er ihr entgegenbrachte, konnte sie doch nicht einfach zurückstoßen! Es reizte sie eher, ihn

zu bemuttern; und dessen war er offenbar auch sehr bedürftig. So kam sie nicht dazu, ihn mit sicherem, entschiedenem Ernst abzuweisen. Aber in seiner kindlichen Art konnte er sie jeden Augenblick vor der Gesellschaft kompromittieren, die gerade dann, wenn sie das Spiel der Galanterie liebt, über die Ausbrüche der Leidenschaft, die das Spiel verderben, sehr hart urteilen kann und den Ernst der Leidenschaft überhaupt lächerlich findet. Außerdem mochte sie bald die Furcht beschleichen, daß sie Goethes leidenschaftlichem Sehnen gegenüber nicht die erwünschte innere Freiheit werde behaupten können, in der sie seine Werbungen zugleich sich gefallen und an sich abgleiten lassen könnte; daß also ihre Sympathie mit dem ungestümen Verehrer selbst zu einer übermächtigen Leidenschaft werden möchte. Das war aber für sie als Gattin und Mutter eine sehr bedenkliche Aussicht. Und wenn sie nun selbst sich in einer unfreien Leidenschaft gefangen hätte, so drohte die Sorge, daß Goethes Feuer einmal abgebrannt sein könnte, daß sie also lieben müßte, ohne ferner so geliebt zu werden, wie sie dann liebte. So wenig zuverlässige Kunde sie auch von Goethes bisherigem Liebesleben haben mochte, so war doch seine Beständigkeit gegründetem Zweifel ausgesetzt. Daß seine Leidenschaft für sie so rasch aufgelodert war, konnte so wie so kein Vertrauen in ihre Dauer erwecken. Zudem konnte er ja schon jetzt, da er sie der völligsten Ergebenheit versicherte, sich nicht nur mit mancherlei Miseleien zerstreuen, sondern auch der Herzogin Luise eine Verehrung widmen, die von der gleichen Art schien, wie die Liebe zu ihr. Er hätte sich dem Engel zu Füßen werfen mögen, berichtete er arglos an Charlotte. Diese war also schon jetzt seiner nicht sicher: wie konnte sie ihre Zukunft auf seine Liebe bauen?

In solchen widerstreitenden Stimmungen scheint sie ihm den sehr verständigen Gedanken suggeriert zu haben, daß er seine Liebe einer Frau zuwenden sollte, die er auch

besitzen könnte. Aber deshalb brauchte sie ihm, sollte er ihr doch nicht verloren sein: sie konnte ihm dann als Schwester unbefangen und in reichstem Maße gewähren, was sie ihm als Gattin eines andern überhaupt mit gutem Gewissen sein durfte. Ob das ihr ernster Wunsch war: wer sollte darüber entscheiden? Immerhin läßt sich, ohne ihr zu nahe zu treten, vermuten, daß es auch ihr eine empfindliche Enttäuschung gebracht hätte, wenn der bisherige Liebhaber als Gatte einer andern ihr nur noch brüderliche Liebe gezeigt hätte. Aber diese Probe wurde ihr jetzt erspart, da Goethe die Leidenschaft eben nicht willkürlich von ihr auf eine andere Frau übertragen konnte.

Wie dieser Gedanke Charlottens auf ihn wirkte, läßt sich aus einem Gedicht erkennen, das er den 14. April 1776 an sie richtete.*) Goethe erlaubt sich darin, auch Charlotten „Liebe" zuzuschreiben. Und nun empfinden es die Liebenden als eine Qual, daß sie sich dem Zuge des Herzens nicht rein gefühlsmäßig hingeben dürfen, sondern sich ihres wirklichen Verhältnisses bewußt werden müssen. Goethe verdeutlicht sich dieses, indem er es in abgelebte Zeiten zurückprojiziert, worin es frei von dem Druck der gegenwärtigen Lage sich in seiner eigentümlichen Art entfalten durfte. Da war Charlotte seine Schwester oder seine Frau. Doch, wenn er sich ihr Füreinandersein ausdenkt, so nimmt es einen ausgesprochen erotischen Charakter an. Goethe kann sich also ein wirklich und bloß geschwisterliches Verhältnis zwischen ihnen gar nicht denken. Daß sie sich aber nicht als Liebende ganz angehören können, das ist ihm doch nur eine zufällige Ungunst des Schicksals; über ihr wahres, inneres Verhältnis hat dieses keine Macht.

Bei diesem Sachverhalt ist es nicht zu verwundern, daß es Goethe in Charlottens Nähe wohl und wehe ist. Da sich auch die Welt mit ihnen beschäftigt, so sucht Char-

*) „Warum gabst du uns die tiefen Blicke . . ."

lotte ihn möglichst von sich fern zu halten. Er kann es aber nicht zufrieden sein, daß sie ihn so zum Heiligen machen will. Ihm genügt es nicht, daß er sie aus der Ferne lieben darf, daß sie aus der Ferne ihn liebt — wenn sie ihn anders wirklich liebt: denn der Wert ihrer Liebe für ihn hängt an ihrer wirksamen Gegenwart. „Wenn ich mit Ihnen nicht leben soll, so hilft mir Ihre Liebe so wenig als die Liebe meiner Abwesenden, an der ich so reich bin. Die Gegenwart im Augenblick des Bedürfnisses entscheidet alles, hindert alles, kräftigt alles. Der Abwesende kommt mit seiner Spritze, wenn das Feuer nieder ist.“ Wieviel sich Goethe darunter denkt, mit ihr zu leben, ist natürlich schwer zu sagen. Aber er konnte der entscheidenden Frage nicht aus dem Wege gehen; und so rühmt er auch als Wirkung eines zugleich erquickenden und bedrückenden Zusammenseins, daß ihm „ein Verhältnis, über das man so gerne wegschlüpft, über das man sich so gerne verblendet,“ viel klarer und tiefer zum Bewußtsein gekommen sei: Charlottens Ehe. Er läßt sich also immer wieder recht sein, was sie tut; denn er muß ja wohl, aus äußeren und inneren Gründen. Nur ist freilich ihre eigene Haltung nicht sicher, weil ihr die Liebe Goethes eine Befriedigung gewährte, die ihr in der Ehe versagt blieb. So kündigt sie ihm nach mehrwöchentlicher Abwesenheit in Pyrmont ihren Besuch an; sie gönnt ihm den Genuß, daß einen ganzen Tag sein Auge nicht aus dem ihrigen kommt; und sie richtet dadurch alles wieder zugrunde, was er getan hat, von ihr loszukommen. Ganz können sie sich freilich auch in diesen gefährlichen Stunden nicht vergessen; und so fühlt Goethe eben unter ihrer Nachwirkung, wie heilig sonderbar ihr Verhältnis ist: es kann nicht mit Worten ausgedrückt werden; Menschen können es nicht sehen. Aber mit dieser religiösen Wendung war die moralische Schwierigkeit nicht gehoben. Frau von Stein mußte sie deutlicher und lebhafter ins Bewußtsein treten. Sie klagt und betet:

„Ob's Unrecht ist, was ich empfinde,
Und ob ich büßen muß die mir so liebe Sünde,
Will mein Gewissen mir nicht sagen,
Vernicht es, Himmel, du, wenn mich's je könnt anklagen."

Doch ist auch Goethe von Skrupeln nicht ganz frei:

Ach, wenn du da bist,
Fühl ich, ich soll dich nicht lieben;
Ach, wenn du fern bist,
Fühl ich, ich lieb dich so sehr.

Die entgegengesetzte Tendenz der Liebenden, daß Goethe Charlotten immer näher kommen, diese ihn lieber ferne halten möchte, wirkt in den nächsten Jahren fortdauernd nach. Zugleich aber verschiebt sich ihr Verhältnis; im einzelnen fast unmerklich, aber doch unverkennbar, wenn wir größere Zeiträume überblicken. Während Goethe Charlotten, oft gegen den Augenschein, zugesteht, daß sie sich immer gleich sei, immer dieselbe Liebe und Güte, muß er viel über ihren Unglauben gegen ihn klagen. Sie wirft ihm vor, daß er ab- und zunehme in der Liebe. Aber das läßt er nicht gelten: auch er sei sich gleich, wie der Mond in seinen Veränderungen; und überhaupt sei sein Herz nicht so unzuverlässig, wie sie denke. Das war auch gegen den Augenschein; darum versichert er, daß seine übrigen kleinen Leidenschaften, Zeitvertreibe und Miseleien sich nur so an dem Faden der Liebe zu ihr anhängen. An der Wirtschaft mit den übrigen Frauen spürt er, daß er sie doch ganz allein lieb hat*). Ja, er könnte sich anmaßen, daß seine Liebe

*) Wie tief ihm diese „übrigen kleinen Leidenschaften" gegangen sind, ist natürlich nicht mehr zu entscheiden. Ich wage auch kein Urteil darüber, ob die Leidenschaft für Corona Schröter sich wirklich immer nur so an den Faden der Liebe zu Frau von Stein angehängt hat. Doch mag ich nicht denken, daß Goethe Charlottens Eifersucht mit halbwahren, verschleiernden Redensarten beschwichtigt habe. Und mir scheint auch die Psychologie am besten dabei zu fahren, daß man ihm aufs Wort glaubt, was er sagt. Danach verdiente bloß sein Gefühl für Charlotte den Namen „Liebe".

wahrer sei als die ihrige; denn ihre Liebe wächst mit dem Absein, er hat sie als gegenwärtig lieber. Sodann aber gewinnt ihr Verhältnis sichtlich an Gehalt. Während früher der Hauptinhalt seiner Briefe eben seine Liebe ist und Reflexionen über andere Erlebnisse die Ausnahme bilden, treten diese vom Sommer 1777 an so stark in den Vordergrund, daß sie oft durchaus überwiegen. So sind insbesondere die Berichte über einige größere Reisen (in den Harz Dezember 1777; nach Berlin Mai 1778; in die Schweiz September 1779 bis Januar 1780) merkwürdig objektiv gehalten. Zum Teil hat das seinen Grund darin, daß Goethe schon beginnt, sich der Gesellschaft von Weimar zu entfremden; sein Vertrauen konzentriert sich also mehr und mehr auf Frau von Stein, und er hat auch mehr Veranlassung, es zu benützen. Daß er aber weniger von seiner Liebe zu sprechen brauchte, hat gewiß auch den inneren Grund, daß das Verhältnis sich beruhigt und befestigt hat. Vom Februar 1778 an schickt sie häufiger ihren damals 6jährigen Fritz zu Goethe, der sich in der Folge des Knaben wie eines eigenen Kindes annimmt. Und während er zuvor sich oft gegen ihren Willen eines Andenkens bemächtigte, das ihm ihre Gegenwart wie ein Talisman ersetzen sollte, schenkte sie ihm im Jahre 1779 aus eigenem Antrieb solche Liebeszeichen. Andererseits bemerkt Goethe, daß ihm das Wiedersehen mit Friederike und Lili die angenehmste Empfindung erregt habe, da er nun die Schicksale der Menschen zu überschauen vermöge, „ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft“. Auch seine Liebe zu Charlotte empfindet er also nicht mehr als eine beschränkte Leidenschaft. In der Tat läßt er sich den Genuß seiner Reise durch kein weichliches Heimweh beeinträchtigen.

Im Sommer 1780 muß eine erneute, heftige Krise dazu dienen, daß sie sich des Fortschritts in ihrer Liebe bewußt werden und ihn durch Erklärungen besiegeln. Indem Goethe in Weimar mehr und mehr vereinsamt, wird ihm

Charlottens Liebe immer unentbehrlicher. „Hätte ich Sie nicht, ich würde zu Stein.“ „Eine Liebe und Vertrauen ohne Grenzen ist mir zur Gewohnheit worden. Seit Sie weg sind, habe ich kein Wort gesagt, was mir aus dem Innersten gegangen wäre.“ Ja, er muß bitten: „Verlieren Sie den Glauben nicht, daß ich Sie liebe, sonst muß ich einen großen Bankrott machen.“ In dreifachem Feuer möchte er geläutert werden, um ihrer Liebe wert zu sein; andererseits kann er mit hohem Selbstgefühl versichern: „es kann sie ein bessrer nicht besser lieben.“ Er hat fast aller Miselei entsagt; es will ihm auch gar nicht schmecken — und so tauschen sie sogar die Rolle, indem er es von Charlotte nicht ganz hübsch findet, daß sie sich vom Herrn Vetter den Hof machen läßt. Da vernehmen wir plötzlich, daß Charlotte in schwerer Verstimmung Goethe Vorwürfe macht, die ihn tief schmerzen. Die Veranlassung können wir nur vermuten. Da Goethe in der Auseinandersetzung erklärt, Linchen solle keine Verse mehr von ihm kriegen, noch mehr Freundlichkeit, als die allgemeine Höflichkeit erlaube, so muß Charlotte wohl darüber empfindlich geworden sein, daß Goethe dem Weimarer Klatsch Veranlassung gab, ihm eine Leidenschaft für Karoline von Ilten, des Prinzen Konstantin unglückliche Flamme, anzudichten. Aber diesmal bittet er doch nicht bloß um Verzeihung für seinen Mangel an Vorsicht, sondern wagt es auch, Charlotten ins Gewissen zu reden: „Ich werde mich nicht zufrieden geben (schreibt er), bis Sie mir eine wörtliche Rechnung des Vergangenen [Vorgegangenen?] vorgelegt haben und für die Zukunft einen so schwesterlichen Sinn zu überreden bemühen, der auch von so etwas gar nicht getroffen werden kann. Ich müßte Sie sonst in den Momenten meiden, wo ich Sie am nötigsten habe.“ „Ich denke, der Baum unserer Verwandt- und Freundschaft ist lange genug gepflanzt und fest genug gewurzelt, daß er von den Unbilden der Jahreszeit und der Witterung nichts mehr zu besorgen hat.“ Es kam zu einer

offenen Aussprache, die ihm freilich „einen bösen Vorhang herunterwarf", die aber doch ein so befriedigendes Resultat hatte, daß Goethe den Zwischenfall mit den Worten beschließen konnte: „Ihrer Liebe wieder ganz gewiß, ist mir ganz anders; es muß mit uns wie mit dem Rheinwein alle Jahre besser werden."

Aber noch war das Verhältnis nicht in einen Zustand des stabilen Gleichgewichts eingetreten; denn es fehlte ihm noch die volle Gegenseitigkeit. Goethe hatte zugestanden, daß ihm die Liebe Charlottens zur Notdurft geworden sei; Charlotte hatte ihr Herz bis jetzt noch weislich geschont und ihm das entsprechende Geständnis nicht gemacht. Das scheint Goethe immer empfindlicher geworden zu sein; im Frühjahr 1781 ist er entschlossen, Charlotten ein Geständnis der Liebe abzuringen, das einer völligen Hingabe gleichkäme. Bei der entscheidenden Wendung, die dadurch herbeigeführt wurde, müssen wir länger verweilen; denn an ihrem Verständnis entscheidet sich auch die ganze Auffassung dieser merkwürdigen Liebesgeschichte.

Goethe ging mit Karl August auf einige Tage nach Neuenheiligen zu dessen Freundin, der Gräfin Werthern. Charlotte hatte ihn freundlich verabschiedet und ihm als Talisman ein Band mitgegeben. Auf dem langen Wege dachte Goethe ihrer Geschichte nach und fand sie sonderbar genug. „Ich habe mein Herz einem Raubschloß verglichen (schreibt er ihr, das liebe Band um die Hand gebunden), das Sie nun in Besitz genommen haben; das Gesindel ist daraus vertrieben, nun halten Sie es auch der Wache wert; nur durch Eifersucht auf den Besitz erhält man die Besitztümer. Machen Sie's gut mit mir und schaffen Sie gottselig den Grimmenstein in Friedenstein um. Sie haben es weder durch Gewalt noch List; mit dem freiwillig sich übergebenden muß man aufs edelste handeln und sein Zutrauen belohnen. Setzen Sie ihr gutes Werk fort und lassen Sie mich jedes Band der Liebe, Freundschaft und Gewohnheit

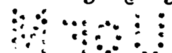
täglich fester an Sie binden. Wir sind in der Tat unzertrennlich; lassen Sie es uns auch immer glauben und immer sagen.“ Er läßt es an dem letzteren nicht fehlen, dagegen offenbar sie; denn er schreibt: „Ich sehne mich nach Ihren lieben Augen, die mir gegenwärtiger sind als irgend etwas Sicht- oder Unsichtbares. Noch nie habe ich Sie so lieb gehabt, und noch nie bin ich so nah gewesen, Ihrer Liebe wert zu sein.“ Seine schöne Wirtin erinnert ihn durch ihr ganzes Wesen an die Geliebte: sie ist liebenswürdig, einfach, klug, gut, verständig, artig u. s. f., sie hat in der Kunst des Lebens, was in jeder Kunst das Genie ist; es ist in ihr eine Richtigkeit der Beurteilung, ein unzerstörliches Leben und eine Güte, die ihn täglich voll Bewunderung und Freude macht. Dem Herzog ist sie sehr nützlich; aber sie liebt ihn schöner als er sie. „In diesem Spiegel hab ich mich beschaut und erkannt, daß auch Sie mich schöner lieben als wir gewöhnlich können. Doch ich geb es nicht auf; ich fühle mich zum Streit aufgefordert, und ich bitte die Grazien, daß sie meiner Leidenschaft die innere Güte geben und erhalten mögen, aus der allein die Schönheit entspringt.“ Durch diese Erwägungen steigert sich Goethe in eine richtige Ekstase hinein: „Meine Seele ist fest an die deine angewachsen; ich mag keine Worte machen; du weißt, daß ich von dir unzertrennlich bin und daß weder Hohes noch Tiefes mich zu scheiden vermag. Ich wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sakrament gäbe, das mich dir auch sichtlich und gesetzlich zu eigen machte: wie wert sollte es mir sein! Und mein Noviziat war doch lang genug, um sich zu bedenken. Adieu. Ich kann nicht Sie schreiben, wie ich eine ganze Zeit nicht Du sagen konnte.“ Aber er kann noch nicht von ihr loskommen; und so benützt er den Rest des Blattes, auf das er schreibt, noch zu einer Mitteilung über seine „Reiseandacht“ und wiederholt dabei mit den dringendsten Worten den Wunsch, der ihm die ganze Seele erfüllt: „Die Juden haben Schnüre, mit

denen sie die Arme beim Gebet umwickeln; so wickle ich dein holdes Band um den Arm, wenn ich an dich mein Gebet richte und deiner Güte, Weisheit, Mäßigung und Geduld teilhaft zu werden wünsche. Ich bitte dich fußfällig, vollende dein Werk, mache mich recht gut! Du kannst's, nicht nur, wenn du mich liebst, sondern deine Gewalt wird unendlich vermehrt, wenn du glaubst, daß ich dich liebe."

Was hat ihm Charlotte darauf geantwortet? Was hat ihm das Wiedersehen mit der Geliebten gebracht? Wir haben keinen Bericht darüber, aber doch einen deutlichen Nachklang der formellen Verständigung über gegenseitige gleichartige Liebe, die nun eingetreten sein muß. Ein halbes Jahr nachher ruft Goethe der Geliebten zu:

> Den einzigen, Lotte, welchen du lieben kannst,
> Forderst du ganz für dich, und mit Recht;
> Auch ist er einzig dein . . . .

Sie hat ihm also zugestanden, er sei der einzige, den sie lieben könne; er gesteht ihr zu, daß sie ihn mit Recht auch ganz für sich fordern dürfe: diese eingestandene Gegenseitigkeit und beiderseitige Ausschließlichkeit des Verhältnisses ist das Neue, das nun eintritt. Und das ist aber auch das Ganze, das Goethe erreichen *wollte* und *konnte*. Andere meinen, daß die Liebenden um diese Zeit im Überschwang des Empfindens auch die äußere Zurückhaltung aufgegeben haben, die ihnen durch Charlottens Ehe auferlegt war: daß also ihr Liebesbund jetzt zu einem ehebrecherischen Verhältnis geworden sei. Da wir hierüber weder durch ein direktes Geständnis noch durch eine direkte Rechtfertigung der Beteiligten sichere Kunde haben, ist und bleibt es Sache des Geschmacks, wie man ihr ferneres Verhältnis auffassen will. Doch kann man auch für ein Geschmacksurteil seine Gründe haben, durch die man wenigstens selbst von dessen Richtigkeit überzeugt wird. Für meine Auffassung, daß es nur zu einer Liebes*erklärung* Charlottens gekommen sei, die eine völlige Hingabe *bedeutete*, spricht mir folgendes.



Der ganze Zusammenhang der Entwicklung, wie wir ihn nun verfolgt, schließt den Gedanken aus, daß Goethe von Charlotten mehr gewünscht und erwartet habe, als ein rückhaltloses Geständnis der Liebe. Wer hinter seine Worte als Triebfeder ein sinnliches Begehren stellte, das er sich selbst ein- und zugestanden hätte, der verwandelte einen Schwärmer in einen Verführer, der rücksichtslos mit den allergemeinsten und verächtlichsten Mitteln arbeitet. Freilich bewegt sich Goethe auf einem höchst gefährlichen Boden. Seine mystische Verzücktheit ist von grober Sinnlichkeit durch einen unendlichen Abstand geschieden: aber auf diesem Gebiete gilt, wenn irgendwo, daß die Extreme sich unmittelbar berühren. Goethe könnte also weiter getrieben worden sein, als er selbst wollte; und das wäre sogar weniger zu verwundern, als daß er wirklich *auf* der Grenze, die er erreicht, stehen blieb.

Aber wir können doch aus der vorausgehenden und nachfolgenden Entwicklung wahrscheinlich machen, daß er sich dessen klar bewußt war und blieb, was er wollen konnte und nicht wollen konnte. Zwar nahm man es in Weimar sehr leicht damit, daß A mit der B verheiratet war und die C liebte und vice versa. Doch hatte gerade Goethe die Gefahr dieser Doppelverhältnisse erkannt. Wenn er durch des Herzogs Passion für eine schöne Freundin dessen Ehe bedroht glaubte, suchte er, wie wir sahen, sofort eine radikale Erklärung herbeizuführen. Und eben das Verhältnis des Herzogs zur Gräfin Werthern benützte er ja als Spiegel für sich und erkannte darin, daß auch er von Charlotten schöner geliebt werde, als „wir“ gewöhnlich können. Er hatte also die Augen offen. Wenn wir in ihm nicht einen richtigen Heuchler sehen wollen, müssen wir auch annehmen, daß er in der Geliebten die Gattin eines andern nie verkannt hat. Denn als im Jahre 1783 „schändliche Nachrichten“ von den „garstigen Liebesaffairen“ des Prinzen Konstantin einliefen, berichtet er Charlotten

darüber mit einer Unbefangenheit, die mehr als seltsam wäre, wenn er mit dieser ein Liebesverhältnis gleicher Art gehabt hätte. Unmittelbar, nachdem er bemerkt, daß die Verworrenheit des Prinzen mit Geduld gelöst werden müsse, sagt er der Geliebten: „wenn es dich freut, jemand ganz zu besitzen, so darfst du dich recht freuen." Die Art, wie sie sich ganz gehören, darf sie also auch angesichts dieser garstigen Liebesgeschichten freuen.

Ferner darf doch nicht völlig übersehen werden, daß Goethe sozusagen auch der Freund des Herrn von Stein war. Nun bereitete es diesem offenbar keinen Kummer, daß Goethe das Herz seiner Frau mehr und mehr beschäftigte und an sich fesselte; ob er es ebenso gleichmütig ertragen hätte, daß seine Frau im Ehebruch mit dem gemeinsamen Freund lebte, ist sehr zu bezweifeln. Und wenn nun Goethe durch die Geliebte deren Gatten grüßen läßt; wenn er der Geliebten berichtet, daß Stein gar gut gegen ihn sei, daß es ihm recht natürlich werde, Stein gefällig zu sein und ihm leben zu helfen: so ist das schön oder widerlich, je nachdem wir uns Goethes Verhältnis zu Charlotten denken. Das ist nun freilich wieder ein Geschmacksurteil, aber wir glauben, daß unser Urteil auch nach Goethes damaligem Geschmack ist. Er hat gerade um jene Zeit mit größtem Nachdruck von sich gesagt, daß er das Unreine fliehe, daß er die Idee der Reinheit ausdehnen möchte bis auf den Bissen, den er in den Mund steckt: da wird er sich doch schwerlich zugleich auf ein Verhältnis zu Charlottens Gatten eingelassen haben, das er selbst nicht hätte als sauber bezeichnen können. Daß Goethe und Charlotte sich liebten, war für Stein und ganz Weimar ein offenes Geheimnis. Daß sie miteinander im Ehebruch gelebt hätten, durfte auch damals in Weimar nicht offenes Geheimnis werden, konnte also auch von Stein nicht ignoriert werden; und wenn Goethe mit diesem Geheimnis im Hintergrund ihm hätte helfen wollen zu leben, so

entspräche das keinem überhaupt möglichen Begriff von Reinheit.

Endlich ist aber die weitere Entwicklung des Verhältnisses zwischen Goethe und Charlotte nur verständlich unter der Voraussetzung seines fortdauernd „platonischen" Charakters; und es ist unter dieser Voraussetzung auch wirklich zu verstehen, wenn wir nur richtig bedenken und würdigen, daß Charlotte von Goethe zu einem Geständnis der Liebe gedrängt wurde, das *für ihr Bewußtsein und Empfinden* einer völligen Hingabe gleichkam.

Eine geraume Zeit erfreuen sich nun die Liebenden eines fast ungetrübten Glückes. Ein idealischer Wunsch, wie er geliebt sein möchte, ist Goethe in unverlierbarer Weise erfüllt, nachdem er dessen Erfüllung so lange immer im Traume des Wahns vergebens gesucht hatte. Es ist ihm in Charlottens Liebe, als wenn er nicht mehr in Zelten und Hütten wohnte; als wenn er ein wohlgegründetes Haus zum Geschenk erhalten hätte, darinnen zu leben und zu sterben und alle seine Besitztümer drinnen zu bewahren — für *sie* natürlich, durch die er im Leben erst heimisch geworden ist. Selbst wenn er einen guten Namen nach außen schätzt, ist es um ihretwillen: daß er ihr keine Schande mache. Auch alles, was Charlotte erlebt, für sich selbst und als Hausfrau und Mutter, ist zugleich seine Sache. „Wir sind wohl verheiratet," kann er sagen, „das heißt: durch ein Band verbunden, wovon der Zettel aus Liebe und Freude, der Eintrag aus Kreuz, Kummer und Elend besteht." So besitzen sie mit und in einander Schätze, daß sie Könige auskaufen könnten. Er kann's nicht sagen, darf's nicht begreifen, was ihre Liebe für ein Umkehrens in seinem Innersten wirkt. Denn durch sie hat er einen Maßstab für alle Frauen, ja für alle Menschen, durch ihre Liebe einen Maßstab für alles Schicksal. So lernt er durch sie ein neues Betragen gegen die Menschen, mit dem er sich auf dem besten, auf dem einzig richtigen Weg

zu befinden glaubt. Daß ihm das Verhältnis zu den Menschen leichter wird, hat freilich auch den Grund, daß er an sie Gemütsansprüche nicht mehr stellt, die ihm eben nur die Geliebte befriedigen kann. Auch wenn er mit vernünftigen Menschen redet, fehlen gar viele Mitteltöne, die bei ihr alle anschlagen. Darum ist es natürlich nicht zu verwundern, daß er am liebsten allein ist, wenn er sie entbehren muß. Andererseits glaubt er gerade jetzt sich befähigt, Welt und Leben mit Nutzen zu studieren; so kommt ihm auch der Wunsch, einmal durch fremde Luft zu gehen — nur kann er sich von ihr nicht getrennt denken. Auf den Reisen, die er machen muß, kämpft die Lust zu beobachten mit der Sehnsucht nach der Geliebten; bei allem, was ihn interessiert, freut ihn das zumeist, daß er ihr davon erzählen kann.

Wenn wir Goethe immer beim Wort nehmen dürfen, so war das Verhältnis der Liebenden für die Welt unter dem Monde eigentlich zu schön. Man möchte ihnen wünschen, daß ein plötzlicher Tod sie zusammen hätte wegraffen mögen — wenn eben das Leben darin gipfelte, das Glück einer solchen Vereinigung zu genießen. Vielleicht hat Goethe selbst eine ähnliche Empfindung gehabt. Als seine Liebe in der herrlichsten Blüte stand, veranlaßt ihn der Tod Cooks zu der Bemerkung, es sei schön, daß er so umgekommen sei: „Ein Mensch, der vergöttert wird, kann nicht länger leben, und soll nicht, um seinet- und anderer willen.“ Kamen ihm dabei nicht die „Gebete“ in den Sinn, die er an die Geliebte gerichtet hatte? noch richtete? Doch sie, die er vergötterte, durfte nicht sterben; es war ihr das härtere Schicksal beschieden, daß sie Stufe um Stufe ihre Entgötterung erleben mußte.

Aber dürfen wir Goethe überhaupt streng beim Wort nehmen, wenn er, rühmend und klagend, seiner Liebe diese unendliche Bedeutung zuschreibt? Eine bedenkliche Frage, deren Sinn wir, um weder die Wahrheit noch die Billig-

keit zu gefährden, erst genauer bestimmen müssen. Derartige Gefühlsergüsse sind freilich nur dann streng wahr, wenn sie ohne bewußte Absicht, ohne den Gedanken an eine Wirkung, die sie erreichen wollten, aus dem Herzen hervorstürzen; wenn darin einfach der Mund des übergeht, wes das Herz voll ist. Dann sind sie so wahr, als der Mensch überhaupt sein kann: d. h. der unmittelbare Ausdruck seines derzeitigen Gemütszustandes. Was Goethe in den Krisen seiner Liebesgeschichte aus seiner Liebe heraus über seine Liebe gesagt hat, und namentlich auf dem Kulminationspunkte, den sie im Frühjahr 1781 durchlaufen, trägt den Stempel einer Unmittelbarkeit, die uns an der völligen subjektiven Wahrhaftigkeit auch der exaltiertesten Äußerungen nicht zweifeln läßt. Aber jeder Flut der Leidenschaft folgt ihre Ebbe („Gott hat sie so gemacht," sagt der Dichter); und wenn nun der Liebende zur Zeit der Ebbe sich über seine Liebe aussprechen soll, weil eben der Gegenpart darauf wartet, so glaubt er aus der Erinnerung an die früher so oft durchlebten Hochgefühle heraus sagen zu dürfen, was einmal Inspiration des Moments war, jetzt aber sich nicht mit ursprünglicher Gewalt und Frische von selbst einstellen will. Er sagt dann nicht, was er muß (augenblicklich steht er überhaupt nicht unter dem Zwang der Expektoration), doch was er kann. Das scheint ihm unbedenklich, da er ja nie bloß eine momentane, da er immer im Moment zugleich seine allgemeine Empfindung für den Gegenstand seiner Liebe zum Ausdruck bringen will. Er glaubt sich also, was er sagt; und wenn er Dichter ist, kann er auch sich selbst und seinem Partner den Schein unmittelbarer Erregung suggerieren, ohne den Trug selbst zu merken. Denn das ist eben die Stärke und die Schwäche des Dichters, daß die bloße Erregung der Phantasie für ihn selbst mit der wirklichen Erregung des Gemüts ununterscheidbar zusammenfließt. Je stärker aber der Liebende unter dem Druck der

Erwartung steht, daß er gesteigerte Liebesgefühle äußere, und je schwächer er gegen diesen Wunsch des Gegenparts ist, desto leichter erliegt er der Versuchung, die momentane Ermattung des Gefühls aus der Erinnerung zu ersetzen und der Erinnerung durch Autosuggestion den Schein der gegenwärtigen Erregung zu geben. In nichtsittlichen Liebesverhältnissen steigert sich diese Gefahr ins Unendliche. Denn die Liebenden, die nicht auf dem Boden der Sitte stehen, können ihres Rechts nur durch ein hochgesteigertes Bewußtsein der Realität ihres Füreinanderseins gewiß werden. Die natürlichen Schwankungen des Gefühls werden sich also sehr bemerkbar machen und umso empfindlicher, da ihnen zugleich die Möglichkeit benommen ist, sich in einem stetigen, natürlichen Verkehr auszugleichen. Die Unglücklichen können sich nie einfach gehen lassen; und so nötigen sie sich schließlich gegenseitig eine Rolle auf. So gehen denn auch an dieser Gefahr die nichtsittlichen Liebesverhältnisse (die der Natur der Sache nach in der Regel die gehaltvolleren sind) gerne zu Grunde. Über Goethes Liebe zu Frau von Stein schwebt sie von Anfang an, und manche scheinbar unbedeutenden Äußerungen künden doch wie ein fernes Wetterleuchten an, daß etwas Böses in der Luft liegt. Es ist so natürlich, daß Goethe die Liebe der Geliebten *sehen* will; und es ist nicht minder natürlich (für Goethe wenigstens), aber auch ebenso unvorsichtig, daß er seinen Wunsch der Geliebten in der direkten Bitte kund tut, ihn ihre Liebe sehen zu lassen. Nicht bloß lieben soll ihn Charlotte, sondern ihm ihre Liebe auch zeigen (30. Mai 1779). „Liebe mich und zeige mir's" (4. August 1783). „Liebe mich und sage es mir" (7. Dezember 1783). „Ich bitte dich, liebe mich nicht nur, sondern werde auch nicht müde, es mich fühlen zu lassen" (Mitte September 1785). So Goethe. Frau von Stein aber, der es anfangs peinlich war, wie ungeniert Goethe seine Liebe zeigte, hat gewiß denselben Wunsch oft genug ausgesprochen, nachdem sie

selbst zugestanden, daß Goethe der einzige sei, den sie lieben könne. Oder: hat sie ihr Verlangen nach Liebesäußerungen Goethes vielleicht nicht so offen kundgetan, so hat sie es ihn doch deutlich genug fühlen lassen; denn der Unermüdlichkeit, mit der Goethe das Thema seiner Liebe variiert, entspricht ganz gewiß eine Unersättlichkeit ihrerseits, in immer neuer Form und mit immer gesteigertem Ausdruck zu hören, daß und wie und warum er sie liebe und lieben müsse und immer lieben werde u. s. f. In dieser Beziehung blieben die beiden Liebenden immer sehr, sehr jung und behielten auch darin den schlechten Geschmack der Jugend, daß sie die willkürlichen Zeichen der Liebe höher schätzten als die unwillkürlichen, daß also jedes die Liebe des andern lieber sehen als erraten wollte. Wie sehr sie sich aber dadurch gegenseitig die Natürlichkeit und Wahrheit des Ausdrucks der Liebe erschwerten, das haben sie wohl erst bemerkt, als es zu spät war.

Wir stoßen denn auch bald genug auf Anzeichen, daß der Boden unter dem angeblich jetzt so fest gegründeten Haus ihrer Liebe zu schwanken beginnt. Der Merkwürdigkeit wegen sei ein Traum Goethes erwähnt, den er (man kann sich fast darüber wundern) Charlotten erzählen zu sollen glaubt. „Daß mein Geist dich nicht verlassen hat, kannst du wohl denken; ich habe die ganze Nacht von dir geträumt. Unter anderem hattest du mich an ein artiges Misel verheiratet und wolltest, es sollte mir wohl gehen. Nachher war ich auf einmal, ohne zu wissen wie, wieder von ihr geschieden." Ob Goethe davon nicht auch manchmal wach geträumt hat?

Sodann zeigt sich, daß der Unglaube in Charlotten nicht gestorben, sondern nur zurückgedrängt ist. Goethe muß den Verdacht abwehren, daß die Entfernung seine Sehnsucht mindern könnte. Sehr bedenklich ist die zarte Vorsicht, mit der Goethe der Möglichkeit vorbeugt, daß Charlotte eifersüchtig werde. In dem Gedicht „Auf Mie-

dings Tod“ widmet er auch Corona Schröter zwölf Verse; er kündigt sie Charlotten mit der Bemerkung an, daß sie sie hoffentlich schön finden und in allem Sinn damit zufrieden sein werde. Über ein Zusammentreffen mit der schönen Marchesa von Branconi berichtet er mit den Worten: „sie wußte nicht, woran sie mit mir war, und gern hätte ich ihr gesagt: ich liebe, ich werde geliebt, und habe auch nicht einmal Freundschaft zu vergeben übrig.“ In Eisenach ist er bei einer befreundeten Familie zu Tisch und ganz vergnügt. Das meldet er mit dem Zusatz: „Du kannst meine treue Seele auch daran erkennen, daß ich auch meiner hiesigen Inklination treu bin. Da Viktorchen nicht kokett ist und doch artig, unterhaltend und nicht zärtlich, so erlaubst du mir ja wohl, daß ich ihr freundlich bin.“

Charlotte fühlte sich also nicht sicher; und Goethe, so oft er das Gegenteil versichert, auch nicht so recht. „Dem Himmel sei Dank (schreibt er einmal), daß diese Empfindung [in dir] vorübergehend und deine Liebe bleibend ist.“ Es ängstigen ihn Vorstellungen, die aus seiner Liebe aufsteigen, Gespenster, die ihm furchtbar sind, und die nur sie zerstreuen kann. Eine rasch vorübergehende, aber schwere Krise lassen uns einige Billette vom 19.—25. Juli 1782 ahnen. Er findet Charlotte in einem seltsamen Zustand, unbegreiflich verschlossen. Auf seine Frage erwidert sie ihm, daß es ihr nicht mehr wohl mit ihm werden könne. Goethe ist ganz betäubt davon; „es war wie der Tod; man hat ein Wort und keinen Begriff für so etwas.“ Die Sache klärt sich als ein Mißverständnis auf. Aber wenn Goethe daran zurück denkt, so graust's ihm wieder, und er kann nicht eher ruhig werden, als bis er für die Zukunft sicher ist.

Im Jahre 1784 wird Goethes Stimmung so schwül, so unheimlich, daß es eine Qual ist, sie nur nachzuempfinden. Auch was er zum Preise seiner Liebe sagt, wird ihm, ohne daß er es weiß oder will, zur Anklage gegen sie. Die

Veränderung kündigt sich mit einer tückischen Freundlichkeit an: „Es bringt etwas ganz Neues durch mein Wesen und eine angenehme Unruhe zieht mich zu dir" (29. April). Aber diese angenehme Unruhe flößt ihm wenige Tage nachher die befremdlichen Worte ein: „Recht feierlich, liebe Lotte, möcht' ich dich bitten, vermehre nicht durch dein süßes Betragen täglich die Liebe zu dir. Ach, meine Beste, warum muß ich dir das sagen! Du weißt doch wohl, wie voll Danks mein Herz für dich ist." Eine sehr zweideutige Illustration der Größe seiner Liebe ist es, wenn er den 17. Juni bekennt: „Ich kann mir nun nicht helfen, daß ich dich lieber habe, als mir gut ist." Den 24. Juni erfaßt ihn ein so unüberwindliches Bedürfnis, sie zu sehen, daß ihm für seinen Kopf bange wird: „Ich weiß nicht (fährt er fort), was aus mir werden soll. Gute Nacht. Wie sehr fühle ich die Glückseligkeit des Schlafs." Charlotte steigert trotzdem durch ein neues Zeichen ihrer Liebe seine Sehnsucht; und trotzdem ist sein Dank dafür (wie natürlich!) über allen Ausdruck (27. Juni). Tags darauf gibt er ihr eine ergreifende Beschreibung seiner Liebe, die uns leider indirekt bestätigt, daß sie die Grundlagen seiner Existenz unterwühlt. „Ja, liebe Lotte, jetzt wird es mir erst deutlich, wie du meine eigene Hälfte bist und bleibst. Ich bin kein einzelnes, kein selbständiges Wesen. Alle meine Schwächen habe ich an dich angelehnt, meine weichen Seiten durch dich beschützt, meine Lücken durch dich ausgefüllt. Wenn ich nun entfernt von dir bin, so wird mein Zustand höchst seltsam. Auf einer Seite bin ich gewaffnet und gestählt, auf der andern wie ein rohes Ei, weil ich da versäumt habe, mich zu harnischen, wo du mein Schild und Schirm bist. Wie freue ich mich, dir ganz anzugehören." Daraus folgt die Klage, die Goethe freilich nicht als solche ausspricht: „Tu m'as isolé dans le monde; je n'ai absolument rien à dire à qui que ce soit; je parle pour ne pas me taire, . . c'est tout" (22. August). Süße Ausdrücke ihres Gefühls

beleben ihn wieder; denn seine Existenz droht nach und nach gänzlich zu vereisen (28. August). Aber er registriert auch mit unheimlicher Wahrheit (gewiß ohne zu wissen, wie viel er sagt) die zweideutige Wirkung dieser Wohltat: „mon amour pour toi n'est plus une passion, c'est une maladie — une maladie qui m'est plus chère que la santé la plus parfaite et dont je ne veux pas guérir.“ Ob nicht dieses Gefühl auch der tiefere, Goethe selbst verborgene Grund davon ist, daß er mit niemand, auch nicht mit Fritz Jacobi, über Charlotte und das Glück seiner Liebe reden kann? so daß er sich des Verrats an der Freundschaft anklagen muß, weil er sogar einem solchen Freunde verbirgt, was der teuerste Inhalt seiner Seele, seines Lebens ist! Übrigens bringt die Rückkehr nach Weimar naturgemäß eine gewisse Ernüchterung: er ist unzufrieden mit sich und mit ihr, daß sie so raisonnable sind (20. September). Ist sie aber weniger „vernünftig", so ist es doch auch nicht gut: „wenn eine Bitte bei dir stattfindet, so wecke den Amor nicht, wenn der unruhige Knabe ein Kissen gefunden hat und schlummert" (22. November).

Es ist kaum zufällig, daß Goethe in dieser fatalen Stimmung beginnt, mit der Geliebten Spinoza zu lesen (19. November). In der folgenden Zeit (über die wir nur dürftig unterrichtet sind, da keine längere Abwesenheit die Veranlassung gab, daß Goethe ausführlichere Briefe geschrieben hätte) treten die Expektorationen der Leidenschaft hinter objektive Interessen zurück, in die Goethe die Geliebte hineinzieht. Auch das möchte nicht ohne Bedeutung sein, daß Herders gewissermaßen in den geistigen Haushalt der Liebenden mit aufgenommen werden, obgleich Charlottens Liebe natürlich ihr einzigartiger Wert gewahrt bleibt. Endlich aber brachte ihnen der Sommer 1785 ein Glück, das wohl die Zersetzung ihres Verhältnisses in einer Weise förderte, die sie beide nicht geahnt hatten. Sie durften miteinander fast einen Monat in Karlsbad zubringen. Auch

Herders waren dort und Knebel; man machte auch neue interessante Bekanntschaften. Wie sich der Verkehr der Liebenden dort gestaltete, wissen wir aus unmittelbaren Nachrichten nicht; und Goethe hat sich auch nachträglich darüber nicht besonders ausgesprochen. Dagegen meldet er gegen den Schluß seines Aufenthalts an Karl August, daß ihm die Notwendigkeit, unter Menschen zu sein, wohl getan habe. Noch nachdrücklicher bekennt er später Knebel, er sei dieser Quelle eine ganz andere Existenz schuldig. Es ist wohl zu begreifen, daß ihm die heitere, geistreiche Geselligkeit, die er hier fand, in mehrfacher Hinsicht wohl tat: im Gegensatz zu den Geschäften, der „Hofnot" und den Verdrießlichkeiten zu Weimar; im Gegensatz aber auch zu der schwülen Temperatur und nervösen Spannung seiner Liebe zu Charlotten. Da mochte ihm die Krankheit seiner Liebe in eine Beleuchtung treten, daß ihm wohl auch der Wunsch kam, von ihr geheilt zu werden. Und wenn er die Geliebte öfter in Gesellschaft sah, und in einer Gesellschaft, die ihn geistig beschäftigte und ansprach: so mußte auch der Glaube an ihre Einzigartigkeit ins Wanken kommen. Charlotte scheint das gefühlt zu haben. Den 3. September dankt ihr Goethe für ein „liebes Briefchen" mit „gelinden Vorwürfen" und beruhigt sie mit folgenden Worten: „Du süße! laß' dich nicht irre machen, denn ich bin doch dein. Alles befestigt mich nur mehr an dich." Und hier ist nun freilich zwar nicht an der Aufrichtigkeit von Goethes Meinung zu zweifeln, wohl aber an der Echtheit seiner Stimmung. Auch das Feuer der Liebeserklärungen, die in seinen Briefen aus der nächsten Zeit nicht so selten sind, vermag diesen Verdacht nicht mehr zu zerstreuen. „Liebe mich, du bestes aller weiblichen Wesen, das ich je kennen gelernt; behalte mich recht, recht einzig lieb und glaube, daß ich dein bin und dein bleiben will und muß." „Wüßtest du, liebste Seele, wie sehr du mir fehlst, . . . du würdest jede Stunde wünschen, zu mir herüberzufliegen und ein Leben mit mir zu teilen,

das mir ohne dich ganz und gar abgeschmackt und unerträglich wird" u. s. f. u. s. f. Was konnte Goethe der Geliebten Schöneres, Besseres sagen? Aber es ist nicht mehr die Sprache der frischen, selbstgewissen Leidenschaft. Der Paroxysmus ist im Fallen.

Wir brechen hier die Geschichte der Liebenden ab. Was in Goethe vorging, als nicht sowohl seine Liebe, aber deren frühere Art, sich zu äußern, mehr und mehr zur Rolle wurde, die er spielen sollte, haben wir später in einem andern, größern Zusammenhang zu erörtern.

7.

Als Goethe nach Weimar kam, schloß er sich mit großer Lebhaftigkeit an Wieland an, der seinerseits ganz bezaubert von ihm war. Die früheren Reibungen waren sofort vergessen, oder wirkten nur als Sporn, sich um so vertraulicher gegen einander zu zeigen. Die schnell geschlossene Freundschaft hat auch Bestand gehabt, aber sie hat nie tieferen Gehalt gewonnen. Wieland fügte sich in die fragelose Überlegenheit des jüngeren Rivalen mit so neidloser Willigkeit, daß ein Verhältnis der Wechselwirkung nicht eintreten konnte. Auch wenn der 16 Jahre ältere Biedermann unter der übermütigen Laune des jungen Freundes zu leiden hatte, maulte er wohl etwas, z. B. in Briefen an Merck, ließ sich aber in seiner guten Meinung von Goethe auf die Dauer nicht irre machen und vergab und vergaß, ohne es auf eine ernsthafte Auseinandersetzung ankommen zu lassen. Auch darin dürfen wir nicht eine Wirkung Wielands auf Goethe erkennen, daß dieser die dichterische Art des Freundes, als „Oberon" erschien, viel freundlicher würdigen konnte als z. B. Lavater. Das ist vielmehr nur Symptom einer Veränderung in Goethes ästhetischem Empfinden, die sich aus innern Gründen von selbst in ihm vollzog. Auch Knebel, mit dem Goethe eine un-

gestörte Freundschaft von stets wachsender Vertraulichkeit verband, war zu weich, als daß er einen bestimmenden Einfluß auf Goethe hätte ausüben können. Gerade weil es zu einer stärkeren Reibung zwischen beiden nicht kommen konnte, war das Verhältnis zu diesem Freunde für Goethe mehr Erholung und Genuß, als daß es ihm viel Stoff und Gelegenheit zur Bereicherung und Vertiefung seines Geistes gegeben hätte. Nur eines konnte er an Knebel mit besonderer Klarheit beobachten, was ihm auch für das Verständnis seiner selbst und des Lebens überhaupt von großem Wert werden konnte: wie unbehaglich es ist, wenn ein Mann nur um seiner persönlichen Tugenden willen geschätzt wird und sich nicht durch berechenbare Leistungen eine Stellung in der menschlichen Gesellschaft erwirbt. Denn das war das Unglück des trefflichen Knebel und die Hauptquelle seiner Hypochondrie. Es war ja groß und schön von Karl August, daß er ihn in seinen Diensten festhielt, obgleich er keinen Dienst für ihn hatte; aber es war kein Glück für Knebel, so von der Freundschaft zu leben. Auch Goethe mußte den Freund manchmal beruhigen, wenn diesen sein Verhältnis zum Hofe von Weimar drückte. Und so mochte die Verbindung mit Knebel indirekt zur Abklärung und Abkühlung des Enthusiasmus der Freundschaft beitragen, dem er einst huldigte. Wichtigeres aber als mit den neuen Freunden hat Goethe mit den älteren erlebt, als er in fortschreitender Ernüchterung Verbindungen pflegen sollte, die er im Taumel des Gefühls geschlossen hatte; als er darum Erwartungen befriedigen sollte, zu denen er freilich die Freunde berechtigt hatte und denen er doch weder genügen konnte, noch durfte, weil sie gegen seine Natur gingen; als er so vor die leicht zu entscheidende und doch so schmerzliche Wahl gestellt wurde zwischen dem Schein der Treue gegen andere und der wirklichen Treue gegen sich selbst.

„In meinem jetzigen Leben weichen alle entfernte Freunde in Nebel," schreibt Goethe den 8. Januar 1777

an Lavater. Damit hat er einen herben Vorgang, bei dem er selbst nicht das beste Gewissen hatte, nur sehr zart angedeutet. Die rohe Wahrheit war, daß er den Verkehr mit früheren, und auch sehr nahen Freunden und Freundinnen in einer Weise vernachlässigte, die diese als Kränkung empfinden mußten. Schon im Februar 1776 gesteht er Johanna Fahlmer: „Fritz [Jacobi] und alle meine Freunde klagen über mich." Er bittet zugleich die „Tante": „ich dächte, Sie schrieben mir manchmal aus Ihrem Herzen, daß ich nicht so ganz fremd würde mit euch." Er entschuldigt sich seinerseits: „Ich wollt, ich könnt Ihnen so vom Innersten schreiben. Das geht aber nicht. Es laufen so viel Fäden durcheinander, so viel Zweige aus dem Stamme, die sich kreuzen, daß ohne Diarium, das ich doch nicht geschrieben habe, nichts Anschauliches zu sagen ist." Aber das Bedauern, daß er den Freunden so fremd wird, hat keine praktische Wirkung. Es brachte ihn nicht auf den doch sehr naheliegenden Gedanken, daß ein kurzes herzliches Briefchen immer noch besser sei als gar nichts. Nein, er verstummte völlig und ließ es geschehen, daß die Freunde an ihm irre wurden und sich verstimmt von ihm abwandten. So ging es der „Mama" La Roche, dem Herzensfreund Fritz Jacobi, dem Schwager Schlosser. Auch gegen die „Tante" Fahlmer schwieg er sich aus, als er sie nicht mehr zur Vermittlung des Verkehrs mit den Eltern brauchte. Der Briefwechsel mit dem angebeteten Gustchen schleppt sich mühsam noch ein paar Jahre fort und schläft dann ebenfalls ein. Schlosser und dessen zweiter Gattin Johanna Fahlmer ist Goethe später wieder näher getreten; spärliche Briefe wurden fernerhin auch mit Kestner und Lotte ausgetauscht; mit Jacobi hat Goethe nach einer scharfen Auseinandersetzung sogar wieder einen lebhafteren Verkehr aufgenommen; in einer stetigen Verbindung ist er über diese Jahre nur mit Merck und Lavater geblieben.

Ein Grund von Goethes „Untreue" ist gewiß, daß für

diesen ganz sinnlichen Menschen die Gegenwart (wie er so oft an Frau von Stein schreibt) alles war. Goethe fühlte die Verbindung mit dem abwesenden Freunde so lange mit der größten Lebhaftigkeit, als er in sinnlich wahrnehmbarer Nähe niemand fand, mit dem er in einen wirklichen Austausch des Lebens und Denkens eintreten konnte. Hatte er aber einen gegenwärtigen wirklichen Freund, so beschäftigte ihn dieser so stark, daß der abwesende, ob auch wirkliche Freund, ganz von selbst in den Nebel wich. Natürlich vergaß Goethe um so leichter, wenn ihn mit dem Freund oder der Freundin bloß eine gefühlsmäßige Neigung, kein sachliches Interesse verbunden hatte. Darum hat sich die Verbindung mit Merck und Lavater behauptet, als manche andre sich löste. Aber damit ist Goethes Verhalten gegen seine Freunde noch nicht ganz erklärt. Er wußte ja doch, wie sehr sie sein Schweigen verletzte; und wenn er, der doch „ein guter Junge" war, dem sich das Wort sonst mit großer Leichtigkeit von der Zunge löste, sich zu keinem Brief aufraffen konnte, so mußte das seinen positiven Grund haben. Das war aber kein anderer, als daß er nicht wußte, was er schreiben sollte, oder daß er nicht schreiben wollte, was er hätte schreiben müssen. War es denn wirklich so schwer, ja so ganz unmöglich, von seinem Leben in Weimar etwas Anschauliches mitzuteilen? Ich glaube doch nicht. Aber was Goethe hätte Anschauliches schreiben können (auch ohne Diarium), das hätte den Freunden mehr Besorgnisse eingeflößt als Freude gemacht. Aus lauter Freundschaft hätten sie ihn um Erklärungen gebeten, die er nicht hätte geben können, oder die die Sache nur verschlimmert hätten. Denn ihm war selbst durchaus nicht immer klar, wo das alles hinaus wolle. Und wenn er die guten Gedanken, die er sich dabei machte, mitteilen wollte, so mußte er den Herzog hereinziehen, mußte verraten, was er für ihn wünschte, hoffte und auch fürchtete. Das wäre freilich „ein Fraß für ein gutes Volk" gewesen: für diese wohlmeinende, korrespon-

denzlustige, indiskrete Herzlichkeit, die aus lauter Zartgefühl auch sehr vorschnell aburteilen konnte. Wie dankbar wären diese guten Freunde und Freundinnen gewesen, wenn Goethe z. B. über Louisens Gram hätte detaillierte Mitteilungen machen wollen! Welch interessanten Stoff hätte das für die Briefe gegeben, die man hin und her schrieb! Welch rührsame Betrachtungen hätte man daran knüpfen können! Es ist Goethe gewiß nicht zu verargen, daß er solche Freundschaftsdienste nicht leisten wollte. Also entschuldigte er sich, daß er von seiner verbreiteten Wirtschaft nicht leicht ein anschauliches Bild geben könne; und weil diese Ausrede auf die Dauer nicht genügte, so schwieg er ohne Entschuldigung, ohne Erklärung. Eine poetische Beichte in dem Gedicht „Seefahrt" konnte den beruhigen, der zwischen den Zeilen zu lesen verstand und zur Freundschaft rechnete, daß man an den Freund glaube. Uns bezeugt sie zugleich, daß Goethe in seiner scheinbaren Untreue gegen die Freunde, die er so oft seiner herzlichsten, dauernden Neigung versicherte, sich mit Bewußtsein von einer sentimentalen Weichlichkeit abwandte, die er als weibisch erkannte:

„Doch er stehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen:
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern."

Von dieser Auseinandersetzung mit den älteren Freunden blieb, wie gesagt, das Verhältnis zu Merck unberührt; ja es hat für Goethe in der ersten Zeit zu Weimar sichtlich an Bedeutung gewonnen. An Merck hat sich Goethe in seinen Geldverlegenheiten gewendet, als ihm der Vater nicht unter die Arme greifen wollte. Merck war also in das Verhältnis Goethes zu seinen Eltern eingeweiht; und dieser konnte ihn bitten: „verlaß meine Alten nicht!" Gegen Merck hat sich Goethe in jener Zeit am offensten über seine

Lage in Weimar ausgesprochen. Und Merck hat dieses Vertrauen gelohnt, indem er Goethe gegen die tollen Gerüchte, die über ihn in Umlauf kamen, in Schutz nahm, als die nächsten Freunde an ihm irre wurden. So war also das Verhältnis zwischen den beiden Freunden das allerbeste; und es wurde auch in den folgenden Jahren durch keinen ernstlichen Zwist gestört. Aber es zeigt zum Schlusse dieses Zeitraumes doch einen so ganz anderen Charakter als am Anfang desselben, daß anzunehmen ist, Goethe habe mit Bewußtsein und Absicht seine Stellung zu Merck geändert. Und so gewinnen auch die Spuren gewisser Spannungen, die zwischen ihnen eingetreten sind, erhöhte Bedeutung.

Im September 1777 lebten die beiden Freunde eine Woche auf der Wartburg zusammen. Dabei scheint sich Mercks günstiger Eindruck von Goethes Verhältnis zu dem Herzog bestätigt und verstärkt zu haben; auch trat Merck nun in eine freundschaftliche Korrespondenz mit Karl August ein. Goethe aber notiert in sein Tagebuch: „Unbehaglichkeit und Ärger, vermehrt durch Mercks Gegenwart;" und anderseits: „ich fühlte den Abschied, als wir zum Burgtor hinaustraten." Ihm hatte also sein Besuch keine ungemischte Freude bereitet. Trotzdem verwundern wir uns, wenn Goethe im Januar 1778 dem Freunde mit auffälliger Kürze und Kühle schreibt: „Der Herzog hatte etlichemal große Lust, dich als Kammerrat nach Eisenach zu haben; aber ich sagte ihm, alte Bäume verpflanzen sich nicht gut!" Merck hatte erst 37 Jahre und wünschte sich, wie Goethe wußte, von Darmstadt weg! Also wollte ihn Goethe nicht dauernd in der Nähe haben; und der Grund kann nur sein, daß er nicht glaubte, Merck werde sich mit ihm und dem Herzog bei regelmäßigem und amtlichem Verkehr wohl vertragen und in seinem neuen Beruf heimischer finden, als in dem alten. Das war nicht ohne Ursache; denn der Beruf war für Merck eingestandenermaßen immer Nebensache ge-

wesen; seine ästhetischen und wissenschaftlichen Liebhabereien gingen ihm weit vor. Wie er Goethes befremdliche Mitteilung aufgenommen, wissen wir nicht. Soweit wir aus Goethes Briefen schließen können, hat er sich keine Verstimmung merken lassen. Auch ist es an sich nicht auffallend, daß Goethe in der folgenden Zeit weniger von sich und seiner Lage in Weimar spricht und dafür ausführliche Mitteilungen über seine künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen macht. Im Sommer 1779 scheint das Verhältnis der Freunde noch die alte Herzlichkeit gehabt zu haben. Merck machte einen längeren Besuch in Weimar. Goethe notiert darüber: „Gute Wirkung auf mich von Mercks Gegenwart; sie hat mir nichts verschoben, nur wenige dürre Schalen abgestreift und im alten Guten mich befestigt. Durch Erinnerung des Vergangenen und seine Vorstellungsart mir meine Handlungen in einem wunderbaren Spiegel gezeigt. Da er der einzige Mensch ist, der ganz erkennt, was ich tu' und wie ichs tu', und es doch wieder anders sieht als ich, von anderem Standort, so gibt das schöne Gewißheit." Weniger erfreulich lautet, was Goethe im folgenden Jahr über eine Zusammenkunft in Mühlhausen an Frau von Stein schreibt: „Mit Merck hab' ich einen sehr guten Tag und ein paar Nächte verlebt. Doch macht mir der Drache immer bös Blut; es geht mir wie Psychen, da sie ihre Schwestern wiedersah .... Die Zusammenkunft mit Merck hat mir geschadet und genützt; das läßt sich in dieser Welt nicht trennen!" Woher das „böse Blut" kam, sagt uns wohl ein Brief an die Mutter vom August des nächsten Jahres, worin er schreibt: „Merck und mehrere beurteilen meinen Zustand ganz falsch; sie sehen nur, was ich aufopfere, und nicht, was ich gewinne, und sie können nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich so viel hingebe." Merck hatte also wohl dem sich vergessenden Dichter das Gewissen schärfen wollen; nicht unwahrscheinlich ist, daß der Drache auch das Ver-

hältnis zu Frau von Stein in seiner Weise beleuchtet hat. Vielleicht war Goethe so unvorsichtig, sich gegen ihn merken zu lassen, daß sie ihn hauptsächlich an Weimar binde. Wie dem nun sei: von da an tritt in Goethes Briefen an Merck das subjektiv Vertrauliche immer mehr gegen das objektiv Wissenschaftliche zurück, bis es von 1783 an so gut wie völlig verschwindet. Und das hat seinen Grund nicht darin, daß in Goethe das Bedürfnis versiegt wäre, sich gegen einen Freund darüber auszusprechen, wie er sein Leben zur Zeit durchlebt. Denn Goethe befriedigt es nun in den Briefen an Knebel, die zu gleicher Zeit an Wärme und Gehalt gewinnen.

Einen dramatisch bewegten Verlauf hatte das Verhältnis Goethes zu Fritz Jacobi. Als Goethe nach Weimar übergesiedelt war, konnte er sich nicht entschließen, dem Freunde zu schreiben, obwohl er hörte, daß dieser gefährlich erkrankt war. Er hatte also wohl etwas auf dem Herzen, das er hätte aussprechen müssen und doch nicht sagen mochte. Wir können mit annähernder Sicherheit vermuten, was es war: sein Eindruck von „Eduard Allwills Briefsammlung", einem Roman, den Jacobi auf Goethes Rat schrieb und stückweise erst in der „Iris", dann in Wielands „Teutschem Merkur" erscheinen ließ. Erst mochte Goethe dem Freund vielleicht nur nicht sein Urteil über die verfehlte Komposition des Buches mitteilen; als dessen Veröffentlichung fortschritt, hatte er wichtigere Gründe, es zu beschweigen. Schon das war ihm schwerlich angenehm, daß man im Publikum ihn für den Verfasser der Briefe hielt. Schlimmer war noch, daß der Held des Romans, Eduard Allwill, unverkennbar an Goethe erinnerte; und es war weder ein schmeichelhaftes, noch ein richtiges Bild, das der Freund von ihm entworfen hatte. Wieland glaubte in Allwill Goethe zu erkennen; Friedrich Leopold Stolberg bestätigt dies später (1792), nachdem Goethe und Jacobi

sich entzweit und wieder versöhnt hatten, in einem Brief an Jacobi, indem er hinzufügt: „Ich begreife nicht, wie Goethe dir das verzeihen kann.“ Wenn Jacobi seinen Freund so deutlich gezeichnet hatte, so war es allerdings schwer zu verzeihen, wie er ihn verzeichnet hatte. Er hatte in Allwill das Dämonische und Bezaubernde darstellen wollen, das Goethes Persönlichkeit an sich hatte; er hatte gezeigt, wie gefährlich ein solcher Mann Frauen werden könne. Damit hatte es ja gewiß auch bei Goethe seine Richtigkeit. Aber Goethe litt auch unter sich selbst, unter der Leidenschaft, die er hatte und einflößte, während dies bei Allwill keineswegs der Fall ist; und so erscheint Allwills Verhältnis zu den Frauen frivol und wird auch in dem Roman als frivol verurteilt. Wenn nun Jacobi das Publikum veranlaßte, Goethe nach Allwill zu verstehen, so mißleitete er wirklich das Urteil über den Freund. Das war für diesen höchst empfindlich zu einer Zeit, da die übertriebensten, unsinnigsten und abscheulichsten Gerüchte über ihn in Umlauf waren. Ferner mußte Jacobi, mit dem Goethe sich über Spinoza besprochen hatte, wissen, daß er nicht, wie Eduard Allwill, dem Grundsatz huldigte, sich in seinen Neigungen, Leidenschaften, ja Gelüsten einfach gehen zu lassen: er liebte ja Spinoza als Lehrer und Vorbild der Selbstlosigkeit; er faßte sogar das lustige Leben zu Weimar von Anfang an zugleich als eine der seltsamen Schulen auf, durch die ihn das Schicksal führe; und er hatte, während man von ihm glaubte, daß er in dulci jubilo dahinlebe, schon mannigfach die empfindlichste Selbstverleugnung zu üben, die dadurch nicht erleichtert wurde, daß er das niemand sagen konnte. Als ihm in Allwill sein angebliches Spiegelbild vorgehalten wurde, mußte er schon darauf denken, den Herzog zu haus- und landesväterlichem Sinn zu erziehen, mußte er darunter leiden, daß ihn Frau von Stein zum Heiligen machen wollte. Jacobi hatte also dem Freunde eigentlich einen recht bösen Dienst geleistet

und ahnte nicht einmal, wie empfindlich er ihn getroffen hatte. Andrerseits war es für ihn selber wieder sehr empfindlich, wenn ihm Wieland auf die Frage, was Goethe zu den drei letzten Briefen gesagt habe, lakonisch antworten mußte: „nichts!“

Auch der nächste Roman Jacobis, den er 1777—79 veröffentlichte, veranlaßte Goethe nicht, sein Schweigen zu brechen. Denn er hätte dem Verfasser nicht viel Freundliches darüber sagen können. Schon der Titel mußte ihn abstoßen: „Woldemar, eine Seltenheit aus der Naturgeschichte“ — wenn er hinterher bemerkte, daß Woldemar ebensosehr an Jacobi erinnerte, wie zuvor Allwill an Goethe. Sodann berührte der Roman, ohne daß der Verfasser dies wußte, durch seinen Inhalt Goethe persönlich, und auf eine unbehagliche Weise. Man höre, wie Woldemar von seiner Freundin Henriette spricht, die ihm von den Verwandten als Gattin zugedacht war, die ihn aber selbst mit ihrer Freundin Allwina verlobt hatte! „Wir näherten uns von Tag zu Tage mehr; und von Tag zu Tage wurde die Entzündung einer gemeinen Liebe unter uns unmöglicher. Der bloße Gedanke daran wäre zuletzt uns ein Greuel gewesen; ein Greuel wie von Blutschande ... Wir wurden Freunde im erhabensten Sinne des Worts; Freunde, wie Personen von einerlei Geschlecht es nie werden können, und Personen von verschiedenem es vielleicht vor uns nie waren.“ Man lese ferner, wie paradiesisch einfach das gefährliche Verhältnis der drei sich gestaltete! „Jeder Blick, den ich Henriette gab, jede Zärtlichkeit, die ich ihr bewies, jede Liebkosung, die ich ihr machte, war eine Wohltat für meine betretene Allwina; sie hüpfte dann vor Freude, fuhr mir an den Hals und wollte mich erdrücken . . . Jene äußerliche Zurückhaltung, die Henrietten und mir als zwei unverheirateten Personen, die keine Blutsfreunde waren, gegeneinander geziemt hätte, durfte nunmehr wegfallen, und das geschah bald: wir wurden Bruder und Schwester, ganz

wie von Mutterleibe an. Allwina weinte oft vor Freude, und ich selber fühlte mich kaum vor Wonne, wußte nicht, was mir widerfahren war. Aufgeregt war all mein Wesen, und dabei meine Seele doch so still, mein Geist so helle!" Freilich bleibt auch diesem einzigartig herrlichen Freundschaftsbunde eine schwere Krisis nicht erspart. Nicht als ob aus Woldemars und Henriettens zärtlichem Verkehr doch eine richtige Leidenschaft entstehen, oder daß Allwina gar eifersüchtig würde: die Ursache ist eine viel feinere, vornehmere. Henriette läßt sich durch ihren sterbenden Vater zu dem Versprechen bestimmen, daß sie nie Woldemars Gattin werden wolle, — der schon mit Allwina verlobt ist; mit dem sie schon eine Freundschaft hat, welche die Entzündung einer gemeinen Liebe unmöglich macht: und Woldemar zwingt ihre Schwester, ihm dieses heilige Geheimnis zu verraten. Sodann kommt Henriette wegen ihres Verhältnisses zu Woldemar in der Leute Mund und schlägt ihm darum vor, daß sie in ihrem Betragen gegeneinander einige Schritte rückwärts tun, also besser an sich halten wollen. Daraus erkennt Woldemar, daß anderes ihr mehr gelte, als seine Liebe, daß anderes sie mehr schrecke als dieser Liebe Tod. Sie konnte es über sich bringen, bei ihm in Verdacht zu kommen, um dem Verdacht nichtswürdiger Leute zu entgehen; konnte gegen die Ruhe seines Lebens andre Dinge auf die Wage legen! Und sie fühlte nicht einmal das Widrige, das Unerträgliche darin; sie forderte keine Vergebung, glaubte ihrer also nicht zu bedürfen; ja sie wollte sich noch liebreich beweisen gegen ihn, dessen Herz sie geschändet hatte! Darum verstockt sich Woldemar gegen alle Liebe, die ihm Henriette erweist, und verbohrt sich in den schrecklichen Gedanken, daß alle Freundschaft, alle Liebe nur Wahn und Narrheit ist — ausgenommen für den Narren selbst. Er versinkt in die schwärzeste Verzweiflung. Endlich entringt sich seinem Busen die furchtbare Klage, daß er sich in Henriette betrogen

habe, da sie ihn nicht liebe, wie er sie. Und nachdem er sein Gemüt gegen die Freundin erleichtert, gelingt es dieser, ihm ihre Liebe so nahe ans Herz zu bringen, daß er sie fühlen muß. So wird alles wieder gut. Schließlich muß sich Woldemar gestehen, wenn er es auch nicht recht Wort haben will, daß Henriette auch in der Freundschaft gewisse Vorzüge besitze, welche den seinigen ziemlich die Wage halten möchten. Man kann sich leicht vorstellen, daß Goethe nicht wußte, ob er lachen, weinen oder fluchen solle über diese Art von Liebe und Freundschaft, von Unschuld, Fall und Versöhnung. Das bloß geschwisterliche Verhältnis zu einer geliebten Frau, dessen Schwierigkeit er mit Frau von Stein in der schmerzlichsten Weise zu erfahren bekam, wurde hier behandelt als die einfachste Sache von der Welt. Wenn es nicht böse Zungen gäbe: die Beteiligten selbst könnten sich behaglich gehen lassen, denn vor sich brauchen sie sich nicht zu fürchten. Und dabei erlaubt Jacobi der anmaßendsten Selbstsucht, sich für eine Liebe auszugeben, die kaum überboten werden kann. Denn Woldemar fühlt lebhafter, was andre angeht, als was ihn selbst betrifft; nichts ist leichter, als ihn zu seinem eigenen Nachteil einzunehmen. Daß er in Verzweiflung gerät, weil die Freundin gegen die Ruhe seines Lebens auch andre Dinge, z. B. die eigene Ruhe, in die Wage legt: das soll uns nach der Absicht Jacobis durchaus keinen Zweifel an der Echtheit seiner Liebe erwecken. Eine freundliche Dienstwilligkeit ohne „Seelengenuß" sieht Woldemar-Jacobi tief unter sich als eine Sache dumpfer, tauber, ungefühliger Seelen. Goethe dachte anders und glaubte gewiß keinen Grund zu haben, daß er sich zu der Höhe dieser Auffassung der Freundschaft und Liebe bekehren sollte. Das hochtrabende, gegen den Schluß des Romans ganz unerträgliche Pathos, in dem sie vorgetragen wurde, forderte den Spott heraus; und wenn Goethe empfindlich sein wollte, konnte er in dem Werke des Freundes auch eine

nicht eben feine Stichelei auf seine Stellung in Weimar finden.*)

So ließ er sich denn auch in einer übermütigen Laune verleiten, im August 1779 zu Ettersburg von einer Eiche herab eine Parodie auf das Buch preiszugeben, worin er Woldemar schließlich vom Teufel geholt werden ließ. Genauere Nachricht darüber ist uns leider nicht erhalten.**) Natürlich kam die Sache aus und wurde auch Jacobi hinterbracht. Ganz in der Weise Woldemars dachte dieser nicht daran, daß er dem Freunde eine ernsthafte Veranlassung zu seinem bösen Scherz gegeben haben könnte, und stellte Goethe wegen seiner Treulosigkeit in schärffster Weise zur Rede. „Ich brauche dir (schrieb er ihm) dein Verhalten gegen mich nicht zu erzählen. Du weißt, was ich erwarten

---

*) Biederthal schreibt S. 150 f. an seinen Bruder Woldemar nach einem heftigen Ausfall auf die alberne Hoffart und die dumme Aufführung des Adels: „Mit * und *** hab' ich mich so gut als bruljiert, weil sie nicht widerstehen konnten und sich von den Fratzen schön tun ließen. Männer von verdientem Ruhm sollten sich so nicht wegwerfen und von dergleichen Leuten eine Distinktion annehmen; es sieht sonst aus, als hätt' es wirklich mit diesen armen Tröpfen etwas zu bedeuten, und sie dürften wohl so gut sein und sich zu einem großen Mann herablassen — ihm gnädigst einmal gestatten, zu sein für die Zeit, wie hoch ihresgleichen! Ich kann's nicht ausstehen, die Schellenkappe über dem Lorbeer!"

**) Doch ist es mir sehr wahrscheinlich, daß die Fragmente, die Franz Schnorr von Carolsfeld im Archiv für Literaturgeschichte I, 314 ff. mitgeteilt hat, wirklich auf Goethe zurückzuführen sind, wenn er sie auch weder geschrieben, noch dem Druck übergeben hat. Die wenigen Änderungen, die darin mit dem Schluß des „Woldemar" vorgenommen sind, ergeben sich ganz natürlich aus der Idee, daß Woldemar vom Teufel geholt werde, konnten also von einem Zuhörer, der mit dem Buch vertraut war, leicht behalten oder rekonstruiert werden. Und diese Parodie ist Goethes durchaus nicht unwürdig. Sie ist keine bloße Posse, sondern hebt den ganz richtigen Gedanken mit drastischen Mitteln wirkungsvoll hervor, daß Woldemar vielmehr Henriette um Verzeihung zu bitten hätte, daß diese sich in ihm betrogen habe, nicht umgekehrt.

konnte, erwarten mußte, und was alles nicht geschehen ist. Je mehr ich hin und her sinne, und mein Gedächtnis erwacht; je tiefer ich, alles zusammen nehmend, erwäge, desto unwiderstehlicher wird der Gedanke bei mir, daß die Sache, wovon die Rede ist, wenigstens eine mögliche Sache sei. Und das wäre vielleicht genug, um mein Herz von dir zu scheiden. Aber nach jenen Stunden, nach jenen Tagen, die gewesen sind — — laß, ich will kalt bleiben." Die gehässige Beschuldigung, zu deren Sprachrohr sich auch Goethe hergegeben haben sollte, daß Jacobi im Woldemar sich selbst habe vergöttern wollen, weist er mit Entrüstung zurück als einen Vorwurf, der ihn in keiner Weise treffen könne. Er erwähnt dagegen einer Ader, die durch den ganzen „Woldemar" gehe, „die nur aus einem Herzen voll Verleugnung, voll unparteiischer Liebe zu allem Guten, voll unparteiischen, siegenden Hasses gegen alles Böse, aus einem Herzen voll Buße, voll Glaubens, voll inniger Demut fließen konnte." Und er schließt: „Schwerlich wirst du Lust haben, darauf zu antworten, und so wird dein Stillschweigen nach verflossenen drei Wochen mir Antwort genug sein." Goethe erhielt diesen Brief nach Frankfurt nachgesandt, als er sich auf dem Wege nach der Schweiz befand; so konnte er die heikle Sache der „Tante" Johanna Fahlmer vortragen, jetzt Schlossers Frau, Jacobis intimer Freundin (wir dürfen in ihr wohl das Modell zu Henrietten sehen). Sie vermochte ihn nicht zu bestimmen, daß er, wie es seine Pflicht sei, Jacobi schreibe: er möchte sich (erwiderte er) nicht gern schriftlich in dergleichen Explikationen einlassen, besonders nach dem, worauf Jacobis Brief gestellt sei. Aber was Frau Schlosser an Jacobi über ihr Gespräch mit Goethe berichten konnte, war für diesen Antwort genug, wenn er es dafür nehmen wollte. Goethe sprach ganz arglos von dem Vorgang: dergleichen launisches Getreibe sei in ihm eine abgesonderte Sache; Jacobi hätte selbst dabei sein sollen, er hätte gewiß selber

mit eingeschlagen, die Sache einmal mutwillig im Abstrakten zu nehmen. Doch verhehlte er auch nicht, daß der ausgelassene Streich zum Hintergrund eine ernste Differenz hatte. Denn über Jacobis Roman sagte er: „so schöne Dinge, so viel großer herrlicher Sinn auch darin sei, so könne er nun einmal für sich das, was man den Geruch dieses Buches nennen möchte (anders wisse er sich nicht auszudrücken), nicht leiden.“ Namentlich der Schluß habe ihn zu einer Parodie herausgefordert: „man dürfe nur ein paar Zeilen ändern, so sei es unausbleiblich und nicht anders, als der Teufel müßte ihn da holen.“ *) Daß Jacobi durch diese Erklärung nicht befriedigt war, ist klar. Sein Urteil hat vielleicht Frau Schlosser vorweggenommen, wenn sie ihrem Bericht beifügt: „Goethe kann gut und brav, auch groß sein; nur in der Liebe ist er nicht rein, und dazu wirklich nicht groß genug. Er hat zu viele Mischungen in sich, die wirren; und da kann er die Seite, wo eigentlich Liebe ruht, nicht blank und eben lassen.“ Die beiden Freunde blieben also stumm gegeneinander, Jacobi in Erbitterung, Goethe mehr verlegen als reuig — als Fehler konnte er ja nur erkennen, daß er seiner wirklichen, wohlbegründeten Meinung über des Freundes Werk einen verletzenden Ausdruck gegeben hatte. Doch ließen sie, beide im Gefühl von der Bedeutung der Sache, eine geschäftliche Beziehung fortbestehen: eine Schuld, die Goethe bei Jacobi aufgenommen hatte. Goethe mochte sich, so lange Jacobi zürnte, nicht entschließen, davon zu

*) Etwas deutlicher hat sich Goethe gegen Lavater ausgesprochen, der ihn später ebenfalls feierlich über die erschreckliche Untat befragte, die er gegen andere lieber geleugnet hätte. „Da du mich kennst (antwortet Goethe), solltest du dir's in Ahndung erklären können. Der leichtsinnig trunkne Grimm, die mutwillige Herbigkeit, die das Halbgute verfolgen und besonders gegen den Geruch von Prätension wüten, sind dir ja in mir zu wohl bekannt. Und die nicht schonenden launigen Momente voriger Zeiten weißt du auch.“ (7. Mai 1781.)

schreiben; Jacobi legte ihm das doch zum besten aus. Natürlich veränderte sich bei beiden mit der Zeit auch der Gesichtspunkt für die Auffassung der peinlichen Sache, die sie trennte. Ich nehme vorweg, wie sich das bei Jacobi äußerte. Als er 1794 „Woldemar“ in neuer Bearbeitung herausgab, gestand er in einer Widmung an Goethe, daß ihm vieles darin nun im höchsten Grade widerstanden habe. „Vornehmlich empörten mich die letzten Blätter und ließen mir einen so unerträglichen Nachgeschmack, daß ich gern mit einem Zauberschlage das kleine Ungeheuer vernichtet hätte, wenn es in meiner Macht gewesen wäre!“ Goethe hatte also in der Sache recht gehabt! Diese Erkenntnis war Jacobi wohl schon gekommen, als Goethe im Oktober 1782 jene Schuld als Anlaß benützte, das Wort wieder an ihn zu richten.

„Lieber Fritz!“ schreibt er ihm, „laß mich dich noch einmal, und wenn du dann willst, zum letztenmal so nennen, damit wir wenigstens in Frieden scheiden.“ Dann fährt er nach Erledigung des Geschäfts, an das er durch Schlosser erinnert worden, fort: „Wenn man älter und die Welt enger wird, denkt man denn freilich manchmal mit Wunden an die Zeiten, wo man sich zum Zeitvertreibe Freunde verscherzt und in leichtsinnigem Übermute die Wunden, die man schlägt, weder fühlen kann, noch zu heilen bemüht ist . . . Wenn du mir nichts Freundliches zu sagen hast, so antworte mir gar nicht, beendige mit meiner Mutter das Geschäft, und ich will mir's gesagt halten. Adieu!“ Jacobi antwortet ihm mit inniger Freude, ja wiederaufloderndem Feuer. Was er in der Entfremdung über Goethe Böses gedacht und gesagt, nimmt er stillschweigend zurück mit den Worten: „Du mußt viel erfahren haben, und wie man dich auch nehmen mag, so hast du viel Größe und Festigkeit bewiesen.“ Er schließt: „Ich umarme dich mit vollem Herzen.“ Die Differenz in ihrem innersten Fühlen, die „Woldemar“ nur ans Licht

gezogen hatte, wurde nicht erörtert und beigelegt. Ebenso-wenig scheint es zu einer Erklärung über Goethes eigentümliches Verhalten gegen „Allwill“ gekommen zu sein. Wollte Jacobi damit vielleicht kundgeben, daß alles vergeben und vergessen sei, so ist auf seiten Goethes als Motiv eher zu vermuten, daß er erkannt hatte, sie würden sich doch nicht verstehen. Goethe ist darum auch nicht in den alten leidenschaftlichen Ton zurückgefallen, den Jacobi je und je wieder anschlägt. Er schickt dem Freund seine „Iphigenie“; er nimmt an dessen philosophischen Arbeiten Anteil. Aber er weiht ihn, wie wir sahen, auch bei persönlicher Zusammenkunft nicht in die erste Freude und Qual seines Lebens ein, in seine Liebe zu Frau von Stein. Und nur mit Vorsicht weist er ihn darauf hin, daß er seinen Knaben, der ihm Sorge machte, wohl falsch behandle: „denn die Vorstellungsarten sind zu verschieden ... aber das Kind dauert mich.“ Wenn Jacobi die Indiskretion begeht, Goethes „Prometheus“ ohne dessen Vorwissen so abdrucken zu lassen, daß man den Verfasser vermuten mußte; wenn andrerseits Goethe so wenig „human“ ist, Jacobi über seine Freunde und Schriften mit kurzen, orakelhaften Notizen abzufertigen: so wird das nun offen ausgetragen und erzeugt, wenn schon etwas Verdruß oder Schmerz, so doch keine Verstimmung mehr. Insbesondere stellt nun Goethe offen fest, daß er weder Jacobis religiöse oder philosophische Anschauungen teile, noch auch die Art, wie er sie vertrat, immer gut finden könne. Er verschweigt ihm nicht, daß das Publikum ihn prätentiös finden könne, ja müsse. „Übrigens bist du ein guter Mensch,“ fügt Goethe hinzu, „daß man dein Freund sein kann, ohne deiner Meinung zu sein.“ (5. Mai 1786.) Dabei blieb es denn auch; Goethe und Jacobi hörten nicht mehr auf, Freunde zu sein; und wurden gerade in den Gedanken, die ihnen die wertvollsten waren, nie einer Meinung.

Die Freundschaft mit Lavater führte zu keiner ähnlichen Katastrophe, zeigte sich aber auch einer Umwandlung nicht fähig, und so starb sie einen langsamen, schweren, für beide Teile äußerst schmerzlichen Tod. Goethes Übersiedlung nach Weimar bringt in den Verkehr der Freunde keine Unterbrechung. Der Druck der „physiognomischen Fragmente", bei dem Goethe mitwirkte, gab ihnen regelmäßig Veranlassung, sich zu schreiben. Dabei hält Goethe auch mit vertraulichen Mitteilungen über sein Tun und Treiben nicht zurück, und Lavater scheint seinerseits den Glauben an den Freund bewahrt zu haben, als ein Schlosser sich enttäuscht, ein Zimmermann geradezu gehässig über ihn äußerte. Doch gab es manche Reibungen, die nicht ohne tiefere Ursache sind und schwerere Auseinandersetzungen vorausahnen lassen. Goethe wünscht Lavaters Rat wegen Besetzung der Generalsuperintendentur zu Weimar: Lavater antwortet durch die Herzogin Louise. Dafür erhält er den Wischer: „Wenn ich ihn ein andermal um etwas frage, so antworte er mir! Warum wegen Herders an Louisen?!!!" Und auf Lavaters Entschuldigung wiederholt Goethe in verschärftem Ton: „Wenn ich dich künftig frage, so antworte mir! Es mag all gut sein, was du Dir denkst und wähnst; aber wenn ich frage, mußt du nie Weibern antworten. Wie man auch dem nie schreiben soll als dem, mit dem man gelebt hat, und nur im Maß, als man mit ihm gelebt hat." Die Heftigkeit dieser Zurechtweisung mag ihre besondere Ursache haben, die wir nicht kennen. Aber sie bekundet uns doch auch, daß Lavaters apriorische, indiskrete Vertraulichkeit mit allen, wes Geschlechts sie sein mochten, denen er Gefühl im allgemeinen und insbesondere Liebe zum Heiland zutraute, — daß diese Art von Menschenliebe immer weniger nach Goethes Geschmack war. Später wurde sein Mißmut darüber gewiß durch die schlimme Erfahrung verstärkt, daß er sich auf Lavaters Empfehlung mit dem Menschenbeglücker, Kraftprotzen, Schmarotzer und Schwindler

Kaufmann angefreundet hatte. Eine wesentliche Verschiedenheit des Geschmacks kündet sich auch in Goethes Urteilen über Lavaters Stil an. Er kann dem Freund rühmen, daß im dritten Teil der Physiognomik herrliche Sachen seien, die ihm wohlgetan haben. Aber er muß eine sehr empfindliche Einschränkung dieses Lobes folgen lassen: „Wenn nur nicht der Lavaterianismus: das Hetzen, Trümpfe drauf setzen, Schimpfen, Ängstlichkeit, mit Wolken fechten, mir gleich wieder den guten Eindruck verschunden hätten." Die religiöse Differenz wird nicht diskutiert; doch verrät sich in einzelnen Äußerungen, daß sie, beiden Freunden bewußt, im Hintergrund lauert. Von Goethe haben wir, unter dem 22. Februar 1776, die merkwürdigen Worte an Lavater überliefert: „All deine Ideale sollen mich nicht irreführen, wahr zu sein, und gut und böse wie die Natur." Wenn aber Goethe der Gräfin Wartensleben rät, ihren Sohn dem Philanthropin zu Dessau zu übergeben, so schreibt ihm Lavater lakonisch: „die Gräfin von Wartensleben wird in Dessau die Religion nicht finden, die sie sich für ihren Sohn wünscht." Übrigens ist Lavaters Frömmigkeit wirklich nicht dazu angetan, Goethe zu verführen. Trotz seines Glaubens ist er voll Jammerns, daß er täglich äußerlich und innerlich zu leiden habe, an nichts eine Freude habe u. s. f. Seine Religion ist also mehr Sehnsucht als Besitz. So ängstigt es Goethe für ihn, daß er keine Ständigkeit bekommen könne; und der Ungläubige kann dem Gläubigen schreiben: „Dein Durst nach Christus [ein Gedicht] hat mich gejammert. Du bist übler daran, als wir Heiden; uns erscheinen doch in der Not unsre Götter."

Der Herbst 1779 sollte den beiden Freunden wieder die Möglichkeit gewähren, sich mündlich bis zur Genüge gegeneinander auszusprechen. Beide freuen sich lebhaft darauf: Goethe will Lavater, so weit es möglich ist, offenbaren, wie ihn sein Gott, dem er immer treu geblieben, im Geheimen reichlich gesegnet hat; Lavater hofft sich an

Goethe zu wärmen: er ist dessen bei der entsetzlichen Dürre an lebenden Menschen dringend bedürftig. Aber Goethe hält es doch für geraten, unliebsamen Kontroversen vorzubeugen, indem er sein Urteil über einige Schriften Lavaters vorausschickt, die dieser im Manuskript ihm zur Prüfung hatte übergeben lassen. Dabei sucht er Lavater so sachte und so nachdrücklich wie möglich zu sagen, daß sie sich über gewisse Punkte nun einmal nicht verstehen. „Ich halte sonst viel vom Überraschen," schreibt er von Genf den 28. Oktober, „diesmal ist das Herumziehen, eh' wir uns seh'n, auch gut. Nicht allein vergnüglich, sondern gesegnet uns beiden soll unsre Zusammenkunft sein. Für ein Paar Leute, die Gott auf so unterschiedene Art dienen, sind wir vielleicht die einzigen, und denke, wir wollen mehr zusammen überlegen und ausmachen, als ein ganz Konzilium mit seinen Pfaffen und Mauleseln. Eins werden wir aber doch wohl tun, daß wir einander unsre partikular Religionen ungehuldet lassen. Du bist gut darinne, aber ich bin manchmal hart und unhold, da bitt' ich dich im voraus um Geduld. Denn z. E. hat mir Tobler deine Offenbarung Johannis gegeben; an der ist mir nun nichts nah als deine Handschrift, darüber hab ich sie auch zu lesen angefangen. Es hilft aber nicht, ich kann das Göttliche nirgends und das Poetische nur hie und da finden. Das Ganze ist mir fatal; mir ist's, als röch ich überall einen Menschen durch, der gar keinen Geruch von dem gehabt hat, der da ist A und O. Siehst du, lieber Bruder, wenn nun deine Vorerinnerung grade das Gegenteil besagt..; da werden wir wohltun, wenn wir irgend ein sittsam Wort zusammen sprechen. Ich bin ein sehr irdischer Mensch, mir ist das Gleichnis vom ungerechten Haushalter, vom verlorenen Sohn, vom Sämann, von der Perle, vom Groschen ppp. göttlicher (wenn je was Göttlichs da sein soll), als die sieben Bischoffe, Leuchter, Hörner, Siegel Sterne und Wehe. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne, und Gott

habe Geduld mit mir wie bisher .... Du siehst, Bruder, ich bin immer der alte, dir wieder von eben der Seite wie vormals zur Last. Auch bin ich in Versuchung gewesen, das Blatt wieder zu zerreissen. Doch da wir uns doch seh'n werden, so mag's geh'n." Einige Tage nachher legt Goethe ein linderndes Pflaster auf die Wunde, die er dem Freund hatte schlagen müssen. Er schreibt ihm jetzt, daß ihm seine „Offenbarung" viel Vergnügen gemacht, daß er sie recht und vieles davon mehr als einmal gelesen habe. Sehen wir aber genau zu, so sagt er doch nicht mehr, als daß er das Werk nun als Werk des Pfarrers Lavaters, der sich mit dem Stoffe von Amts wegen zu befassen hatte, besser begreife, und daß ihm die Ausführung an einzelnen Stellen wohl gelungen zu sein scheine. Dagegen läßt er alles in vollem Umfange bestehen, was er gegen die religiöse Art des Werks und seines Verfassers gesagt. Es bleibt also dabei, daß ihm Lavater ein Mann ist, der von Gott noch gar keinen Geruch gehabt hat. Entschuldigt aber Goethe seine Härte, um das Harte doch zu sagen, so sieht man ja deutlich, daß er nur sagte, was er der Wahrheit wegen sagen muß. Übrigens scheint Lavater durchaus keine Verstimmung gezeigt zu haben; und so hat ihn Goethe vielleicht auch deswegen während seines Aufenthaltes in Zürich und nachher in den allerhöchsten Tönen gerühmt: „Lavater ist und bleibt ein einziger Mensch, den man, nur drei Schritte von ihm, gar nicht erkennen kann. Solche Wahrheit, Glauben, Liebe, Geduld, Stärke, Weisheit, Güte, Betriebsamkeit, Ganzheit, Mannigfaltigkeit, Ruhe pp. ist weder in Israel noch unter den Heiden." Aber dem Glauben Lavaters hat ihn alle Freude an dessen Person nicht näher gebracht; bei genauerem Zusehen besagt sein Lob vielmehr gerade, daß der Mensch Lavater besser ist als der Christ Lavater. Im reinsten Zusammengenuß des Lebens mit ihm hat Goethe deutlich gesehen, worin Wert und Glück des Lebens liegt: darin nämlich, „daß ein jeder sein Haus,

Frau, Kinder und eine reine menschliche Existenz in der nächsten Notdurft hat: das schließt aneinander und speit, was feindlich ist, sogleich aus." Nur schade, daß Lavater selbst nicht so hoch schätzen kann, was Goethe an ihm wert ist. Denn er glaubt ja gar nicht, durch diese reine menschliche Existenz glücklich werden zu dürfen, da sein als eines Christen Glück in der Verbindung mit dem Heiland liegen muß.

Im nächsten Jahr ist der Verkehr zwischen den Freunden sehr lebhaft. Es wird viel über Kunstsachen verhandelt. Dann läßt sich Goethe von Lavater die Geschichte seines unglücklichen Kollegen Waser schreiben, der er ein uneingeschränktes Lob erteilen kann. Aber das Persönliche tritt so stark zurück, daß man wenigstens bei Goethe an eine Absicht denken muß. Und fast überall, wo sie über das Gleichgültige hinausgehen, zeigen sich Differenzen, die nicht auszugleichen sind. Daß Lavater an Goethes „Iphigenie" Freude gehabt, dankt ihm dieser mit auffälligem Nachdruck als ein außerordentlich Geschenk: „da wir mit unsern Existenzen so nah stehen (fährt er fort) und mit unsern Gedanken und Imaginationen so weit auseinander gehn . . ., so erlaub' ich mir niemals den Wunsch, daß meine Sachen dir etwas werden könnten." Und man sollte doch meinen, daß Goethe mit der tiefen, frommen „Iphigenie" noch am ehesten hätte hoffen dürfen, Lavater ans Herz zu kommen. Aber Goethe fühlt, daß Lavater von der Dichtung andere Wirkungen erwartet, als er sie jetzt erzielen will und erreichen kann; und in der Tat zeigt sich in ihrem verschiedenen Urteil über Wielands „Oberon", daß Goethe seine Auffassung der Kunst gewechselt hat, während Lavater den alten Idealen und Schlagworten treu geblieben ist. Dasselbe wiederholt sich in betreff der Physiognomik. Während Lavater da auf dem Sprung einer neuen, höchst wichtigen Entdeckung ist (er hofft, den Übergang von Tierheit zur Menschheit und zugleich den unübersteiglichen Grenzstein zwischen Mensch

und Tier mathematisch demonstrierbar zu machen), kann ihm sein ehemaliger Mitarbeiter schreiben: „seitdem ich keine physiognomischen Prätensionen mehr mache, wird mein Sinn sehr scharf und lieblich; ich weiß fast in der ersten Minute, wie ich mit den Leuten dran bin.“ Ach, Lavater wußte das bei einem Kaufmann und Cagliostro nach den deutlichsten, schlimmsten Erfahrungen noch nicht: hing das vielleicht an den physiognomischen Prätensionen, die er machte? Am schlimmsten aber ist, daß Lavater auf religiösem Gebiet sich in Stimmungen und Anschauungen immer mehr verrennt, die Goethe zu überwinden strebt und zu überwinden sich freut. Im Rückblick auf sein Leben bemerkt dieser, wie kurzsichtig er sich in menschlichen und göttlichen Dingen umgedreht habe; dazu rechnet er insbesondere, daß er bisher in Geheimnissen, in dunklen, imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden habe. Er bittet demgemäß Gott, daß er ihm klare Begriffe von den Folgen der Dinge gebe. Lavater glaubt nicht, daß die Dinge in strenger Folge aus einander sich entwickeln; oder sofern er ein Gesetz des Geschehens annimmt, sucht er es eben in dunklen Verhältnissen. Er ist darum auf der beständigen Jagd nach Geheimnissen; und in der Begehrlichkeit spiegelt er sich solche vor, wo für einen nüchternen Sinn der Unsinn und Schwindel handgreiflich zutage tritt. Ja, sein Christentum macht es ihm zur Pflicht, in dem Geheimnis und Wunder das Göttliche zu verehren und andere zur Anerkennung des Geheimnisses und Wunders als des wahrhaft Göttlichen zu bekehren. Die beiden Freunde bewegen sich also in entgegengesetzter Richtung, und mit solcher zähen Folgerichtigkeit, daß das Band der Freundschaft endlich zerreißen muß. Da uns diese traurige, ja peinliche Geschichte die tiefsten Einblicke in die Entwicklung von Goethes Lebensanschauung gibt, müssen wir auf das einzelne eingehen, sofern und weil es nicht zufällig-persönlich ist, sondern typisch für den Kampf der Geister.

Ich schicke einige Kleinigkeiten voraus, die doch die innere Spannung zwischen den Freunden beleuchten. Goethe teilt Lavater lakonisch mit: „Ich bin Freimaurer geworden! Was sagt ihr dazu?" Lavater erwidert: „Du Freimaurer — du beredest mich schier? Doch! Nein — ich habe noch keinen Beruf dazu!" Denn den Geheimnissen der Freimaurerei darf Lavater sich ohne göttlichen Beruf nicht nähern; ein solcher nur kann ihm auch die Sicherheit geben, daß sein Glaube nicht Gefahr laufe. Was Goethe wohl dazu denken mochte? Über seinen Beruf zur Freimaurerei hatte er sich deutlich genug ausgesprochen, als er den Minister Fritsch bat, seine Aufnahme ins Werk zu leiten: „Es hat mir nur an diesem Titel gefehlt, um mit Personen, die ich schätzen lernte, in nähere Verbindung zu treten — und dieses gesellige Gefühl ist es allein, was mich um die Aufnahme nachsuchen läßt." Ein anderer Fall! Knebel hat auf der Durchreise in Zürich in eine Lotterie gesetzt und gewinnt richtig den ausgesetzten Preis, eine von dem bekannten Pfarrer Ph. M. Hahn konstruierte astronomische Uhr. Aber die naturforschende Gesellschaft zu Zürich hatte dem Fremden wohl den halben Louisdor für das Los abgenommen, aber nicht gedacht, daß es auch gewinnen, die Uhr also nach auswärts kommen könnte. Darum große Verlegenheit; und Lavater übernimmt es, Knebel durch Goethe zu überreden, daß er die Uhr den Zürichern wieder schenke. Wie Goethe die Sache nicht so einfach findet, kommt Lavater auf den Ausweg: „in solchen Fällen überlaß ich mich dem Los" — natürlich als dem unmittelbaren Willen Gottes. Goethe erwidert: „Wir haben nicht gelost, denn wir brauchtens nicht." Dem gibt er die schonende, schiefe Begründung: „Du konntests tun als der Annehmende, der Geber soll nicht fragen." (Knebel verzichtete wirklich auf den Gewinn.) Der wahre Grund ist natürlich, daß Goethe und Knebel selbst glauben entscheiden zu müssen, ob Großmut in diesem Fall Pflicht sei oder Unverstand; sie

wollen sich der Verantwortung und etwaigen Reue durch keinen angeblich göttlichen Zufall entheben lassen.

Doch das waren Kleinigkeiten ohne Folge, deren symptomatische Bedeutung vielleicht nicht einmal den Beteiligten zum Bewußtsein kam. An den Rand einer Krisis brachte die Freunde Lavaters Schwäche für die Schwärmer und Schwindler, die damals ihr Wesen trieben. Lavater hatte schon 1774 die Wunder des Priesters Gaßner benützen wollen, um Goethe zu seinem Glauben zu bekehren. Goethe hatte ihn abgleiten lassen, scheint aber damals noch nicht versucht zu haben, daß er, umgekehrt, Lavater von seiner Wundersucht heile. Als dagegen Kaufmann, nachdem er als Schwindler entlarvt worden, wieder in die Schweiz kam, hielt er es nicht für überflüssig, Lavater nachdrücklich zu warnen: „Hüte dich vor dem Lumpen, und wenn du jemals Ursache haben solltest, ihn wieder auf- und anzunehmen, so bedenke unter anderem auch vorher dabei, daß ich von dem Augenblick an aufhören werde, ganz frei und offen gegen dich zu sein." (1. Mai 1780.) Lavater beruhigt ihn: er habe keinen Zug noch Hang, zu Kaufmann zurückzukehren. Aber er fügt hinzu: „Auf einen liebreichen Brief, den er mir schrieb, antwortet' ich ganz ruhig: es ist besser, wir schreiben und sehen einander noch nicht." (13. Mai 1780.) Wenige Wochen nachher hat er doch wieder eine Zusammenkunft mit ihm; und die Art, wie er darüber berichtet, zeigt, daß er bis dahin immer noch unter seinem Bann gestanden hatte. „Es war ein wunderbarer Krieg, da Tod und Leben rangen. Ich mein', der Tod der behielt den Sieg, und 's Leben ist weggegangen. Tränen einer alten H— mischten sich unter das höllische Lächeln aus dem Kapitel Serpentes und Reptilia. Haugwitz hat fürstlich groß und fürstlich klug mit ihm gehandelt." *) Immerhin scheint sich Lavater

*) Goethe war über diesen edelmütigen Gönner Kaufmanns etwas anderer Meinung: „des armen schlesischen Schafs erbarme sich Gott, und des Lügenpropheten der Teufel." (6. März 1780.)

jetzt innerlich frei gemacht zu haben. Aber gelernt hatte er trotzdem nichts. Als der Wundermann Cagliostro im Herbst desselben Jahrs nach Straßburg kam, mußte Lavater natürlich in persönlichen Verkehr mit ihm treten und war natürlich durch ihn, die personifizierte Kraft, sofort wieder in Ekstase versetzt. Wie Goethe durch eine gemeinsame Freundin hört, daß Lavater, von der Gewißheit überzeugt, Cagliostros Anerbieten, ihn Gleiches sehen zu lassen, wie er anderswo getan, abgelehnt habe, kann er seinen Unmut nicht zurückhalten und bittet um genaue Nachricht, indem er ausruft: „wird man nur darum älter, um wieder kindisch zu werden!“ Darüber geht Lavater in seiner Antwort stillschweigend weg; aber er bestätigt indirekt den ihm gemachten Vorwurf. Was er zu sagen hat, ist für ihn charakteristischer, als für seinen neuen Helden. „Cagliostro ist ein höchst origineller, kraftvoller, unerhabner und in gewissem Betracht unaussprechlich gemeiner Mensch; ein paracelsischer Sternnarr — ein hermetischer Philosoph — ein Arcanist — ein Antiphilosoph ... So wie er dasteht, gewiß ein erzfester, höchst prägnanter Mann. Was mir die Recke von Mitau von ihm erzählt' und an sich allen Glauben überstieg, wenn sie's nicht umständlich und zum Teil als Augenzeugin erzählte, wird einem sogleich wahr, wenn man den Mann eine Viertelstunde gesehen und gehört hat. Die sieben Geister Gottes stehen ihm zu Dienste, sagt er; diese könne er sehen, hören und fühlen wie mich. Auf den Wahrsagergeist macht er unzweideutigen Anspruch. Ich glaube ganz ruhig provisionell, was er sagt, obgleich ich sicher bin, daß der Mann oft über seinen Glauben hinaus will und anprellt. Ohne Charlatanerie ist er gewiß nicht — obgleich er dennoch kein Charlatan ist ... Seine Stimme ist physisch so stark, daß es einem wie natürlich scheint, daß ihr die Geister gehorchen müssen. Auf meine Fragen hat er mir nicht geantwortet, und er scheint sie mißverstanden zu haben ... Ich laß' jetzt alles ruhig gehen — ant-

wortet er, wohl und gut; wo nicht, so laß ich den Geistern ihre Freiheit, von meiner Unwürdigkeit ungesehen zu bleiben. Es ist wirklich seltsam, daß ich kaum die leiseste Regung von Neugier danach fühle. Es ist doch scharfes Schicksal, daß alle großen Menschen solchen Zusatz von Roheit oder Narrheit haben müssen, daß man ihnen nicht nahe kommen kann, ohne gedrückt, verwundet oder befleckt zu werden." Dann noch einmal: „Er braucht den Namen Jehovah. Christus ist ihm der größte Magier. Moses, Elias, Salomon sind um ihres Glaubens nicht gestorben. Sobald er räsonniert, geht's ihm wie Gaßnern. Er muß handeln." Darauf Goethe ebenso nüchtern und scharf wie Lavater überschwänglich und verworren: „Calliostro ist immer ein merkwürdiger Mensch. Und doch sind Narr mit Kraft und Lump so nah' verwandt. Ich darf nichts darüber sagen; ich bin über diesen Fleck unbeweglich. Doch lassen solche Menschen Seiten der Menschheit sehen, die im gemeinern Gange unbemerkt blieben." Was Goethe nun wohl zu Lavaters Antwort dachte? Sie lautet: „Calliostro sehe ich an wie du — als eine Laterne magique für einzelne Seiten der Menschheit — als Siegel für meine Hypothese, daß der Mensch Gott und Satan, Himmel und Erde, alles in Einem sei — (lies: meinen Glauben)." Übrigens hat Lavater schon wieder das Glück gehabt, daß ihm ein „Riesengeist" begegnet ist: „ein Mann von rasender metaphysisch theosophisch spitzbübisch religioser Genialität — der neben vier göttlich wahren Gedanken immer drei abominable fallen ließ — bald die Sprache der Inspiration, bald die des Teufels spricht — ein Pythagoräer, Anachoret, Mystiker, Hochchrist, Antichrist in einer Person — Katholik von Geburt, durch Schwärmerei ein Beschnittener, durch Wahrheitsliebe ein Pythagoräer, jetzt ein hocherleuchteter Narr und also nahe verwandt mit einem Lump." Lavater hat sich also gemerkt, daß Narr mit Kraft und Lump nahe verwandt sind; aber er hat einen trefflichen Weg gefunden, sein krank-

haftes Interesse für diese zweifelhaften Existenzen zu retten: sie sind ihm ja ein Siegel auf seinen Glauben! Seine Antwort darauf hat Goethe in eine Bemerkung über das mystische Buch „des erreurs et de la verité“ versteckt, das er wohl auf Lavaters Empfehlung und gewiß auch um Lavaters willen liest: „Welche Wahrheit! und welcher Irrtum! Die tiefsten Geheimnisse der Menschheit mit Strohseilen des Wahns und der Beschränktheit zusammengehängt.“ Aber Lavater läßt sich dadurch nicht abhalten, über diesen Riesengeist Duchanteau und Cagliostro zu spintisieren, bis er richtig bei dem falschen Propheten der Apokalypse und der Zahl 666 angelangt ist. Auch weitere Warnungen Goethes helfen wesentlich nichts; muß er den moralischen Charakter Cagliostros preisgeben, so hält er doch den Glauben an seine Divination und Geisterseherei fest. Da Lavater von dem Glauben an das Wunder lebt, muß ihm Cagliostro ein Wunder bleiben, wenn nicht im guten, so im bösen Sinne: „ein enfant gâté der großen Natur,“ „ein durch große Einseitigkeit unbrauchbares Ungeheuer.“

Man muß sich wirklich wundern, daß Goethe es nicht müde wurde, ihm den verdrehten Sinn zurechtrücken zu wollen. (Später gibt es wieder Erörterungen über einen Geisterspuk; und Lavater läßt sich natürlich wieder nicht überzeugen, daß es sich um einen Schwindel handelt.) Was aber Lavaters Wundersucht nicht fertig brachte, das bewirkte schließlich seine Intoleranz: daß Goethe an Wert und Wesen ihrer Freundschaft verzweifelte, sich gegen Lavaters Werben um Liebe verhärtete und den Verkehr fallen ließ. Aber war dann nicht Goethe der Intolerante, wenn er dem Freunde die Hand entzog, die dieser trotz aller Differenzen festhalten wollte? Um auf diese Frage (Goethe hat sie sich selbst vorgelegt) eine befriedigende Antwort geben zu können, muß ich den Auseinandersetzungen, unter denen in Goethe der Glaube an ihre Freundschaft erstarb, ein eigentümliches Bekenntnis Lavaters voranschicken, das Goethe wohl im

Auge behielt, wenn er es auch nicht ausdrücklich berücksichtigte.

Es lautet folgendermaßen: „In mir, Lieber, herrscht, oder vielmehr auf der Oberfläche meiner Seele gärt ein Schaum allgenießender Sinnlichkeit, und inwendig verzehrt mich eine Glut nach Wahrheit und Gewißheit, eine Verachtung alles, was ich bin und tue. Ich fühle, daß ich in einer Täuschung lebe. Ich kann weder der Täuschung noch des Gefühls los werden; und dann drückt mich oft der ungeheure Kontrast meiner so mannigfaltigen äußeren Verhältnisse mit meinem inwendigen, namenlosen Wesen. Das tiefe Gefühl von der Wahrheit des Evangeliums, und das tiefe Gefühl von der unendlichen Entferntheit meines Sinnes und aller, aller, aller Menschen von diesem Einzigwahren wirft mich wechselseitig hin und her, kann mich zwar nicht mutlos machen (ich hoffe noch) — aber es wirft mich oft in tiefe Nächte." (19. Mai 1781.)

Wenn nun Lavater ahnt, daß er in einer Täuschung lebt: woher weiß er, daß das tiefe Gefühl von der Wahrheit des Evangeliums nicht auch zu der Täuschung gehört, die er nur ahnen, nicht durchdringen, noch weniger los werden kann? Ist etwa das tiefe Gefühl der unendlichen Entferntheit seines Sinns von dieser Wahrheit ein sicherer Beweis dafür, daß sie die Wahrheit sei? Nein; denn die bloße Sehnsucht ist kein Beweis für das aus der Ferne Ersehnte, daß es erreicht, die Sehnsucht auch stillen würde. Die Leidenschaftlichkeit der Liebe ist kein Beweis für das Glück der Ehe. Nun ist Lavater, als einem in das Evangelium Verliebten, nicht zu verargen, daß er das nicht sieht. Aber daß er dasselbe Evangelium, das bis jetzt eingestandenermaßen seine Sehnsucht nur erregt, nicht befriedigt, andern als beseligende Wahrheit anpreist, das ist eine Unwahrheit, eine Überschreitung seiner Kompetenz. Und wenn der Gesündere, Kräftigere von dem an ungestillter Sehn-

sucht Krankenden sich die Nahrung, die ihn nicht sättigt, als höchstes Gut aufreden lassen soll, so ist das, je nachdem, zum Lachen, zum Weinen oder zum Fluchen, muß aber jedenfalls endlich einmal unmißverständlich zurückgewiesen werden. Das ist eine objektive Notwendigkeit, die durch kein subjektives Wohlwollen von der einen und andern Seite umgangen werden kann. Ein ersprießliches Verhältnis ist nur möglich, wenn der Kranke, der sich selbst nicht helfen kann, die Prätention aufgibt, den Gesünderen belehren und bestimmen zu wollen, und sich vielmehr von diesem raten läßt.

Als Goethe die mitgeteilte Klage Lavaters noch in den Ohren klang, erhielt er von Lavater dessen gedruckte Briefe zugesandt. Indem er ihm, dem „Menschlichsten", dafür dankt, läßt er ebenso warm wie weitherzig, ebenso freundlich wie bestimmt hervortreten, was ihn an Lavater anzieht und abstößt. „Es ist natürlich, daß sie das Beste von allen deinen Schriften sein müssen. Wie du vorausgesehen hast, nehmen dir viel und auch gute Menschen diesen Schritt übel; doch du weißt am besten, was du tun kannst, und fühlst wohl, daß dir erlaubt ist, was keinem. Das Menschliche . . . darinne ist höchst liebenswürdig, und mich macht es recht glücklich, daß ich keine Zeile anders lese, als du sie geschrieben hast, daß ich den innerlichen Zusammenhang der mannigfaltigen Äußerungen erkenne . . . Selbst deinen Christus hab' ich noch niemals so gern als in diesen Briefen angesehen und bewundert. Es erhebt die Seele und gibt zu den schönsten Betrachtungen Anlaß, wenn man dich das herrliche, kristallhelle Gefäß (denn das war er, und als ein solches verdient er jede Verehrung) mit der höchsten Inbrunst fassen, mit deinem eigenen hochroten Trank schäumend füllen, und den über den Rand hinübersteigenden Gischt mit Wollust wieder schlürfen sieht. Ich gönne dir gern dieses Glück, denn du müßtest ohne dasselbe elend werden. Bei dem Wunsch und der Begierde, in einem In-

dividuo alles zu genießen, und bei der Unmöglichkeit, daß dir ein Individuum genug tun kann, ist es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das du dein Alles übertragen und, in ihm dich bespiegelnd, dich selbst anbeten kannst. Nur das kann ich nicht anders als ungerecht und einen Raub nennen, der sich für deine gute Sache nicht ziemt, daß du alle köstliche Federn der tausendfachen Geflügel unter dem Himmel ihnen, als wären sie usurpiert, ausraufst, um deinen Paradiesvogel ausschließlich damit zu schmücken. Dieses ist, was uns notwendig verdrießen und unleidlich scheinen muß, die wir uns einer jeden durch Menschen und dem Menschen offenbarten Wahrheit zu Schülern hingeben und als Söhne Gottes ihn in uns selbst und allen seinen Kindern anbeten. Ich weiß wohl, daß du dich darinne nicht verändern kannst und daß du vor dir Recht behältst; doch find' ich es auch nötig, da du deinen Glauben und Lehre wiederholend predigst, dir auch den unsrigen als einen ehernen bestehenden Fels der Menschheit wiederholt zu zeigen, den du und eine ganze Christenheit mit den Wogen eures Meeres vielleicht einmal übersprudeln, aber weder überströmen, noch in seinen Tiefen erschüttern könnt. Verzeihe mir, daß ich dir begegne wie du Gaßnern, und laß mich Nervenbehagen nennen, was du Engel nennst." Goethe bezeugt noch dem Freund, daß er über sich selbst vortrefflich zu reden verstehe und seines Endzwecks nicht verfehle, sich seinen Freunden und Liebsten immer näher zu bringen, vor ihnen immer wahrer und ganzer zu erscheinen, und sein Reich auf dieser Welt immer mehr auszubreiten, indem er jedermann überzeuge, daß es nicht von dieser Welt sei. „Schließlich bitte ich dich fortzufahren, mir mit deinem Geiste und deiner Art nützlich zu sein und mir, wenn du etwas über, vor oder wider mich weißt, es nicht zu verhehlen, sondern wie bisher und womöglich noch mehr eine gute und lebendige Wirkung unter uns zu erhalten." (22. Juni 1781.)

Lavater antwortet: „Lieber Goethe, dein Brief ist ein Strahl deiner eigenen großen Natur, der durch meine Finsternis drang wie ein Blitz vom Himmel. Du hast recht: bis ich *Seiner* so gewiß bin wie *deiner*, ist alles, was ich von *Ihm* sage, nur Anbetung meiner selbst.“ Überschlagen wir nach diesem verheißungsvollen Anfang einige Seiten, so lesen wir weiter: „Da mein bisheriger Glaube an Christus bloß auf dem intuitiven Wahrheitsgefühl beim Lesen des Evangeliums, auf dem unaustilgbaren ‚So erfindet man nicht‘ beruht, bloß auf dem Gefühl der unübertrefflichen Schicklichkeit und Allgenügsamkeit der Christusreligion zu den Bedürfnissen der Menschheit und auf wenigen Privaterfahrungen, die mir was Ähnliches zu haben scheinen mit einigen sonderbaren Schriftbegebenheiten; so will ich's gerne zugestehen“ . . . Nun was? Doch wohl, daß er alle Ursache hätte, erst die Grundlagen seines Glaubens genauer zu untersuchen, ehe er auch andre bestimmen will, darauf ihr Heil zu gründen! Und wenn ihm Goethe in seinem Brief einen Strahl seiner großen Natur gesandt hat, der durch seine Finsternis drang wie ein Blitz vom Himmel, und dieser große Goethe ihn mehrfach bedeutet hat, daß sein Gefühl für das, was erfunden und nicht erfunden sein könne, höchst unsicher sei; wenn dieser „Menschen Mensch“ (wie er ihn im selben Brief nennt) ihm unumwunden erklärt, daß er für seine Bedürfnisse die Christusreligion nicht brauche: so sollte Lavater ihn einmal in *wirklicher* Bescheidenheit bitten: „Lieber Goethe, ich weiß nicht recht, wie mir der Kopf steht, darum führe du mich eine Weile.“ Aber so weit kann er nicht, so weit darf er nicht, so weit will er nicht heruntersteigen. Vielmehr befestigt er sich in seinen zerflossenen Gefühlen durch ein zerfahrenes Gerede, beweist sich, was er schon aufgegeben hat und selbst nicht glaubt (daß er mit seinem Herrn im Himmel in einer ähnlichen Relation stehe wie mit Goethe in Weimar), und gesteht nur zu, daß er

die Deisten und Atheisten nicht in eine Art von Bann tun dürfe (da man ohne einen gewissen poetisch intuitiven Erfahrungssinn beides sein müsse), denkt aber diejenigen „mit Recht verachten, und geradezu als schwache Köpfe oder Schurken taxieren zu dürfen, die das evangelische Christentum zu lehren vorgeben und behaupten, dies Evangelium hänge nicht alles an Christus." Will also Goethe auf den poetisch intuitiven Erfahrungssinn verzichten und sich unter die Atheisten einreihen lassen, so kommt er noch ungebannt davon. Und Lavaters zarte Seele hat durchaus kein Gefühl dafür, wie unverschämt gnädig er gegen den „großen" Freund sich gebärdet! Harmlos teilt er Goethe mit, daß er jetzt an Pontius Pilatus arbeite; harmlos fügt er bei: „Ach! daß du bei mir wärest! Ich finde alles, Himmel und Erde und Hölle, Tugend, Laster, Weisheit, Torheit, Schicksal, Freiheit in Ihm — Symbol von allem an alles." (16. August 1781.) Goethe erwidert ihm freundlich, wenn auch schwerlich ebenso harmlos: „Auf deinen Pontius Pilatus bin ich sehr begierig: schicke, wenn du kannst und willst, ein Stück davon" (14. Nov. 1781).

Über diese fatale Schrift und neue Briefe, die Lavater herausgab, sollte etwa ein Jahr später die große Entscheidungsschlacht geschlagen werden.

Goethe fand es diesmal zweckmäßig, seine Eindrücke dem Freund erst indirekt mitzuteilen, durch den Mund angeblicher Dritter. Er sandte dem Freund in Abschrift „ein Wort über den Verfasser des Pilatus" und einen „Auszug aus einem Brief von K." Da Goethe in diesen Schriftstücken, indem er von Lavater spricht, seinen eigenen Sinn so rund und klar offenbart, wie es auch ihm selten gelungen ist, teile ich sie in ihrem ganzen Umfang mit.

„Ich sehe in dieser Schrift einen Abdruck des Innersten seines Verfassers, das, was ihn am meisten unter allen Menschen interessiert, ein Zeugnis des, was er für sich und für andere für das Allerwichtigste hält. Ich habe öfters

an Lebenden, mit denen ich umgegangen bin, an Abgeschiedenen, deren Schriften ich gelesen habe, bemerkt, daß der Mensch das, was an ihm das Größte und Trefflichste ist, selten kennt, noch auch diesen Vorzügen einen Wert beilegt. Was er hat, sieht er an wie ein Reichgeborener seinen Reichtum, als etwas, das zu ihm gehört, als etwas, das sich von selbst versteht, als eine Sache, von der er ausgehet. Aber das, wohin seine Wünsche sich sehnen, was ihm abgehet, was er, sein Dasein zu erweitern und zu ergänzen nötig glaubt, das ist es, was ihn aufs stärkste interessiert, worüber er alles andere vergißt, worum er alles andere hingäbe; eine Empfindung, die der dritte Zuschauer nicht begreifen kann. Wenn diese Empfindung hoch- und vielbegabte Seelen ergreift, dann verlassen sie den innern weiten Kreis ihres Daseins und schwärmen an denen Grenzen herum, die ihnen so gut wie andern gesetzt sind. Sprechen sie alsdann davon, schreiben sie davon, so gibt es meistenteils etwas Albernes, etwas das nur über die engen Grenzen der Menschheit nachdenken und trauren läßt, eben in dem Augenblicke, da sie glauben, das Innigste, Höchste, Trefflichste, Letzte ihres ganzen Daseins für sich gefühlet und andern offenbart zu haben. Mir ist Pilatus wieder die wichtigste Beilage zu dieser Erfahrung. Alle Kräfte, Fähigkeiten, Empfindung, Abstraktion, alle Wissenschaft, Scharfsinn, alles Anschauen, alles tiefe Gefühl der Menschheit und ihrer Verhältnisse und mehr Vorzüge, die Lavater in einem so hohen Grade besitzt, läßt er zurück, wirft er weg, um dem Unerreichbaren atemlos nachzusetzen. Ich möchte ihn einem Manne vergleichen, der Güter, Geld, Besitztümer, Weib, Kinder, Freunde, alles nicht achtete und vernachlässigte, um einen unwiderstehlichen Trieb nach mechanischen Künsten zu befriedigen und eine Maschine zum Fliegen zu erfinden.

„Ich weiß, daß dieser Trieb bei ihm unwiderstehlich ist, daß dieses Bedürfnis in jeder Faser seines Herzens

schlägt, daß sein ganzes Wesen wie ein trockener Schwamm nach jenem Erhabensten durstig ist, daß der geringste Tropfen der Ahndung jener Seligkeit ihm mehr Freude und Wollust gewähret (eine Wollust, die er zu entbehren kaum erträgt), als der Genuß alles übrigen, den Menschen von Gott so reichlich gegönnten Guten. Ich weiß das alles; auch hat dagegen niemand nichts zu sagen; ich kenne ihn; das Bild seines Daseins, das Bild seines Wesens und seiner Vortrefflichkeit weicht nicht von mir; nun aber Pontius Pilatus —!"

Der (angebliche) Auszug aus einem Briefe von K. geht direkt auf Lavaters Christentum ein.

„Was den guten Lavater selbst betrifft, so sind jetzt wieder brüderliche Schreiben an verschiedene Jünglinge von ihm erschienen, die Sie ohne Zweifel schon gelesen haben. Ich habe sie mit wahrer, herzlicher Teilnehmung gelesen und mir dabei einige neue praktische Begriffe über das, was Christentum sein soll, gemacht.

„Bei des Menschen täglicher Schwachheit nämlich ist es gut und ist nötig, daß er sich einen Helden — einen Helfer, ein höheres Ideal der Vollkommenheit vergegenwärtige. Je erhabener und menschlicher zugleich dieses ist, je näher er es sich bis zur Gegenwart der Gottheit darstellen kann, desto nützlicher und hilfreicher ist es für ihn. Dies haben die alten Heiden schon gesagt. Solch ein Beistand ist auch wirklich dem Menschen, der ihn braucht, göttlich. Es ist ihm die Gottheit, wie Lavater sagt, vermenschlicht. Was braucht es nun also weiter, über Dogmata zu streiten, die immer fatal sind. Jesus Christus ist Lavaters menschlicher Gott, und er ist es auch wirklich und aller, die ihn für das brauchen, wozu ihn Lavater braucht, nämlich den flachen Damm unseres Gemütes gegen die losrauschenden Leidenschaften damit zu verstärken und zu erhöhen, die lockeren Wände und die gemachten Risse damit auszustopfen und zu versichern. Das ist gut und ist menschlich und ist wahr.

Wenn aber Lavater bekehren will, wenn er junge Leute und sogar einen Graf Wartensleben, der in die Welt gehen soll, ermahnt, keinem Menschen zu trauen, auch nicht einmal Gemeinschaft mit ihm zu haben, der nicht ein Christ sei, so finde ich es eben darum abgeschmackt, weil dadurch das erste Prinzipium, warum man glauben kann und soll, aufgehoben wird, das Christentum nicht mehr eine Herzenssache, sondern eine fanatische Wut um ein nie zu erweisendes Dogma wird. Ich habe eben dieser Tage in des Matrosen Zimmermanns Reisebeschreibung gelesen, daß Cook nie von Religion gesprochen, auch keinen Prediger in seinem Schiff habe leiden können. Dem ohngeachtet — was meinen Sie! — wollten wir ihm nicht so gut zu einer Reise um die Welt uns anvertrauen, als Lavatern zu einer Fahrt nach dem Himmel?"

Der Brief mit diesen Inlagen erfreut Lavater, erweitert sein Inwendiges, überzeugt ihn aufs neue, daß er sich mit Goethe über gewisse große Punkte treffen müßte, wenn sie sich ruhig und lange genug unterhalten könnten. Er täuscht sich, der Arme. Denn was er nun zur Erläuterung seiner religiösen Ansichten vorträgt (und mit einer Ruhe, Sachlichkeit und Ordnung, die an ihm überrascht), beweist doch nur, daß er gar nicht versteht, was Goethe meint. Er nimmt diesem die Worte aus dem Munde und begegnet sich, weil er auf einem andern Boden der Betrachtung steht, doch nicht mit ihm, sondern schießt in entgegengesetzter Richtung an ihm vorbei. Man höre! „Über Menschheit hinaus kann die Menschheit nicht fliegen." (Das soll sie auch nicht, mochte Goethe einwerfen; und deshalb kommt dem verständigen Menschen gar nicht der Einfall, das zu probieren.) „Sie denkt und genießt nichts Unanaloges mit der Menschheit." (Das heißt: was ihr nicht analog ist, kann sie nicht denken und genießen.) „Alles Unanaloge ist Schwärmerei." (Warum denn, wenn es als unanalog erkannt und behandelt wird? Schwärmerei ist vielmehr, daß der Mensch sich homogen dichtet, was er doch selbst

als heterogen voraussetzt: daß er z. B. dem Allgegenwärtigen eine Gestalt, dem Ewigen Veränderlichkeit des Seins zuschreibt u. s. f.) „Ich kenne keinen Gott als in der Menschheit.“ (Sehr richtig: der Gott, den du kennst, ist eine Umdichtung des wirklichen Gottes ins Menschliche.) „Der Universalgeist ist unerbittlich und ungenießbar.“ (Soll er denn für uns erbittlich und genießbar sein? Wäre er denn Gott, wenn er durch den Menschen bestimmt und genossen werden könnte? Was soll denn das heißen: Gott genießen?) „Es ist Lästerung, sich vermessen, ihn unmittelbar anzubeten.“ (Was soll denn daran vermessen und lästerlich sein? namentlich wenn zugleich erkannt und anerkannt wird, daß Gott als solcher für den Menschen als solchen weder erbittlich noch genießbar sein soll!) „Als Vater Christi, des Universums im kleinen, darf [der Mensch] im Glauben an Christus Wort ihn durch seine Vermittlung anrufen.“ (Was soll ich ihn denn durch Christi Vermittlung als Vater Christi anrufen — dürfen? Wenn ich ihn doch weder erbitten noch genießen will — ihn, der überhaupt unerbittlich und ungenießbar ist? Ist aber der Universalgeist als Vater Christi durch Christi Vermittlung erbittlich und genießbar, so ist er nicht unerbittlich und ungenießbar. Wer durch veränderte Anrede und Beziehung auf eine Mittelperson zu erbitten ist: ist der unerbittlich?) „Oder mit andern Worten: diese Vorstellungsart ist’s, die am meisten auf die innersten Tiefen der Menschheit wirkt, und den Berührungen Christus das Innerste aufschließt.“ (Weich- und Müdlingen wie Lavater mag es freilich angenehm sein, sich den unerbittlichen Universalgeist erbittlich — vorzustellen; und eine solche — Vorstellungsart mag wohl ihr Herz dem angeblichen Vermittler aufschließen: aber das ist durchaus kein Beweis für die Wahrheit dieser Vorstellungsart.) Wenn endlich Lavater urteilt: „der meisten Menschen Religion ist Schwärmerei, das ist: Wahn, von einem andern Wesen berührt zu sein, wenn sie sich selbst

berühren" — so zupfte gewiß Mephisto Goethen am Ohr und raunte ihm zu: „spottet seiner selbst und weiß nicht, wie!" So kamen sich die Freunde wirklich nicht näher. Aber auch, wenn Lavater bittet, daß ihm Goethe die Stellen der ausschließenden Intoleranz in seinem „Pilatus" anzeige, liegt diesem höchst billigen Verlangen ein Mißverständnis zugrunde. Denn die Intoleranz lag nicht in einzelnen Stellen, sondern im ganzen Geiste des Buches; und es konnte mit ihr seine Richtigkeit haben, wenn Lavater der Wahrheit gemäß von sich rühmen konnte, daß unter allen Schriftstellern Deutschlands kein toleranterer, allgemeiner duldender, alles Gute schätzenderer Schriftsteller und Mensch sei als er. Es gibt nun einmal Leute, die es intolerant finden, daß man sie in die Rolle der bloß Tolerierten hineindrängen will; denen die Geduld ausgeht, wenn der Freund mit der treuesten Geduld abwartet, daß sie sich zu ihm bekehren, und nur gar nie auf den Gedanken kommen kann, daß er selbst einer Bekehrung bedürfen möchte. Die profunde Unklarheit, Verworrenheit, Verdrehtheit Lavaters, seine Unfähigkeit, eine unangenehme Wirklichkeit, die ihm in die Augen schlägt, anzuerkennen, offenbart sich in den doch wieder ergreifenden Schlußworten dieses Briefs: „Ich sehe einen fremden Geist um dich schweben! . . . Lieber, wenn ich genau noch bin, was ich vor 9 Jahren war, warum bist du es nicht mehr? (Weil ich etwas gelernt habe, und du hast nichts gelernt! mochte Goethe unwillig ausrufen.) . . . Adieu Lieber! Alter . . . . immergleicher!" Der immergleiche Goethe, der nur nicht mehr derselbe ist wie vor 9 Jahren: das entspricht ja ziemlich genau dem unerbittlichen Universalgeist, den man als Vater Christi auf Christi Wort durch Christi Vermittlung anrufen darf.

Mit dieser Verteidigung kreuzt sich ein Brief Goethes (vom 29. Juli 1782), worin er direkt bekennt: „Da ich zwar kein Widerchrist, kein Unchrist, aber doch ein dezidierter Nichtchrist bin, so haben mir dein Pilatus und so weiter

widrige Eindrücke gemacht, weil du dich gar zu ungebärdig gegen den alten Gott und seine Kinder stellst.“ In seiner Antwort dagegen (vom 9. August) kommt er dem Freunde bis an die Grenzen der Wahrhaftigkeit entgegen (und vielleicht noch einen Schritt drüber hinaus): sie wird trotzdem zu einer unwiderruflichen Absage. „Du hältst das Evangelium, wie es steht, für göttlichste Wahrheit, mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert und daß ein Toter aufersteht. Vielmehr halte ich dieses für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur.“ Goethe gibt also Lavater den Vorwurf der Gotteslästerung zurück. Dadurch ist die Parität in der Freundschaft wieder hergestellt; aber Goethe schafft sich durch diese Härte zugleich (wie wir sofort sehen werden) die Möglichkeit, den Freund zu entlasten, indem er nun sich selbst dem Urteil preisgibt, das er über ihn gefällt hat und nicht zurücknehmen kann. „Ausschließliche Intoleranz! (fährt er später fort). Verzeih mir diese harten Worte! Wenn es nicht uns neu verwirrte, so möchte ich sagen, sie ist nicht in dir, sie ist in deinem Buche. Lavater, der unter die Menschen tritt, der sich den Schriftstellern nähert, ist das toleranteste, schonendste Wesen. Lavater als Lehrer einer ausschließlichen Religion, ihr mit Leib und Seele ergeben: nenn es, wie du willst — du gestehst es ja selber. Es ist hier nicht die Rede vom Ausschließen, als wenn das andre nicht oder nichts wäre; es ist die Rede vom Hinausschließen, hinaus, wo die Hündlein sind, die von des Herren Tische mit Brosamen genährt werden, für die abgefallene Blätter des Lebensbaumes, getrübtere Wellen der ewigen Ströme Heilung und Labsal sind . . . Und so ausschließlich ist dein Pilatus von Anfang zu Ende: es war ja deine Absicht, ihn dazu zu machen. Wie viel Ausforderungen stehen uns darinne: wer kann [leugnen]? wer darf [behaupten]? u. s. w.

Worauf mir im Lesen manchmal ein gelassenes und auch wohl ein unwilliges Ich! entfahren ist ... Laß mich also hierdurch die Härte des Wortes Intoleranz erklärend gemildert haben. Es ist unmöglich, in Meinungen so verschieden zu sein, ohne sich zu stoßen. Ja, ich gestehe dir, wäre ich Lehrer meiner Religion, vielleicht hättest du eher Ursache, mich der Toleranz mangelnd zu schelten, als ich jetzo dich."

Lavater legt dem Freunde (in einem verlorenen Brief) noch einmal den inneren Zusammenhang seiner Religion dar; darauf erwidert Goethe abschließend: „Wir werden ja nun wohl bald einander über diesen Punkt kennen und in Ruhe lassen. Großen Dank verdient die Natur, daß sie in die Existenz eines jeden lebendigen Wesens auch soviel Heilungskraft gelegt hat, daß es sich, wenn es an dem einen oder andern Ende zerrissen wird, selbst wieder zusammenflicken kann; und was sind die tausendfältigen Religionen anders als tausendfache Äußerungen dieser Heilungskraft. Mein Pflaster schlägt bei dir nicht an, deines nicht bei mir: in unsers Vaters Apotheke sind viel Rezepte. So habe ich auf deinen Brief nichts zu antworten, nichts zu widerlegen; aber dagegen zu stellen habe ich vieles. Wir sollten einmal unsere Glaubensbekenntnisse in zwei Kolumnen nebeneinander setzen und darauf einen Friedens- und Toleranzbund errichten." Das war gut gemeint, und Lavater kam dem Freunde mit der guten Absicht entgegen, seine Hand über den breiten Graben hinüber festzuhalten. Aber die Freundschaft mußte verarmen, wenn das religiöse Interesse, in dem Lavaters ganzes Leben lag, ausgeschieden wurde. Und wollte man sich in anderen Interessen zusammenfinden, so ging eben überall Lavaters ganze Art Goethe offenbar mehr und mehr gegen den Geschmack.. Der Briefwechsel schleppt sich durch das Jahr 1783 mühsam fort. Zum neuen Jahr schreibt Goethe dem Freund: „Wäre es dir gegeben, mir das nächste Jahr öfter zu schreiben, daß

wir einander mehr genössen, so wollt ich auch fleißiger sein. Gib mir vom rein Menschlichen deines Treibens und Wesens. Sende mir manchmal etwas, wie du sonst tatst.“ Der übrige Brief ist nicht wärmer als diese Worte. Den lebendigen Schlag des Herzens läßt nur die Mitteilung spüren, daß nun nichts mehr zwischen Goethe und Herder stehe; und das mußte freilich auch Lavaters Herz in Wallung bringen: denn religiöse Differenzen hatten ihn vor drei Jahren auch von seinem früheren Freund Herder geschieden. Lavater erwidert: „Lieber Goethe, du gabst dir mehr — Mühe, mir zu schreiben, als ich erwarten durfte.“ Doch ist er nur gedrückt, nicht verstimmt, und erzählt offenherzig, nur etwas gemessener als sonst, was Goethe interessieren konnte. Dieser aber fühlte wohl die Wahrheit von Lavaters Kritik: er mußte sich die Briefe an den ehemaligen Freund abzwingen. Und wenn Lavater auf seine Frage, ob ihn die Luftfahrer nicht auch ergötzen, erwidert: „die Luftfahrer tun auch mir wohl, obgleich ich glaube, daß der Fürst der Luft dabei in die Faust lachen mag“; wenn er ihm ferner schreiben konnte: „Pfenninger, der unveränderlich treue, fromme Schmachter nach dem Herrn, dankt dir für deinen Gruß“ — so war es wohl Goethe, wie wenn er auf ein Sandkorn gebissen hätte. Er hat ihm nicht mehr geantwortet.

Wie viel Zwang er sich gegen den frommen Freund auferlegt hatte, auch wenn er noch so offen und scharf zu reden schien, erfahren wir aus seinen Briefen an Frau von Stein. Denn da darf er seine Herzensmeinung heraussagen, ungemildert durch freundschaftliche und pädagogische Rücksichten. Er schreibt darin: „Hier ist ein Bogen von Lavaters Pilatus. Ich kann nichts darüber sagen. Die Geschichte des guten Jesus hab' ich nun so satt, daß ich sie von keinem als allenfalls von ihm selbst hören möchte.“ (5. April 1782.) „Wenn unser einer seine Eigenheiten und Albernheiten einem Helden aufflickt und nennt ihn Werther, Egmont, Tasso, wie du willst, gibt es aber am Ende für nichts, als

was es ist, so geht's hin und das Publikum nimmt insofern Anteil daran, als die Existenz des Verfassers reich oder arm, merkwürdig oder schal ist, und das Märchen bleibt auf sich beruhen. Nun findet Hans Kaspar diese Methode des Dramatisierens (wie sie es nennen) allerliebst und flickt seinem Christus auch so einen Kittel zusammen und knüpft aller Menschen Geburt und Grab, A und O und Heil und Seligkeit dran: da wird's abgeschmackt und unerträglich ... Wenn ein großer Mensch ein dunkel Eck hat, dann ist's recht dunkel! Ihm hat die Geschichte Christi so den Kopf verrückt, daß er eben nicht loskommen kann. Mich wundert's nicht; freilich ist's Tausenden so gegangen ... Er kommt mir vor wie ein Mensch, der mir weitläufig erklärte, die Erde sei keine accurate Kugel, vielmehr an beiden Polen eingedrückt; bewiese das aufs bündigste und überzeugte mich, daß er die neuesten, ausführlichsten, richtigsten Begriffe von Astronomie und Weltbau habe; was würden wir nun sagen, wenn solch ein Mann endigte: schließlich muß ich noch der Hauptsache erwähnen, nämlich daß diese Welt, deren Gestalt wir aufs genaueste dargetan, auf dem Rücken einer Schildkröte ruht, sonst sie in Abgrund versinken würde. Verzeih' mir das Gleichnis; in meinen Augen knüpft sich bei Lavatern der höchste Menschenverstand und der grasseste Aberglauben durch das feinste und unauflöslichste Band zusammen." (6. April 1782.) Dagegen fand Goethe in dem 3. Teil des „Pontius Pilatus" ganz treffliche Sachen, die die Geliebte gewiß vergnügen und auferbauen werden. „Es ist weit weniger Kapuzinade als in den ersten; man sieht, wie Lavatern die Menschheit nach und nach immer offenbarer wird. Daß er von den albernsten Märchen mit Anbetung spricht; daß er sich mit veralteten barbarischen Terminologien herumschlägt, und sie in und mit dem Menschenverstand verkörpern will, gehört so notwendig zu seinem eigenen als zu des Buches Dasein." (9. Juli 1784.)

Aus den folgenden Jahren scheint keine Äußerung

Goethes über Lavater erhalten zu sein. Daß ihn der einstige Freund doch fortdauernd beschäftigte, zeigt sich bei dem nächsten und letzten persönlichen Zusammentreffen der beiden. Denn Goethes Gefühl für Lavater hat sich inzwischen nicht bloß bis zum Gefrierpunkt abgekühlt, sondern auch in seinem Wesen verändert. Lavater wollte auf einer Reise nach Bremen auch durch Weimar kommen. Goethe schreibt darüber der Freundin: „Es scheint, ich werde gezwungen, Lavatern zu erwarten . . . Wie gerne wäre ich ihm auf seinem apostolischen Zug aus dem Wege gegangen, denn aus Verbindungen, die nicht bis ins Innerste der Existenz gehen, kann nichts Kluges werden . . . Was hab' ich mit dem Verfasser des Pontius Pilatus zu tun, seiner übrigen Qualitäten unbeschadet. Wir wollen's abwarten und unser Auge licht sein lassen.“ (12. Juli 1786.) Lavater kam und fand Goethe, der ihn beherbergte, „älter, kälter, weiser, fester, verschlossener, praktischer.“ Aber er hat schwerlich geahnt, was in dem verschlossenen Busen Goethes vor sich ging. Dieser berichtet an Charlotte von Stein: „Die Götter wissen besser, was uns gut ist, als wir es wissen; drum haben sie mich gezwungen ihn zu sehen . . . Kein herzlich, vertraulich Wort ist unter uns gewechselt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Er hat sich in den wenigen Stunden mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt, und meine Seele war wie ein Glas rein Wasser. Ich habe auch unter *seine* Existenz einen großen Strich gemacht und weiß nun, was mir per Saldo von ihm übrig bleibt.“ Dem läßt er noch eine böse Nachschrift folgen: „der Prophet hatte sehr auf dich gerechnet; es hat ihn geschmerzt, daß du seinen Netzen entgangen bist; es ist mir lieb und leid, daß du ihn nicht gesehen hast.“ Goethe hat sich also besonnen, *welches* Band in Lavater den höchsten Menschenverstand und grassesten Aberglauben verbinde; darüber ist ihm das Vertrauen in die Arglosigkeit von Lavaters Glauben und Lieben erschüttert

worden, und er vermutet jetzt in dessen scheinbarem Enthusiasmus*) berechnende Herrschsucht. Darum beantwortet er einen letzten verschämten Annäherungsversuch des Freundes in seinen Tagebüchern mit einer schonungslosen Härte, die ihm doch vielleicht selbst noch weh getan hat. Lavater widmete 1786 seinen „Nathanael" einem „Nathanael, dessen Stunde noch nicht gekommen ist." Goethe hatte allen Grund zu der Vermutung, daß er der Edle, Truglose, Liebe sei, dem Lavater noch einmal „die ebenso gewisse als unerweisliche Göttlichkeit des Christentums" — erweisen wollte. Und er erwidert darauf nicht die Worte, die ihm Lavaters Widmung in den Mund legt: „Du bist doch wahrlich kein hartherziger Schwärmer, kein erdrückender Gläubiger, kein Menschheit schändender Theologe! Wie gern gönn' ich dir deinen Christus, der dein Herz so froh und durch die Freude so duldsam macht — laßt uns beide warten!" Nein, er antwortet mit schneidender Schärfe, ja cynischer Roheit: „Du kommst mit deiner Salbaderei an den Unrechten. Ich bin kein Nathanael, und die Nathanaele unter meinem Volke will ich selbst zum besten haben; ich will ihnen nach Bequemlichkeit und Notdurft selbst etwas aufbinden. Also pack' dich, Sophist! Oder es gibt Stöße!"

Hat der Gegensatz der Denkweise Goethes Freundschaft mit Lavater endlich zerstört, die mit Jacobi wenigstens unterbrochen und gelockert, so konsolidiert sich im Gegenteil seine Verbindung mit Herder, freilich unter den stärksten Schwankungen, auf dem Grunde übereinstimmender Betrachtung der Welt und des Lebens immer sicherer, so daß

*) Auf das Titelblatt von Lavaters „Lied eines Christen an Christus", von dessen 71 Strophen 47 mit „Du bist!" anfangen (entstanden und gedruckt im Mai 1786) schrieb Goethe die bösen Verse:

> „Du bist! Du bist!" sagt Lavater. „Du bist!!
> Du bist!!! du bist!!!! du bist, Herr Jesus Christ!!!!!"
> Er wiederholte nicht so heftig Wort und Lehre,
> Wenn es ganz just mit dieser Sache wäre.

gegen das Ende dieser Periode Goethe und Herder sich nicht mehr glauben verlieren zu können.

Als Goethe es unternahm, Herders Berufung nach Weimar durchzusetzen, ehe er selbst wieder gehe, mußte er dem Herzog auch für dessen politische Klugheit in geistlichen Dingen gut sagen. Er sollte bald sehen, daß er damit eine Bürgschaft auf sich genommen hatte, die sich noch in eine drückende Schuld verwandeln konnte. Bei der Einführung in sein Amt wurde Herder durch die Eröffnung überrascht, daß kraft herzoglichen Reskripts den Ministern, Räten und Kavaliers nachgelassen sein sollte, bei dem von ihnen unter den Hofgeistlichen bereits erwählten Beichtvater zu bleiben. Herder sah darin einen Eingriff in die Rechte, die ihm bei der Berufung zugesichert worden waren, und erklärte, wenn man ihm seine Gemeinde nehme, werde er sein Amt nicht antreten; er wollte sich also nicht darauf einlassen, daß er sich seine Gemeinde erst sammle. Goethe hatte zu vermitteln und bewirkte, daß das von den Gegnern veranlaßte herzogliche Reskript zurückgenommen wurde. So wurde also der Streit beigelegt: aber Goethe soll dabei gegen Herder das Wort „Pfäfferei“ haben fallen lassen und Herder (aber doch wohl nicht bloß er) habe sich desselben später zuweilen erinnert. Übrigens war nach Goethes Tagebüchern dessen Verkehr mit Herder im Winter 1776 auf 1777 ziemlich lebhaft. Dann wird er etwas seltener, und im Jahr 1780 entwickelt sich eine peinliche Spannung zwischen beiden. Welches die Gründe sind, ist schwer zu sagen. Herder wurde von seinen Kollegen das Leben offenbar sehr sauer gemacht. Er war gekommen, um in Kirche und Schule etwas zu wirken; auch scheint namentlich das Schulwesen des Herzogtums einer Reform dringend bedürftig gewesen zu sein. Aber die Amtsbrüder wußten alles, was er beabsichtigte, zu verhindern oder doch zu verzögern; und weder Goethe noch der Herzog, der doch sonst energisch durchgreifen konnte, kam ihm wirksam zu Hilfe.

Das hing zum Teil an der Beschränktheit der Mittel, über die man zu verfügen hatte; doch wird Herder auch nicht so ganz Unrecht gehabt haben, wenn er bei dem Freund und dem Fürsten ein ernsthaftes Interesse für seine Bestrebungen vermißte. War nun Herder darüber mit Grund verstimmt, so machte sich geltend, daß er überhaupt Stimmungsmensch war, also in der Verstimmung alles von der bösen Seite nahm. Das Mitgefühl mit der Herzogin Luise, die sich in Weimar ebenfalls nicht heimisch fühlte, gab der Unzufriedenheit mit Goethe und dem Herzog noch einen idealen Vorwand. Endlich mag doch auch mitgewirkt haben, daß er sich neben Goethe nicht nach seinen vollem Werte gewürdigt fand. Der Schweizer Tobler berichtet über ihn an Lavater (Mai 1781): „Loben eines andern kann er gar nicht leiden, das heißt, wenn man einen andern lobt!" So hat Herder, und noch mehr seine Frau, die zarte Psyche, die Goethe einst besungen, nicht ungern angehört, was man zu Weimar über Goethe und den Herzog Böses sagte, und auch nicht ungern weitergegeben. Über Goethes Stimmung und Stellung gegen Herder zu dieser Zeit unterrichten uns wenige, aber bedeutsame Äußerungen in seinen Briefen. Den 30. Januar 1780 schreibt er an Frau von Stein: „Herders sind wieder von Ilmenau zurück und haben mich zum Eintritt mit unangenehmen Sachen unterhalten, die sie nichts angehen. Ich habe beschlossen, die Frau nächstens beim Lippen zu kriegen und ihr meine Herzensmeinung zu sagen: sie mag alsdann referieren, und es ist sehr gut, daß man sich erklärt und gewisse Dinge ein für allemal nicht leidet." Ferner den 8. September an dieselbe: „Herders haben, merk ich, die Minute abgepaßt, daß ich weg wäre, um einen Fuß in Ihr Haus zu setzen; ich bitte die Götter auch, daß ich darüber recht klar werden möge und einsehen möge, was bei der Sache an mir liegt; bis dahin ist mir's ekelhaft." Gegen Ende des September meldet er lakonisch an Lavater: „Herder fährt fort, sich und an-

dern das Leben sauer zu machen." Zu einer offenen Auseinandersetzung scheint es damals nicht gekommen zu sein. Aber im Frühjahr 1781 bessert sich das Verhältnis. Goethe bespricht mit Herder die Erwiderung, die er gegen des großen Fritz Schrift über die deutsche Literatur richten wollte, und gibt dem Freunde seine ungedruckten Gedichte zur Abschrift; sodann freut er sich des Gesprächs über die Seelenwanderung, das Herder schrieb. Wie erwünscht Goethe die Wiederherstellung eines freundlichen Verkehrs war, und wie unsicher er sich doch darin fühlte, offenbart sich in dessen Mitteilung an Knebel (21. September 1781): „Mit Herdern bin ich in ein Verhältnis gerückt, das viel für die Zukunft verspricht. Schone ihn! Man schont sich selbst, wenn man nicht streng und grausam in gewissen Lagen gegen Menschen ist, die uns oder den Unsrigen wieder näher werden können." Durch schonende Behandlung Herders vermochte denn auch Goethe bis in den Sommer 1782 gute oder wenigstens leidliche Beziehungen aufrecht zu erhalten. Als er aber dann geadelt wurde und die Geschäfte des Kammerpräsidenten übertragen erhielt, eigneten sich Herders die schlimmste Deutung zu, die diese Vorgänge in Weimar erlitten. Herder meldet seinem Freund Hamann, daß Goethe zum Kammerpräsidenten ernannt sei, „doch ohne diesen Namen, der für ihn ohne Zweifel auch als Appendix zu klein ist." Dann fährt er fort: „Er ist also jetzt wirklicher Geheimer Rat, Kammerpräsident, Präsident des Kriegskollegii, Aufseher des Bauwesens bis zum Wegbau hinunter, dabei auch directeur des plaisirs, Hofpoet, Verfasser von schönen Festivitäten, Hofopern, Balletts, Redoutenaufzügen, Inskriptionen, Kunstwerken u. s. f., Direktor der Zeichenakademie, in der er den Winter über Vorlesungen über die Osteologie gehalten, selbst überall der erste Akteur, Tänzer, kurz das Faktotum des Weimarischen und, so Gott will, bald der major domus sämtlicher Ernestinischen Häuser, bei denen er zur Anbetung herumzieht.

Er ist baronisiert, und an seinem Geburtstag wird die Standeserhebung erklärt werden. Er ist aus seinem Garten in die Stadt gezogen und macht ein adlig Haus, hält Lesegesellschaften, die sich bald in Assembleen verwandeln werden u. s. f. u. s. f. Bei alledem geht's in Geschäften, wie es gehen will und mag; meine Gegenwart ist hier beinah unnütz und wird mir von Tag zu Tage lästiger. Was anderswohin weiß, sehnt sich weg." Noch giftiger schreibt Karoline dem jungen Hausfreunde J. G. Müller nach Schaffhausen: „Groß und klein verachtet und verflucht den Goethe. Der Kammerpräsident ist darum fortgeschickt, weil er ihnen schon seit vier Jahren Vorstellungen getan, sie müßten sich einschränken, er könne so nicht bestehen. Die besten Leute wurden verachtet, disgustiert, und die ganze Dienerschaft ist dem Herzog verächtlich gemacht worden: darum nimmt Goethe alle bedeutenden Stellen ein." Diese brieflichen Expektorationen blieben Goethe natürlich unbekannt; und so lud er Herder und Frau im Juli zur Aufführung seines „Wald- und Wasserdramas", der „Fischerin", ein, worin er Volkslieder aus Herders Sammlung verwendet hatte. Aber das scheint zu keiner Annäherung geführt zu haben. Einige Zeit später war es in der Gesellschaft zu Weimar bekannt, daß Herder und Goethe etwas entfernt sein sollen; gegen Ende des Jahrs war der Verkehr gänzlich abgebrochen. Aber im März des nächsten Jahrs schenkte Herder dem alten Freunde wieder das Vertrauen, ihm eine Predigt, die er aus Anlaß der Geburt des Erbprinzen gehalten, vor dem Druck zur Begutachtung vorzulegen; Goethe antwortete ihm zwar im gemessensten Tone, ohne jeden auffälligen Aufwand freundschaftlicher Gefühle, aber mit so sichtlichem, wahrem Wohlwollen, und auch mit so sicherem Urteil, daß Herder wohl den Eindruck bekommen konnte, gerade er wäre der Freund und Berater, den er in seiner unangenehmen Lage wohl brauchen könnte. Da uns dieser Brief den tiefsten,

unmittelbarsten Eindruck in ihr Verhältnis gibt, lohnt es sich, die Hauptpunkte, mit einigen Glossen begleitet, mitzuteilen.

„Ich danke dir für das Zutrauen, hier ist die Predigt zurück, und dabei einige Erinnerungen. Zuvörderst bitte ich dich, da du einmal veranlaßt bist, sie drucken zu lassen, mache dir zum Gesetz, nichts weiter zu hören, was man darüber sagt.“ (Denn Herder war, trotz allen Selbstgefühls, so empfindlich gegen fremdes Urteil, so abhängig von fremder Meinung, daß er nicht in ein stabiles Gleichgewicht der Stimmung kommen konnte. Und eine der Hauptursachen, warum er sich und andern das Leben sauer machte, war eben das, daß er zu viel hörte, was andre sagten) . . . „Da ich deine Predigt hörte, wünschte ich, du hättest ein tröstlich wohltätig Wort für den Herzog hinzufügen können und mögen. (Das war eben das Schlimme: Herder m o c h t e dem Herzog nichts Freundliches mehr sagen!) Du hast Deine Zuhörer an den breitesten Teil der Kluft geführt, die unsre (üble) Gegenwart und jene (bessere) Zukunft trennt, und da suchte jeder eine Brücke, irgend ein Plätzchen, wo wahrscheinlich hinüberzukommen wäre. Du hast der Hoffnung nichts übrig gelassen, als sich ihrer Flügel zu bedienen. (Denn in der besseren Zukunft sollte eben das Verhältnis von Fürst und Volk ein g a n z anderes werden, als es jetzt unter Karl August war. Herder konnte nur die Vergangenheit preisen, von der Zukunft hoffen; an der Gegenwart hatte er gar nichts zu loben.) Da es aber damals nicht geschehen, halte ich es nicht für rätlich, etwas jetzt hinzuzutun, und bliebe dieser fromme Wunsch auf sich beruhen.“ (Aber ausgesprochen sollte er doch sein, um Herder auf die Frage hinzudrängen, ob er in seinem Verhalten gegen den Herzog immer das Richtige treffe; ob seine Stimmung gegen diesen für ein ersprießliches Zusammenleben günstig sei. Übrigens scheint Herder doch noch einige freundliche Worte für den regie-

renden Herzog eingefügt zu haben; z. B.: „eben das, was wir für unsern Prinzen zu wünschen und zu erbitten haben, ist auch der Zweck Seines Lebens, das Vorbild Seiner Regierung und der Wunsch aller guten aufrichtigen Seelen für das Glück Seiner Tage;“ ferner: „da der Ort, auf dem ich rede, kein Ort des Lobs ist, das so bald den Schein der Schmeichelei annähme, so wollen wir des Guten, das wir genießen, uns mit stillem Dank erfreuen und uns auf den Flügeln der Hoffnung in die Zukunft schwingen ...“) ... „Nun trete ich ... mit einer Vorbitte für die schönen Künste auf. Wenn du über die Idee, die du hier hinwirfst (daß die Weisheit, die den Fürsten ziere, nicht salomonische Gelehrsamkeit sei, auch nicht der feine Geschmack der Künste, sondern die Gabe, ein Volk zu regieren mit Klugheit, es glücklich zu machen durch tätige Weisheit), eine kleine Abhandlung schriebst oder dich unter guten Freunden (warum nicht gegen Goethe?) darüber heraus ließest, wäre es ein anders; hier aber fällt diese Anmerkung wie vom Himmel, weil so viele Zwischenideen übersprungen sind. (Das heißt: man kann sie nur aus einer Absicht erklären; und jedermann weiß, daß sie sich gegen den regierenden Herzog richtet.) Ich weiß wohl, daß jeder, der für sich und andre zu sorgen hat, wohltut, sich dem Notwendigen und Nützlichen (z. B. der Schule) zu widmen, und daß es gefährlich ist, der Leidenschaft zum Schönen so viel Raum zu geben. Ist es denn aber nicht mit jeder Leidenschaft dasselbe, in der die Mächtigen und Reichen einen höhern und stärkern Genuß des Lebens suchen! (Und daß sie diesen höhern und stärkern Genuß des Lebens suchen, wird ihnen niemand abgewöhnen.) Hunde, Pferde, Jagd, Spiel, Feste, Kleider und Diamanten, was für Kapitale von Barschaft stecken darinne, und was für Interessen von Zeit und Geld zehren sie nicht auf (das sieht also Goethe so gut wie jeder!), ohne die Seele zu erheben (darin ist Goethe wieder mit Herder eines Sinnes!),

das doch die Gaben der Musen um einen wohlfeilen Preis gewähren. (Wenn also Goethe des Herzogs Neigung zur Kunst Nahrung zuführte, so wollte er damit auch kostspieligeren und für den Geist ganz unfruchtbaren Leidenschaften entgegenwirken! Das sollte ein Herder verstehen können!) Und wem ist ein Sonnenblick aus jenen höheren Regionen der Menschheit mehr zu gönnen als dem, der sich unter den Staubwolken des mühseligen Erdenlebens herumtreibt. (Das also ist Goethes Definition des höfischen Treibens: „Staubwolken des mühseligen Erdenlebens!") Mich dünkt, man kann nicht bestimmt genug sprechen, wenn man vor dem Übermaß eines Guten, das zum Fehler werden kann, warnen will. (Während Herder durch unbestimmte Anzüglichkeiten nicht sowohl überzeugend belehrte, als vielmehr reizte, verstimmte, zum Widerspruch herausforderte.) Ganz kann es nicht wegbleiben, da du dessen einmal erwähnt hast. Wenn ich es zu tun hätte, würde ich . . . gegen das Ende, wo ausgeführt ist, was tätige Weisheit, geschäftige Klugheit für Vorteile bringen . . . hinzusetzen: daß, um so viel zu wirken, keine ausgebreitete tote Gelehrsamkeit nötig sei, und daß selbst schöne Wissenschaften und Künste, die sonst für die größte Zierde der Staaten gehalten, deren Annehmlichkeiten oft von Fürsten mit zu großer Vorliebe genossen würden, dem Regenten keinen so schönen und dauerhaften Kranz knüpften, als eine wahre, lebendige, auf die ersten Bedürfnisse, auf das Nötige und Nützliche gerichtete Wirksamkeit." (Mehr kann ja Herder nicht sagen *wollen*, wenn er nicht eben dem Herzog einen Stich geben will. Übrigens hat er diesem Rat Goethes keine Folge geleistet.) „Daß du in beiden Predigten keinen Gebrauch von denen Motivs, die uns die christliche Religion anbietet, gemacht hast, hat mich gewundert" (also ist Goethe sogar nicht so ganz ohne Verständnis für Herders kirchliches Wirken!) . . . „Verzeih, wenn ich mehr ein Individuum aus dem Publico als einen übersehenden Zensor

gemacht und einseitige Bemerkungen vorgebracht habe.“ (Die doch eben zu Herders Auffassung die notwendige zweite Seite ergänzen.)

Im Verlauf des Jahres 1783 folgten weitere Erklärungen, welche jedes Mißverständnis beseitigten und das herzlichste Einvernehmen herbeiführten. Über ihren Inhalt gibt uns Karoline Herder eine Andeutung, wenn sie an J. G. Müller schreibt: „Goethe ist herzlich gut gegen meinen Mann, und diese Gemütsverfassung ist beiden Balsam aufs geknickte Herz; denn Goethe leidet noch mehr als mein Mann.“ Goethe hatte sich also entschlossen, dem Freunde in die Schwierigkeiten seines Verhältnisses zum Herzog einen Einblick zu gewähren. Und er macht sich jetzt zum Vorwurf, daß er das nicht früher getan. „Eine der vorzüglichsten Glückseligkeiten meines Lebens ist (schreibt er im Dezember 1783 an Lavater), daß ich und Herder nichts mehr zwischen uns haben, das uns trennte. Wäre ich nicht so ein eherner Schweiger, so hätte sich alles früher gelöst: dafür ist's aber auch für immer, und mir eine freudige Aussicht. Denn eines edlern Herzens und weitern Geistes ist nicht wohl ein Mensch!“ Goethe hat zwar auch fernerhin mit Herder über politische Dinge so wenig wie möglich gesprochen; doch hat er gegen ihn gelegentlich seinem Unmut über die üble Wirtschaft im Lande Ausdruck gegeben. „Bei unsern Geschäften (schreibt er ihm im Juli 1784) interessiert mich ein einziger Punkt (nämlich die Bewilligung des geforderten Geldes durch die Stände), und der ist abgetan. Übrigens ist da keine Freude zu pflücken. Das arme Volk muß immer den Sack tragen, und es ist ziemlich einerlei, ob er ihm auf der rechten oder auf der linken Seite zu schwer wird.“ Da er es nicht durchsetzen konnte, daß die Verwirklichung der von Herder geplanten Schulreform einen rascheren Gang gehe, mußte er dem Freunde wohl einen Einblick in die Schwierigkeiten gewähren, mit denen er sich selbst abmühte. Aber das war doch nur die Bedingung eines guten Einvernehmens;

dessen Grund und Inhalt lag darin, daß Goethe und Herder je an der Arbeit, die den andern im Innersten beschäftigte, herzlichen Anteil nehmen mußten. Herder versuchte in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte" das Kulturleben der Menschheit als Produkt der menschlichen Natur in die natürlichen Bedingungen menschlichen Daseins nachzuweisen: ein Gedanke, der das lebhafteste Interesse, die freudigste Zustimmung Goethes gewann. Denn Goethes eigenes Geistesleben bewegte sich durchaus in der Richtung, daß er alles anscheinend Wunderhafte als natürlich vermittelt erkenne. Darum war auch Herder der erste, dem Goethe seine Freude über die Entdeckung des Zwischenkieferknochens mitteilen mußte: „Es soll dich auch wohl herzlich freuen, denn es ist wie der Schlußstein zum Menschen . . . Ich hab' mir's auch in Verbindung mit deinem Ganzen gedacht, wie schön es da wird." Der Mangel des Zwischenkieferknochens beim Menschen sollte nach der damals noch herrschenden Meinung dessen wesentliche Verschiedenheit vom Tier anatomisch beweisen: Goethes Entdeckung stellte auf körperlichem Gebiet eine stetige Entwicklung vom Tier zum Menschen her; und das verband sich schön mit Herders großer Idee eines stetigen, natürlichen Entwicklungsganges der Menschheit von ihrem Eintritt ins Dasein bis zu den höchsten Stufen der Kultur. Für seine Abneigung gegen die Abenteuerlichkeit jedes Wunders, das Jacobi und Lavater aus religiösen Gründen glaubten festhalten, ja fordern zu müssen, fand Goethe also bei Herder entgegenkommendes Verständnis. Andrerseits konnte er sich auch mit Herders Auffassung des Christentums wohl befreunden. Denn als einen Weg zur Humanität konnte er, der in Lavaters Sinn dezidierter Nichtchrist war, das Christentum wohl schätzen; wenn Herder das Kreuz mit Rosen umwand, so konnte Goethe sich sogar für den Gedanken begeistern, dieses ihm sonst bedenkliche Symbol poetisch zu verherrlichen. Er selbst hatte ja auch „Kreuz" genug, hatte selbst die Aufgabe über-

nommen, andern das Kreuz des Lebens zu erleichtern. Die Freude Goethes, sich mit Herder wieder zusammengefunden zu haben, war also vollauf berechtigt; ihre enge Verbindung war für beide auch nicht bloß ein geistiger Genuß, sondern eine wertvolle Förderung. Herder benutzte für heikle Partien seines Werkes gerne des Freundes politischen Rat; und er war Goethes bester Gehilfe bei der Redaktion seiner Werke für die erste Gesamtausgabe derselben. Das gegenseitige Vertrauen verfestigte sich denn auch bis zu dem Grade, daß es durch eine ärgerliche Streitigkeit über Titel und Rang, in die Herder sich im Mai 1784 verwickelte, nicht erschüttert wurde: Goethe trug es an dem Freund, daß er sich über eine anscheinende und zum Teil selbst verschuldete Zurücksetzung aufregte; Herder und Gattin behielten den Freund lieb, der ihnen als Minister fatal werden mußte. Als Herder sich von da an in mancherlei Verhandlungen über seine Berufung an andere Orte einließ, fühlte Goethe bloß den drohenden Verlust; er unternahm sogar später (1789) das gefährliche Wagnis, die Möglichkeit zu schaffen, daß Herder in Weimar bleiben konnte. Sechs Jahre nachher sollte gerade das den völligen Bruch veranlassen.

8.

Die persönlichen Beziehungen, die wir bisher gezeichnet, haben Goethe oft so tief erregt, so mächtig umgetrieben, daß der Anschein entsteht, sie seien der eigentliche, wenn nicht ausschließliche, so doch wichtigste Inhalt seines Lebens gewesen. Zu Zeiten mag sich das wirklich so verhalten haben. Aber zu dem Prozeß der Reife, den Goethe zu durchlaufen hatte, gehört insbesondere auch das, daß in seinem Leben sich nun das Sachliche gegen das Persönliche, das Objektive gegen das Subjektive mehr und mehr Geltung verschafft. Und zwar erweist sich jenes nicht nur als die

äußere Grenze, durch welche sich dieses einschränken lassen muß; vielmehr wird Goethe durch das Leben in Liebe und Freundschaft selbst auf mannigfache Weise über die Pflege des bloßen Gefühls hinausgetrieben. Eine dauernde Verbindung kann ohne einen Gehalt, der durch seinen inneren, objektiven Wert interessiert, nicht bestehen; das bloße Spiel der Neigung langweilt mit der Zeit. Also muß Goethe seine mannigfachen Talente betätigen, um den Geliebten etwas zu bieten. Andererseits erwartet er von denen, die ihm nahe stehen, daß sie seine Interessen und Sorgen teilen: was hat er sonst von ihrer Liebe? Wenn ihn aber das Verhältnis zu den Freunden bedrückt, so bietet sich ihm gesteigerte Tätigkeit als Mittel dar, die Unruhe abzuleiten. Natürlich behält in der Verbindung mit Frau von Stein das bloße Lieben und Geliebtwerden am längsten seinen selbständigen Wert; und doch ist es gerade hier eine beständige und immer wachsende Qual und Gefahr, sich dem bloßen Liebesgefühl zu überlassen. So verschiebt sich der Schwerpunkt von Goethes Leben mehr und mehr von der Pflege des subjektiven Gefühls, das man für einander hat, in die Betätigung objektiver Interessen, der man wenn möglich mit andern und im Notfall auch allein obliegt. Um nun einen Gesamteindruck von Goethes Existenz in dieser Zeit hervorzurufen, skizzieren wir die aus verschiedenen Quellen zusammenfließende, immer lebhaftere, umfassendere, ernstere Tätigkeit, die er entfaltet hat, und verbinden damit die wichtigsten Aussagen über das wechselnde Verhältnis zu dem Leben, das sich ihm in dieser Weise unter den Händen gestaltete. Daß wir dabei auch wieder an seine Erlebnisse in Liebe und Freundschaft erinnern, läßt sich nicht vermeiden und wird auch der Sache nicht zum Schaden gereichen: es wird uns dadurch der innere Zusammenhang seines scheinbar so ganz verworrenen Lebens in dieser Zeit zum Bewußtsein gebracht. In der Geschichte von Goethes Stimmung gegen Weimar können wir natürlich nicht allen Schwankungen

folgen: das würde uns gerade die Hauptsache eher verhüllen, nämlich die gesetzmäßige Entwicklung, die sie in der Tat hat. Wenn wir dagegen größere Zeiträume zusammenfassen, so tritt deutlich hervor, daß sie sich in einer gewissen Richtung mit fataler Sicherheit fortbewegt. Die wichtigsten Einschnitte sind dadurch bezeichnet, daß Goethe periodisch sich selbst Rechenschaft über sein Leben ablegen muß. Dies geschieht auf der Reise, die er im Dezember 1777 allein in den Harz macht; sodann bei Gelegenheit der Reise in die Schweiz im Winter 1779/80; endlich bei der Übernahme der Geschäfte des Kammerpräsidenten im Juni 1782.

In der ersten Periode ist Goethe stark durch sein Verhältnis zu Karl August und zu Frau von Stein beschäftigt. Die Liebe regt ihn zu einigen lyrischen Gedichten an und zu dem kleinen Schauspiel „Die Geschwister", das er vom 26.—29. Oktober 1776 hinwirft. Dagegen bleibt ein zweites Drama, worin er der Geliebten seine Liebe zum Ausdruck bringen will, „der Falke", in den ersten Anfängen stecken. Mit vielem Eifer zeichnet er für Frau von Stein, doch mit geringem Erfolg und mit schwankendem Vertrauen, ja mehr Mißtrauen in sein Talent. Die Freundschaft aber zieht ihn in ein höchst aufgeregtes, unruhiges Leben hinein: er durchstreift mit dem Herzog das Land; er lebt mit dem Hof und für den Hof. Daher widmet er sich mit großem Eifer den Aufführungen des Liebhabertheaters. Von eigenen älteren Stücken werden „Erwin und Elmire" und „Die Mitschuldigen" einstudiert. Auch die „Geschwister" überläßt er dem Hof, obgleich sie aus seiner gegenwärtigen Empfindung für Frau von Stein herausgedichtet sind: Goethe glaubt also nicht, sein Gefühl zu entweihen, indem er den Liebhaber, der er ist oder sein möchte, auch öffentlich spielt. Auf den Geburtstag der Herzogin (den 30. Januar 1777) wird „Die gute Frau" („Lila") gedichtet und trotz der durchsichtigen Beziehung auf die ehelichen Verhältnisse des Herzogs aufgeführt. Durch seine Tätigkeit als Theater-

dichter, Schauspieler und Regisseur wird er zu dem Roman „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“ angeregt, an dem er im Februar 1777 zu diktieren beginnt. Von Amtsgeschäften ist in dieser Zeit wenig die Rede; am meisten interessiert sich Goethe für die Wiederaufnahme des Bergbaus in Ilmenau. Bei den häufigen Brandfällen leistet er mehrfach tätigen Beistand; darüber kommt ihm der Gedanke einer Neuordnung des Feuerlöschwesens. Auch mit Bausachen hat er mancherlei zu tun. Über dem allem verbindet sich Goethes Gemüt inniger mit seiner Umgebung. Er gewinnt den Herzog immer lieber; das Verhältnis zu Frau von Stein wird „ehemännischer“; aber auch die Gegend wird ihm so lieb, daß ihm der Gedanke, er möchte auch das wieder verlassen müssen, die Tränen in die Augen treibt. Er dankt dem heiligen Schicksal, daß es ihm sein Haus gebaut und ausstaffiert hat über sein Bitten. Er fühlt sich durch dessen Gunst verpflichtet, mit dem Anvertrauten treu zu wirtschaften, und mahnt sich selbst: „acht in der Haushaltung keinen Ritz zu eng; eine Maus geht durch.“ Andrerseits kann er auch mit Freude feststellen, daß sich sein Inneres befestigt hat. So muß er das Glück für seine Liebste erkennen; doch schiert es ihn auch wieder wie ein geliebtes Weib. Denn zuweilen liegt das Glück des Lebens dunkel auf ihm; sein Dasein ist zwischen Himmel und Erde aufgehangen. Die Verhältnisse, unter denen er lebt, drücken doch auch auf ihn. Die große Welt bekommt ihm „wie dem Hunde das Gras“; wenn er nach Weimar zurückkehrt, ist er gleich aus der reinen Stimmung, die er draußen im Verkehr mit der Natur gehabt. Das Hoftreiben, überhaupt die Sozietät, erscheint ihm arm. Er hat mit den Leuten nichts gemein, auch wenn sie glauben, daß sie ihn lieben. Und wieder fühlt er nur zu sehr, daß er den wenigen Leuten, mit denen er leben kann, endlich zur einförmigen Last werden muß. So überfällt ihn das tiefe Gefühl des Alleinseins; dann stört ihn sogar Freund Knebel, der ihn durch seine

Grüße, seine Erzählungen, seine bloße Gegenwart in die alten Verhältnisse hinüberzerrt. Solche Stimmungen sind mit die Ursache, daß er im Dezember 1777 ganz allein in den Harz reist. Und es ist gewiß nicht zufällig, daß auf seinem dunklen Zuge wieder die Liebe zu der Klasse von Menschen, die man die niedre nennt, die aber gewiß vor Gott die höchste ist, mit Macht in ihm erwacht. „Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, grader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden . . ." Doch begleiten ihn auf der Reise seine Ideen über Wirtschaft, die er auf jedem Schritt bestätigt findet; „sein Tal" (d. h. sein Garten) ist ihm wie ein Klotz angebunden. Und er bekommt auch wieder Heimweh nach dem gewohnten Umgang. „Die Einsamkeit (schreibt er Charlotten) will mir doch nicht recht; ich hab's sonst besser gekonnt; bei euch verwöhn' ich mich; ich möchte doch in manchen Stunden wieder zu Hause sein."

Nach seiner Heimkehr geht das Leben mit Frau von Stein, mit dem Herzog und am Hofe in gewohnter Weise fort. Goethe dichtet „Die Empfindsamen", eine dramatische Grille, mit allerlei lustigen Anspielungen auf Personen am Hofe, und doch zugleich eine ernsthafte Abrechnung mit der eigenen Empfindsamkeit. Berufliche Geschäfte scheinen ihn auch jetzt noch nicht eben zu beschweren. Aber im März bringt der Krieg, der zwischen Österreich und Preußen auszubrechen droht, schwere Sorgen, daß der leichte Kahn des Herzogtums zwischen den Orlogschiffen der rivalisierenden Mächte zerquetscht werde. Eine Reise nach Berlin, die der Herzog bei dieser Veranlassung mit Goethe macht, hat die Wirkung, dessen Abneigung gegen die große Welt noch zu steigern. Zwar ist er auf dem Hinweg beim Anblick des Parks von Wörlitz sehr gerührt darüber, „wie die Götter den Fürsten erlaubt haben, einen Traum um sich herum zu schaffen." Wie er aber in das große Uhrwerk zu Berlin einen Blick tun darf und den alten Fritz und sein Wesen

sieht, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge; und wie er hört, wie über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonnieren: da gehen ihm tausend Lichter auf, nur eines unangenehmer als das andere. „So viel kann ich sagen (schreibt er Charlotten): je größer die Welt, desto grosartiger wird die Farce, und ich schwöre, keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft als das Wesen der Großen, Mittlern und Kleinen durcheinander. Ich habe die Götter gebeten, daß sie mir meinen Mut und Gradsein erhalten mögen bis ans Ende und lieber mögen das Ende vorrücken, als mich den letzten Teil des Ziels lausig hinkriechen lassen. Aber den Wert, den wieder dieses Abenteuer für mich und uns alle hat, nenne ich nicht mit Namen. Ich bete die Götter an und fühle mir doch Mut genug, ihnen ewigen Haß zu schwören, wenn sie sich gegen uns betragen wollen wie ihr Bild, die Menschen.“ (Berlin, den 19. Mai.) Darum ist's ihm in seinem Tal wieder lieber und wohler als in der weiten Welt. Freilich muß ihm das herzige Spielwerk auch als Kahn dienen, auf dem er über flache Gegenden seines Zustandes wegschwimmt: denn er hat nun auch schon ein „leidig Gefühl der Adiaphorie so vieler wichtig sein sollender Sachen“. Im Innersten aber geht ihm alles nach Wunsch. In welchem bestimmten, und nicht so bloß behaglichen Sinne das zu verstehen ist, müssen wir freilich erst dem prächtigen Bild entnehmen, mit dem Goethe seinen derzeitigen Zustand Freund Merck beschreibt (5. August 1778): „Das Element, in dem ich schwebe, hat alle Ähnlichkeit mit dem Wasser; es zieht jeden an, und doch versagt dem, der auch nur bis an die Brust hineinspringt, im Anfange der Atem; muß er nun gar gleich tauchen, so verschwinden ihm Himmel und Erde. Hält man's dann eine Weile aus und kriegt nur das Gefühl, daß einen das Element trägt und daß man doch nicht untersinkt, wenn man gleich nur mit der Nase hervorguckt, nun so findet sich im Menschen auch Glied und

Geschick zum Froschwesen, und man lernt mit wenig Bewegung viel tun." Wie schwer es ihm doch oft wird, sich in seine Lage zu finden, gesteht er einige Wochen später Charlotten mit einem nicht minder bezeichnenden Bilde: „Oft schüttl' ich den Kopf und härte mich wieder, und endlich komm' ich mir vor, wie jenes Ferkel, dem der Franzos die knupperig gebratne Haut abgefressen hatte, und es wieder in die Küche schickte, um ihm die zweite anbraten zu lassen." Das Verhalten mancher Kollegen macht ihm schweren Verdruß: es erscheint ihm bisweilen garstig, ja hundsföttisch. Sein Rückblick auf das Jahr 1778 ist darum durchaus nicht ermutigend. „Ich bin nicht zu dieser Welt gemacht," vertraut er seinem Tagebuch an. „Wie man aus seinem Haus tritt, geht man auf lauter Kot; und weil ich mich nicht um Lumperei kümmere, nicht klatsche und solche Rapporteurs nicht halte, handle ich oft dumm." Die Ursache dieser üblen Verhältnisse ist ihm schon völlig klar geworden: „Im ganzen wird spät, vielleicht nie die Schwingung zu mindern sein, die der Ennui unter den Menschen hier erhält. Es wachsen täglich neue Beschwerden, und niemals mehr, als wenn man eine gehoben zu haben glaubt." Das Leben ist ihm zur anstrengendsten Aufgabe geworden: „viel Arbeit in mir selbst; zu viel Sinnens, daß abends mein ganzes Wesen zwischen den Augenknochen sich zusammenzudrängen scheint." Doch hat es auch seine Lichtpunkte: die Stein war ihm sehr lieb, und sein Vertrauen auf den Herzog ist noch im Wachsen. Er hofft auf Leichtigkeit durch Gewohnheit. Im Blick auf neue Ekelverhältnisse, die ihm durch Übertragung der Kriegskommission erstehen können, tröstet er sich: „durch Ruhe und Geradheit geht doch alles durch." Und er täuscht sich nicht: die neuen Geschäfte, die er im Januar 1779 wirklich auf sich nimmt, dienen sichtlich dazu, seine Stimmung zu verbessern. Er geht mit großem Eifer an die Arbeit und hofft auch, sie gut zu versehen, besser als bisher das Bauwesen: weil er nämlich bei diesem Geschäft gar keine

Imagination hat, gar nichts hervorbringen will, nur das, was da ist, recht kennen und ordentlich haben will. Überhaupt kommt er nun tiefer in die Verwaltung des Landes hinein. Er beschäftigt sich ernsthaft mit dessen ökonomischen Verhältnissen, mit dem Steuerwesen, mit dem Zustand der Kammergüter; er faßt den Plan einer Reduktion des Militärs (die im Jahr 1780 wirklich durchgeführt wird: von 600 auf 310 Mann). Wiederholte Brandfälle lassen ihm die Verbesserung des Feuerlöschwesens immer dringender erscheinen. Daß er mit seinen Ideen auf Widerstand stößt, weil man in Weimar das Spiel in allem nur mit den Karten spielt, die man in diesem Moment aufhebt, und weil der Eigennutz der Menschen immer nur die Gelegenheit ergattern will, sich's bequemer zu machen, sich und den Seinigen eine Zulage zuzuschieben u. s. f.: das stachelt seinen Eifer nur noch mehr an. „Ich lasse doch nicht ab von meinen Gedanken (schreibt er in sein Tagebuch), und ringe mit dem unerkannten Engel, sollt' ich mir die Hüfte ausrenken. Es weiß kein Mensch, was ich tue und mit wie viel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen. Bei meinem Streben und Streiten und Bemühen bitt' ich euch nicht zu lachen, zuschauende Götter. Allenfalls lächeln mögt ihr und mir beistehen." (25. Juli 1779.) Indem so der Ernst der beruflichen Tätigkeit steigt, dichtet Goethe ein Werk, das als Beisteuer zur Unterhaltung des Hofes fast zu gut, zu ernst ist: „Iphigenie". Ihm selbst kommt über der Arbeit daran zum Bewußtsein, daß er die Poesie bisher zu kavalier behandelt habe. Die Aufnahme aber, die „Iphigenie" findet, veranlaßt ihn zu der charakteristischen Bemerkung: am Empfindungs- und Erkenntnisvermögen könne man den Menschen viel zutrauen; nur auf ihre Handlungen dürfe man nicht hoffen. Doch ist er im Sommer von freiem, frischem Humor: er studiert das „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" ein; und in diese Zeit fällt auch das Strafgericht, das er an „Woldemar" vollzieht. Der Mutter kann er seinen

bevorstehenden Besuch in der besten Stimmung ankündigen. Es ist wie das Tüpfelchen auf das i des Lebens der Eltern, daß er nun das erstemal ganz wohl und vergnügt und so ehrenvoll als möglich in sein Vaterland zurückkommt; wenn nur Mutter und Vater auch offene und feine Herzen haben werden, ihn zu empfangen und Gott zu danken, der sie ihren Sohn im dreißigsten Jahr so wiedersehen läßt. „Ich habe alles," fährt er fort, „was ein Mensch verlangen kann, ein Leben, in dem ich mich täglich übe und täglich wachse, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschaft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott geliebter, der die Hälfte seines Lebens hingebracht hat und aus vergangenem Leide manches Gute für die Zukunft hofft, und auch für künftiges Leiden die Brust bewährt hat." (9. August 1779.) Immerhin dürfen wir annehmen, daß es nicht bloß sein Wunsch, sondern auch sein Bedürfnis war, auf der Reise durch die Schweiz seinen Geist „im Erhabenen der Natur zu baden". Für sein Verhältnis zu Weimar war aber das unangenehme Nachspiel dieser Reise mindestens so wichtig wie die geistige und gemütliche Erfrischung durch die Erhabenheit des Hochgebirges und den Verkehr mit Lavater. Die Langeweile und mancherlei Widerwärtigkeit, die auf der Rückreise der Besuch an einigen befreundeten Höfen brachte, preßt ihm den Stoßseufzer aus: „Gott im Himmel, was ist Weimar für ein Paradies!"

In der Tat werden die Rückkehrenden in Weimar sehr freundlich empfangen, während zuvor doch mancherlei Mißstimmung geherrscht und die Reise selbst viel böses Blut gemacht hatte. Goethe freut sich der Aussicht besseren Zusammenlebens, notiert aber nüchtern in sein Tagebuch: „NB. Jedermann ist mit dem Herzog sehr zufrieden, preist uns nun, und die Reise ist ein Meisterstück! eine Epopee! Das Glück gibt die Titel, die Dinge sind immer dieselben." Die Geschäfte muten ihn nun sehr prosaisch an. Aber er stürzt sich mit größtem Eifer in die Arbeit hinein. „Ord-

nung, Bestimmtheit und Gewißheit," „Geschwindigkeit, Ordnung und Genauigkeit," „Ordnung, Präzision, Geschwindigkeit" sind in den nächsten Monaten seine Stichworte. Den Sinn, in dem er seinem Beruf obliegt, spricht er am bestimmtesten gegen Lavater aus. „Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich teurer, und darin wünsche ich's den größten Menschen gleich zu tun, und in nichts Größerem. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles andre und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte und der babylonische Turm bleibt stumpf, unvollendet. Wenigstens soll man sagen: es war kühn entworfen; und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen" (Sept. 1780). Seine Tenazität ist unüberwindlich; und da es ihm gelingt, sich täglich mehr einzurichten und zu schicken, wird er auch täglich zufriedener in sich selbst (an Knebel, 3. Febr. 1782). Er bedarf aber auch der weisesten Verwendung seiner Kräfte. Denn während die Geschäfte steigen, nimmt ihn zugleich der Hof wieder mehr in Anspruch. „Jeri und Bätely", das er von der Reise heimgebracht, wird vorgelesen und aufgeführt. Er redigiert seinen Reisebericht (in den Werken die zweite Abteilung der „Briefe aus der Schweiz") und liest sie vor. Er dichtet den Anfang der „Vögel" des Aristophanes zu einer Literaturkomödie um (Sommer 1780). Für das Wintervergnügen im Januar und Februar 1781 dichtet er das Lied „Epiphanias", den „Aufzug des Winters" und den „Aufzug der Lappländer". Auf Weihnachten 1781 liefert er wieder eine literarische Satire: „Das Neueste aus Plundersweilern." 1782 dichtet er zum Geburtstage der Her-

zogin „Die weiblichen Tugenden“ und „Amor“; für das Karnevalsvergnügen den „Aufzug der vier Weltalter“: Sachen von wenig Umfang und Bedeutung, deren Einstudieren aber doch Zeit kostete. Leicht hat sich's Goethe auch mit der „Fischerin“ gemacht, wenigstens als Dichtung. Ein ernstes Drama hohen Stils, „Elpenor“, zur Feier der Geburt eines Erbprinzen bestimmt, blieb unvollendet: weil der Plan undurchführbar erschien; vielleicht doch auch, weil Goethe es immer mehr müde wurde, seine Muse für den Hofdienst zur Verfügung zu stellen. Daß ihm die Lust auch recht zur Last werden konnte, verrät er in einem Brief an Lavater (19. Februar 1781): „Die letzten Tage der vorigen Woche hab' ich im Dienste der Eitelkeit zugebracht. Man übertäubt mit Maskeraden und glänzenden Erfindungen oft eigene und fremde Not. Ich traktiere diese Sachen als Künstler und so geht's noch . . . Wie du die Feste der Gottseligkeit ausschmückst, so schmück' ich die Aufzüge der Torheit. Es ist billig, daß beide Damen ihre Hofpoeten haben.“ Doch hat er sich auch als Künstler ernstere Aufgaben gestellt, die ihn mehr anziehen. Er arbeitet nicht nur an „Egmont“ und „Wilhelm Meister“ stoßweise fort, sondern beginnt auch ein neues großes Drama, den „Tasso“. Neben der Poesie gewinnen andre private Liebhabereien immer mehr an Tiefe und Umfang. Seine alte Liebe zur Kunst wird dadurch neu angeregt, daß auch der Herzog ein lebhaftes Interesse für die Malerei kundgibt und dieses auch als Gegengewicht gegen andere fürstliche Liebhabereien verwendbar scheint. Die beiden Freunde beginnen also mit Hilfe Mercks und Lavaters eifrig zu sammeln, was sie an alten Holzschnitten, Kupferstichen, Gemälden erreichen und mit ihren beschränkten Mitteln erwerben können. Ferner verwandelt sich nun in Goethe die Schwärmerei für die Natur mehr und mehr in ein wissenschaftliches Interesse. Unter der Arbeit für die Wiederbelebung des Bergbaus zu Ilmenau entwickelt sich von 1778 an die Neigung zu

Mineralogie und Geognosie. Auf der Reise durch das Hochgebirge ahndet er im Dunkeln die Entstehung und das Leben dieser seltsamen Gestalten. Dieser Ahnung spürt er nun auch im Thüringer Land weiter nach. Er sammelt Steine, klopft an alle Felsen, steigt auf die hohen Gipfel und kriecht in die Tiefen der Erde, um die nächsten Spuren der großen formenden Hand zu entdecken (an Fr. v. St., 7. Sept. 1780). Merck war ihm in solchen Interessen zuvorgekommen, und so entwickelt sich sofort mit ihm ein fruchtbarer Austausch der Forschung und ihrer Objekte; Goethe aber will in gewohnter Lebhaftigkeit und Mitteilsamkeit alle, die ihm nahe stehen, in seine Bestrebungen hineinziehen: auch Frau von Stein soll ihm zulieb noch eine Erdfreundin werden. Er faßt den Plan, der dann freilich nicht zur Ausführung kommt, einen „Roman des Weltalls“ zu schreiben. Im Oktober 1781 bietet sich ihm ferner die Gelegenheit, sich durch den Anatomen Loder zu Jena den Bau des menschlichen Körpers demonstrieren zu lassen. Er benützt das Gelernte sofort, um selbst mit den Lehrern und Schülern der Zeichenakademie zu Weimar das Skelett des Menschen durchzugehen. Dabei behandelt er, wie er an Lavater schreibt, die Knochen als einen Text, an den sich alles Leben und alles Menschliche anhängen läßt, und hat noch den Vorteil, zweimal die Woche öffentlich zu reden und sich über Dinge, die ihm wert sind, mit aufmerksamen Menschen zu unterhalten: „ein Vergnügen, welchem man in unserem gewöhnlichen Welt-, Geschäfts- und Hofleben gänzlich entsagen muß“. Dies alles zusammen war nun reichlich viel, ja zu viel. Erleichtert wurde Goethe diese vielseitige Tätigkeit durch die völlige Verständigung mit Frau von Stein im Frühjahr 1781: dadurch wurde ihm die Liebe auf lange aus einer hemmenden Sorge eine kräftige Triebfeder und Unterstützung. Dagegen entfernte er sich mehr und mehr vom Herzog: was einerseits in dieser rastlosen Geschäftigkeit seinen Grund

haben mochte, andrerseits ihr wieder zu gute kam. Goethes Stimmung schwankt in dieser Zeit naturgemäß sehr stark, je nachdem der Fortschritt in den Geschäften ihm überwiegend zum Bewußtsein kommt oder deren Kleinlichkeit, der Glaube an seine Mission in Weimar oder das Mißverhältnis zu seiner Umgebung, die Qual oder das Glück der Liebe; sowie je nach dem Stand seiner Gesundheit, wozu auch gehört, ob er im Genuß von Wein und Bier Maß halten kann. Im Februar 1780 leidet er unter dem Akten- und Hofstaub; im April aber schwindelt er vor dem Gipfel des Glücks, auf dem er im Vergleich mit andern steht, und er möchte wie Polykrates sein liebstes Kleinod ins Wasser werfen. Es glückt ihm alles, was er angreift, und er muß sich nur mahnen: „aber auch anzugreifen, sei nicht lässig." Den 5. Mai klagt er Charlotten: „hätte ich Sie nicht, ich würde zu Stein;" den 13. Mai haben sich nach seinem Tagebuch einige hypochondrische Gespenster verzogen und er rühmt nun: „In meinem jetzigen Kreis hab' ich wenig, fast gar keine Hinderung außer mir. In mir noch viele . . . Ich will doch Herr werden." Aber nach einem Brief an Charlotte vom 30. Juni möchten ihm manchmal die Knie zusammenbrechen, so schwer wird das Kreuz, das er fast allein trägt. „Denn des Lumpigen ist zu viel auf der Welt und wenig zuverlässig, obgleich dem Gescheiten alles zuverlässig sein sollte, wenn er nur einmal Stein für Stein und Stroh für Stroh nimmt. Es ist aber nichts schwerer als die Sachen zu nehmen für das, was sie sind" (3. Juli). Gemäßigter drückt er sich drei Wochen später gegen Lavater aus, der ihm die Abreise des guten „mit Weimarschaftlichkeit durchfumierten" Knebel meldet: „Gewiß ist, daß an so einem kleinen Ort, wo eine Anzahl wunderbarer moralischer Existenzen sich aneinander reiben, eine Art Gärung entstehen müsse, die einen lieblich säuerlichen Geruch hat; nur geht's uns manchmal wie einem, der den Sauerteig selbst essen sollte. Es ist eine

böse Kost.“ In gewissem Sinne liegt der Fehler freilich auch an ihm: er kann das Gemeine (d. h. das Gewöhnliche) nicht fassen. Von Dingen, die der geringste Mensch leicht begreift, leicht trägt und ausführt, ist er durch eine ungeheure Kluft geschieden. „Wundersam ist doch jeder Mensch in seiner Individualität gefangen, am seltsamsten die außerordentlichen Menschen; es ist, als wenn die viel schlimmer an gewissen Ecken dran wären, als gemeine.“ Da vergleicht er sich in seinem Wesen und Treiben einem Vogel, der sich aus einem guten Endzweck ins Wasser gestürzt hat, und dem, da er am Ersaufen ist, die Götter seine Flügel in Floßfedern nach und nach verwandeln. „Die Fische, die sich um ihn bemühen, begreifen nicht, warum es ihm in ihrem Element nicht sogleich wohl wird.“ Doch ist zu bezweifeln, ob es ihm ganz nach Wunsch ist, wenn sich die Flügel nach und nach in Floßfedern verwandeln: der Dichter in ihm wehrt sich krampfhaft, daß er in dem Geheimderat nicht untergehe. „O thou sweet poetry, ruf' ich manchmal und preise den Marc Antonin glücklich, wie er auch selbst den Göttern dafür dankt, daß er sich in die Dichtkunst und Beredsamkeit nicht eingelassen. Ich entziehe diesen Springwerken und Kaskaden so viel als möglich die Wasser und schlage sie auf Mühlen und in die Wässerungen [der Wiesen]; aber ehe ich mich versehe, zieht ein böser Genius den Zapfen, und alles springt und sprudelt. Und wenn ich denke, ich sitze auf meinem Klepper und reite meine pflichtmäßige Station ab: auf einmal kriegt die Märe unter mir eine herrliche Gestalt, unbezwingliche Lust und Flügel, und geht mit mir davon.“ (14. September.) Und umgekehrt: „Mein Tasso dauert mich selbst; er liegt auf dem Pult und sieht mich so freundlich an. Aber wie will ich zureichen. Ich muß alle meinen Weizen unter das Kommisbrot backen.“ (31. Dez.) Ein schweres Opfer, wenn man, wie Goethe, zugleich von dem Zweifel gequält wird, ob es nicht sinnlose Verschwendung sei. Denn das

Gute, meint er in dieser Zeit, was man in der Welt tun kann, ist ein Minimum (14. Sept.). Dann aber hat er wieder große Lust, seinen Ring (wie Polykrates) ins Wasser zu werfen: „denn ich summierte in der stillen Nacht meine Glückseligkeit und fand eine ungeheure Summe.“ (22. April 1781.) So kann er denn auch im August 1781 die Mutter bitten, um seinetwillen unbesorgt zu sein und sich durch keine Einflüsterungen anderer irre machen zu lassen. „Was meine Lage selbst betrifft, so hat sie ohnerachtet großer Beschwernisse auch sehr viel Erwünschtes für mich, wovon der beste Beweis ist, daß ich mir keine andre denken kann, in die ich gegenwärtig hinübergehen möchte. Denn mit einer hypochondrischen Unbehaglichkeit sich aus seiner Haut heraus in eine andre sehnen, will sich, dünkt mich, nicht wohl ziemen. Merck und mehrere beurteilen meinen Zustand ganz falsch; sie sehen das nur, was ich aufopfere, und nicht, was ich gewinne; und sie können nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich so viel hingebe . . . Unverantwortlich wäre es auch gegen mich selbst, wenn ich zu einer Zeit, da die gepflanzten Bäume zu wachsen anfangen und da man hoffen kann, bei der Ernte das Unkraut vom Weizen zu sondern, aus irgend einer Unbehaglichkeit davon ginge und mich selbst um Schatten, Früchte und Ernte bringen wollte. Indes glauben Sie mir, daß ein großer Teil des guten Muts, womit ich trage und wirke, aus dem Gedanken quillt, daß alle diese Aufopferungen freiwillig sind, und daß ich nur dürfte Postpferde anspannen lassen, um das Notdürftige und Angenehme des Lebens, mit einer unbedingten Ruhe, bei Ihnen wieder zu finden. Denn ohne diese Aussicht und wenn ich mich in Stunden des Verdrusses, als Leibeignen und Tagelöhner um des Bedürfnisses willen ansehen müßte, würde mir vieles viel saurer werden.“ Immerhin hat Goethe, weil er das stärkste Band, das ihn festhielt, nicht nennen wollte, das Drückende seiner Existenz in der Aussprache gegen die Mutter ge-

mildert. Das Bild, das wir aus den gleichzeitigen Briefen an die Geliebte erhalten, kommt der Wirklichkeit wohl näher. „Ich sehne mich heimlich nach dir, ohne es mir zu sagen. Mein Geist wird kleinlich und hat an nichts Lust. Einmal gewinnen Sorgen die Oberhand, einmal der Unmut, und ein böser Genius mißbraucht meine Entfernung von euch, schildert mir die lästigste Seite meines Zustandes und rät mir, mich mit der Flucht zu retten; bald aber fühle ich, daß ein Blick, ein Wort von dir alle diese Nebel verscheuchen kann.“ Neben der Last der Geschäfte drückt ihn die viele Zerstreuung und das Vertrödeln der Zeit, wenn er auch findet, daß er dabei Gelegenheit gewinnt, das Gute zu tun, indem er zu scherzen scheint. Ist die „Hofnot“ weniger empfindlich, so schmerzt ihn zu andern Zeiten doch die „öffentliche Gleichgültigkeit“ gegen ihn, und gelegentlich ist von „heimlich tückischen Hofleuten“ die Rede. So möchten wir auch gerne wissen, was zwischen Goethe und der Herzogin Mutter zur Sprache kam, als sie ihm erklärte, der Herzog müsse und wolle ihn adeln lassen. „Ich habe sehr einfach meine Meinung gesagt (schreibt er an Charlotte den 18. Nov. 1781) und einiges dabei nicht verhehlt, was ich dir auch noch erzählen will.“ Auf schwere Dissonanzen deutet es hin, wenn Goethe den 18. November an Merck schreibt: „Ich richte mich ein in dieser Welt, ohne ein Haar breit von dem Wesen nachzugeben, was mich innerlich erhält und glücklich macht.“ Dadurch fällt auch ein bedeutsames Licht auf das neue Betragen gegen die Menschen, das er mit Charlottens Hilfe erlernen wollte. Es war wohl schon damals nach dem bedenklichen Rezept eingerichtet, das er einige Jahre später rühmt: „ich kann offen und zutraulich gegen die Menschen sein, ohne mein Herz hinzugeben.“ Übrigens erkennt er immer deutlicher, daß er zum Schriftsteller geboren, zum Privatmenschen erschaffen sei; und das höchste Glück, das er sich für sich denken kann, wäre, daß er, von

dem Streit der politischen Elemente abgesondert, der Liebe, der Wohltätigkeit, den Wissenschaften, den Künsten leben könnte.

Doch ließ er sich, eben als ihm dies zum Bewußtsein kam, strenger als je in das Joch der Pflicht einspannen, indem er im Juni 1782 noch die Finanzverwaltung übernimmt. Da er aber jeden Tag, je tiefer er in die Sachen eindringt, desto deutlicher sieht, wie notwendig dieser Schritt war, wächst mit der Last auch sein Eifer und sein Mut. Er weiß, daß es ihm diesmal Ernst, und sehr Ernst sein muß; aber er denkt gerade jetzt: hic est aut nusquam quod quaerimus. Dabei ist er vergnügter als jemals: denn nun hat er nicht mehr das Gute zu wünschen und halb zu tun, das Böse zu verabscheuen und ganz zu leiden; was nun auf diesem Gebiet geschieht, hat er sich ganz zuzuschreiben; und es hilft ihm auch unendlich, daß er bisher so treu und fleißig im stillen fortgearbeitet hat. Es geht denn auch besser, als er zu hoffen wagte. Im folgenden Jahr kann er rühmen, daß er Glück und Gedeihen in seiner Administration habe, aber auch aufs festeste über seinem Plan und seinen Grundsätzen halte (21. April 1783). Ebenso steht im Februar 1784 das Ökonomikum auf einem guten Grunde: „und das ist die Hauptsache," fügt Goethe dieser Meldung an Knebel bei. Neben den Amtsgeschäften findet er doch noch die Zeit, sein Naturstudium fortzusetzen und auszudehnen. Rousseau gibt ihm einen Anstoß, sich der Botanik zuzuwenden. Von der Betrachtung des menschlichen Körpers schreitet er zur vergleichenden Anatomie fort; die Petrefakten führen ihn wieder zur Geologie zurück. Nebenher wurden Versuche mit der Elektrisiermaschine und Montgolfieren gemacht; später auch Untersuchungen mit dem Mikroskop angestellt. Einen Niederschlag seiner allgemeinen Auffassung der Natur, wie sie sich unter diesen Studien bildete, haben wir in der Rhapsodie „die Natur" (1783). Im Januar 1784 faßt er seine geologischen Beobachtungen in einer

kleinen Abhandlung über den Granit zusammen. Der schönste Erfolg seines eifrigen Strebens war aber die Entdeckung des Zwischenkieferknochens beim Menschen (27. März 1784). Der kurze Bericht, worin er sie einigen Gelehrten mitteilte, wurde freilich nicht sehr günstig aufgenommen, und auch Merck war nicht sofort zu überzeugen. Aber Goethe ist seiner Sache so gewiß, daß ihn der Widerspruch der Fachmänner nur in seiner geringen Meinung von ihnen bestärkt. Einem Gelehrten von Profession traut er zu, daß er seine fünf Sinne ableugnet; denn es ist ihm selten um den lebendigen Begriff der Sache zu tun, sondern um das, was man davon gesagt hat. Die Arbeit an „Egmont" und „Wilhelm Meister" schreitet kaum vorwärts. Dagegen faßt er, durch Herdersche Ideen angeregt, im August 1784 den Plan einer großen religiösen Dichtung, „die Geheimnisse", und schreibt den Anfang derselben. Um dieselbe Zeit beginnt er ein Werkchen, zu dem man ihm in dieser ernsten Zeit die Stimmung nicht zutrauen sollte: das mutwillige Singspiel „Scherz, List und Rache". Nur für den Hof hat er fast nichts mehr übrig. Auf die Geburt des Erbprinzen ringt er sich 1783 ein kleines Gedicht ab, nachdem er die Arbeit an „Elpenor" aufgegeben; ferner dichtet er 1784 noch einen Maskenaufzug „Planetentanz". Aber unter dieser mannigfaltigen Tätigkeit, die ihm im einzelnen teils durch den Erfolg, teils durch den Gehalt Freude macht, vermag sich die frische Stimmung, die Goethe beim Eintritt in die neue Stellung beseelt, doch nicht zu behaupten. Zwar kann er im November 1782 Knebel noch schreiben, daß er, bei einer neuen Einrichtung seiner Lebensweise, seit einiger Zeit „sehr glücklich" lebe. Er sieht fast niemand, außer wer ihn in Geschäften zu sprechen hat; er hat sein politisches und gesellschaftliches Leben äußerlich ganz von seinem moralischen und politischen getrennt, und so befindet er sich am besten. Alle Wochen gibt er einen großen Tee, wovon niemand ausgeschlossen ist, und entledigt sich dadurch

seiner Pflichten gegen die Sozietät aufs wohlfeilste. Seine vielen Arbeiten, von denen er dem Publico noch einen größern Begriff erlaubt, entschuldigen ihn, daß er zu niemand kommt. Die Herzogin Mutter sieht er manchmal, den Herzog und die Herzogin selten. So fängt er an, sich selbst wieder zu leben und sich selbst wieder zu erkennen. Nur schade, daß dieses Glück auf dem Grunde einer bittern Resignation ruht. Nachdem Goethe diesen seinen erwünschten Zustand beschrieben, fährt er fort: „Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden gesät und jene himmlischen Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gefaßt werden, hat mich ganz verlassen, und ich finde mein jugendliches Glück wiederhergestellt. Wie ich mir in meinem väterlichen Hause nicht einfallen ließ, die Erscheinungen der Geister und die juristische Praxin zu verbinden, ebenso getrennt laß ich jetzt den Geheimerat und mein andres Selbst, ohne das ein Geh. R. sehr gut bestehen kann. Nur im Innersten meiner Pläne und Vorsätze und Unternehmungen bleib ich mir geheimnisvoll selbst getreu und knüpfe so wieder mein gesellschaftliches, politisches, moralisches und poetisches Leben in einen verborgenen Knoten zusammen. Sapienti sat." Daß er diese Scheidung in seiner Existenz vollzieht, ist nicht sein freier Wille, sondern ein Notbehelf, den ihm die Verhältnisse zu Weimar aufnötigen. Denn Goethe schließt: „Wenn du nicht eher wiederkommen willst, bis Harmonie im Ganzen ist, und du eine Uniform nicht für Harmonie nehmen kannst, so werd' ich dich ewig entbehren müssen." Er selbst hat gelernt, daß in irdischen Dingen Waten gilt, nicht Schwimmen. Oder vielmehr: er lernt daran und bringt diese böse Lektion nie ganz fertig. Dem alten Freund Kestner schreibt er zwar, indem er den Ton eines früheren Briefs entschuldigt, er wäre der undankbarste Mensch, wenn er nicht bekennte, daß seine Lage weit glücklicher sei, als er sie verdiente; aber er muß doch hinzufügen: „freilich

schont mich auch wieder die Hitze und Mühe des Lebens nicht, und da kanns denn wohl geschehen, daß man zu Zeiten müde und matt, auch wohl einmal mißmutig wird" (15. März 1783). In den Briefen an die Geliebte vollends entschlüpfen ihm Stoßseufzer, die ein sehr bedenkliches Licht auf seine Stimmung werfen. „Ich bin fleißig und bekümmere mich um irdische Dinge um der Irdischen willen. Mein inneres Leben ist bei dir, und mein Reich nicht von dieser Welt" (16. April 1783). „Der Hof nimmt alle Freude weg und gibt nie Freude" (am Ostermorgen 1783). „Ich bin wohl. Nur ist es ein sauer Stückchen Brot, wenn man drauf angenommen ist, die Disharmonie der Welt in Harmonie zu bringen. Das ganze Jahr sucht mich kein angenehmes Geschäft auf, und man wird von Not und Ungeschick der Menschen immer hin und her gezogen" (24. April 1783). So kommt ihm wieder und wieder der Gedanke an Entfernung: vielleicht möchte es ihm gut tun, wenigstens vorübergehend fremde Luft zu atmen und sein Verhältnis von weitem zu betrachten; aber er kann sich von Charlotten nicht getrennt denken (8. Dezember 1782; 9. September 1783). Der Mutter schreibt er freilich wenig später (8. Dezember 1783) in ganz anderem Sinne: „Ich bin nach meiner Konstitution wohl, kann meinen Sachen vorstehen, den Umgang guter Freunde genießen und behalte noch Zeit und Kräfte für ein und andre Lieblingsbeschäftigung. Ich wüßte nicht, mir einen bessern Platz zu denken und zu ersinnen, da ich einmal die Welt kenne und mir nicht verborgen ist, wie es hinter den Bergen aussieht." Nehmen wir einfach an, daß Goethe das eine- wie das andremal seiner wirklichen Stimmung Ausdruck gegeben habe, so kommen wir der Wahrheit wohl am nächsten: in einer zwiespältigen Situation ist eine einheitliche Stimmung nicht möglich. Im folgenden Jahr (1784) geht das alte Lied fort; ja Goethes Stimmung sinkt bisweilen bis auf den Gefrierpunkt. Er ist ein armer Sklave der Pflicht,

mit der ihn das Schicksal vermählt hat (3. März). Die Verhandlungen mit den Landständen, denen er im Juni zu Eisenach beiwohnen muß, bringen ihm das ganze Elend der heimischen Verhältnisse zum Bewußtsein. „Unsere Geschäfte gehen einen leidlichen Gang (meldet er der Geliebten); nur leider: aus nichts wird nichts. Ich weiß wohl, was man statt all des Rennens und Laufens und statt der Propositionen und Resolutionen tun sollte. Indessen begießt man einen Garten, da man dem Lande keinen Regen verschaffen kann. Wie eingeschränkt ist der Mensch bald an Verstand, bald an Kraft, bald an Gewalt, bald an Willen." Die Memoiren von Voltaire geben ihm Veranlassung, der vertrauten Beichtigerin seine gründliche Verstimmung gegen die große Welt zu offenbaren (5.—17. Juni 1784); und es ist interessant zu sehen, wie eine innere Genugtuung über die Bestätigung seiner Meinung und Widerwille gegen die niedrige Gesinnung des Verfassers in ihm kämpfen. „Das Büchlein ist so vornehm und mit einem so köstlichen Humor geschrieben als irgend etwas von Voltaire . . . und wenn der Welt über Könige und Fürsten die Augen aufgehen könnten und sollten, so wären diese Blätter wieder eine köstliche Sache. Allein man wird sie lesen wie eine Satire auf die Weiber, sie beiseite legen und ihnen wieder zu Füßen fallen." Dies der erste Eindruck. Dann in etwas anderem Ton: „Du wirst finden, es ist, als wenn ein Gott (etwa Momus), aber eine Kanaille von einem Gotte, über einen König und über das Hohe der Welt schriebe . . . Kein menschlicher Blutstropfen, kein Funken Mitgefühl und Honettetät. Dagegen eine Leichtigkeit, Höhe des Geistes, Sicherheit, die entzücken. Ich sage Höhe des Geistes, nicht Hoheit." Endlich wieder: „Uns andern, die zum Erbteil keine politische Macht erhalten haben, die nicht geschaffen sind, um Reichtümer zu erwerben, ist nichts willkommener, als was die Gewalt des Geistes ausbreitet und befestigt." Ein vierzehntägiger Aufenthalt in Braunschweig dient nicht

dazu, seine Stimmung gegen Hofleben und Politik zu bessern, obwohl er das Verhalten seines Herzogs rühmen kann und in dessen Oheim, dem Herzog von Braunschweig, einen Fürsten findet, den man wohl einen großen Mann nennen kann, „si l'on ose nommer grand un être si borné en tout sens.“ Das Lob, das er ihm spendet, läßt die Verachtung für die ganze Existenzsphäre am schärfsten hervortreten. „La conduite du Duc envers tout le monde, surtout envers les gens riches qu'il attire à sa cour, est incomparable. Il connaît parfaitement combien il est aisé de satisfaire la petite vanité des hommes; il sait flatter chacun à sa façon; il emploie les maris, il amuse les femmes, et les personnes les plus pétries d'amour propre lui paraissent être les plus désirables; enfin, c'est un oiseleur qui connaît ses oiseaux et qui avec peu de peine et de frais est sûr d'en prendre tous les jours.“ Goethes Meinung von den Fürsten im allgemeinen hat sich seit 1781 nicht im geringsten gebessert. Er erzählt, daß der Herzog von Braunschweig seinen Neffen zu achten scheine, und kann dabei die Bemerkung nicht unterdrücken: „vraiment, un grand Seigneur qui a la tête bien placée et qui communément voit ses semblables être plus que bêtes, doit être très surpris de trouver un parent qui a plus que le sens commun.“ Am bedenklichsten aber ist, wie wenig Goethe selbst von diesem großen Herrn, qui a la tête bien placée, erwartet, oder wie viel er ihm zutraut. Denn diese offenherzigen Äußerungen verdanken wir nur dem glücklichen Umstande, daß er seinen Brief durch Herrn von Stein befördern kann: bis dahin hat er, aus Furcht, daß man seine Briefe öffne, vermieden, darin zu viel zu sagen: „car on peut attendre tout d'un prince qui est politique comme le duc de B.“ Diese Stimmung gegen das politische Leben erhält sich auch in der Folgezeit. „Ich hab' es oft gesagt und werde es noch oft wiederholen: die causa finalis der Welt- und

Menschenhändel ist die dramatische Dichtung. Denn das Zeug ist sonst absolut zu nichts zu brauchen" (den 3. März 1785). Wenn es also je nötig war, so hat der Dichter sein Selbstgefühl gegen den Geheimderat siegreich wiederhergestellt; nur daß der Dichter leider zunächst Geheimderat ist und bleiben muß. Übrigens beruhigt sich Goethes Stimmung sichtlich, als er nach längerer Abwesenheit von Ende Oktober 1784 an wieder mehr in der Nähe der Geliebten verweilen kann. Daß er mit ihr den „heiligen" Spinoza studiert, mag auch die Absicht und den Erfolg gehabt haben, daß er seine Verhältnisse aus der größtmöglichen Ferne, sub sperie aeternitatis, betrachten und würdigen lerne. Immerhin ist ein Briefchen an Herder „geben vom Rade Ixions" (20. Februar 1785); auch um die Mitte des März ist ihm unbehaglich zu Mute. Denn er schreibt Charlotten: „Ich habe nur zwei Götter, dich und den Schlaf. Ihr heilt alles an mir, was zu heilen ist, und seid die wechselsweisen Mittel gegen die bösen Geister." Es ist also mit der Möglichkeit zu rechnen, daß er bloß nicht schriftlich zu berichten brauchte, was ihn beschwerte; vielleicht ist er aber auch des Klagens müde geworden, sogar gegen die Geliebte.

9.

Der Verdacht, daß Goethe nun auch seiner geliebten Beichtigerin nicht mehr so gewissenhaft vertraut habe, was ihm durch Kopf und Herz ging, verstärkt sich in der folgenden Zeit mehr und mehr. Immerhin könnte auch angenommen werden (da er ja dem Aufenthalt zu Karlsbad im Sommer 1785 „eine ganz andre Existenz" schuldig zu sein glaubt), daß er nun seiner Lage zu Weimar eine günstigere Seite abgewonnen habe. Was eigentlich in dem letzten Jahr vor der Abreise nach Italien in Goethe vorgegangen ist, wird kaum je mit Sicherheit auszumachen sein,

da seine Briefe aus dieser Zeit sehr dürftig sind, ein Tagebuch von ihm nicht geführt wurde und seine Abschiedsworte an Charlotte und Karl August uns mehr Fragen stellen als Antworten geben. Wir registrieren, was sich aus seinen Briefen entnehmen läßt.

Charlottens Eifersucht, die in Karlsbad rege geworden war, scheint sich bald wieder gelegt zu haben, wenn nicht aus der Geflissentlichkeit von Goethes Liebesversicherungen zu schließen ist, daß er bei ihr keinen starken Glauben an seine Treue voraussetzt. Sodann gibt ihre längere Abwesenheit in Kochberg Goethe die Veranlassung zu schmerzlichen Klagen über seine Vereinsamung. Aber durch die Beteuerungen seiner Sehnsucht scheint nun die Furcht hindurch, er könnte lernen, die Geliebte zu entbehren; und vielleicht läßt er sich solche Andeutungen auch absichtlich entschlüpfen, um sie zu warnen. So gesteht er, daß er unter mancherlei Zerstreuung zu Weimar weniger fühle, wie Charlotte ihm fehle; oder bittet er sie, ja bald zurückzukehren, da sich sein Gemüt nach und nach ans Alleinsein gewöhne. Bald nach der Freude des Wiedersehens muß er ihr dann freilich auch gestehen, daß er mit schwerem Herzen von ihr gegangen sei. Doch scheint es sich nur um äußere Schwierigkeiten gehandelt zu haben, die nun ihren Verkehr hemmten. Auf Neujahr 1786 bittet er die Geliebte: „Bleibe mir, wenn auch jetzt getrennter als sonst, das mir oft fast zu schwer wird." Daraus ist wohl auch zu erklären, daß Goethe versichert, sein Herz sei Charlotten zärtlich ergeben, was auch sein Auge für einen Blick haben möge; daß er sie bittet, sich's nicht irren zu lassen, wenn ihm's manchmal fatal werde. Sonst stoßen wir, so lange die Liebenden in Weimar nebeneinander leben können, auf keine Beschwerden, so daß ihr Verhältnis als ein glückliches anzunehmen wäre — wenn sich's Goethe nicht bloß versagte, seinem Herzen durch Klagen Luft zu machen. Denn im Juni 1786 stoßen wir ganz unvermutet auf die befremdliche Bemerkung: „Ich

korrigiere am Werther und finde immer, daß der Verfasser übel getan hat, sich nicht nach geendigter Schrift zu erschießen."

Die Klagen über die unangenehmen Verhältnisse zu Weimar verstummen fast völlig, obgleich eine neue, sparsamere Hofordnung eine Unzufriedenheit erregte, die auch Goethe berechtigt fand. Doch läßt er sich gelegentlich den Ausruf entschlüpfen: „Ich mag dem Hofe gern alles zu Gefallen tun, nur nicht bei Hofe." Das Verhältnis zu dem Herzog ist, wenn nicht herzlich, doch durchaus freundlich. Die Last der Geschäfte scheint sich erleichtert zu haben. „Übrigens bin ich fleißig (schreibt er den 30. Dezember 1785 summarisch an Knebel); meine Geschäfte gehen ihren Gang; sie bilden mich, indem ich sie bilde." In Ilmenau findet er im November 1785 nichts, als was ihm Freude machen konnte. „Wenn ich noch eine Zeit lang daure und aushalte, dann kanns wieder eine Weile von selbst gehen," meint er gegen Charlotte. Freilich fügt er hinzu: „Ach, meine Liebe; wie viel wäre zu tun, und wie wenig tun wir." Seine wissenschaftlichen Interessen verfolgt Goethe mit gewohntem, ja erhöhtem Eifer. Das Pflanzenreich rast in seinem Gemüt; er beginnt sogar die Algebra zu studieren, gibt sie aber bald wieder auf, da er sie zu seinem Wesen nicht brauchen kann. Auch in seine Schriftstellerei kommt ein frischer Zug; nur sind die Arbeiten, die ihn am lebhaftesten beschäftigen, nicht eben vom ersten Rang. Er beginnt ein neues Singspiel, „die ungleichen Hausgenossen", und verhandelt ebenso eifrig wie geschäftsmäßig mit dem Komponisten Kayser über die Komposition seiner Singspiele und die Technik des musikalischen Dramas. Im Januar 1786 fragt er Frau von Stein nach den Handschriften seiner ungedruckten Dichtungen: sie sollen nun für den Druck bearbeitet werden. Auch die gedruckten älteren Dichtungen werden für eine neue Ausgabe durchgesehen und berichtigt. Anfang Juli wird mit Göschen der Vertrag über eine erste rechtmäßige Gesamtausgabe von Goethes Schriften festgestellt.

Das alles wird mit größtem Eifer besorgt unter Beihilfe Herders, Wielands, auch Charlottens, die ihm Gedichte abschreibt.

So geht das Frühjahr 1786 und der Anfang des Sommers dahin. Ende Juli folgt Goethe Charlotten nach Karlsbad, nachdem er in Weimar erst die Niederkunft der Herzogin abgewartet. Mitte August reist Charlotte von dort ab, von Goethe bis Schneeberg begleitet. Unterwegs muß er ihr eine Mitteilung gemacht haben, von der sich in den erhaltenen Briefen zuvor keine Andeutung findet: daß er von Karlsbad aus nicht sofort nach Weimar zurückkehren werde. Denn er schrieb Knebel in einem Brief, den er ihr mitgab, daß er nach dem Bade noch eine Zeitlang der freien Luft und Welt genießen werde, sich geistig und leiblich zu stärken, und er schloß diese Mitteilung sogar mit der geheimnisvoll ernsthaften Wendung: „Lebe dein Leben wohl; will's Gott, komme ich nicht zurück als mit gutem Gewinnst." Einen Nachklang seiner letzten Unterredungen mit Frau von Stein haben wir in Briefen, die er ihr noch von Schneeberg und dann von Karlsbad aus sandte, als sich seine Abreise durch die Arbeit an „Werther" und „Iphigenie" über den vorgesetzten Tag hinaus verzögerte: „Du solltest immer mit mir sein; wir wollten gut leben! — Die Freude die ich hatte, mit Dir zu sein und Deine Liebe zu fühlen, drücke ich nicht aus." . . . „Und dann werde ich in der freien Welt mit Dir leben und in glücklicher Einsamkeit, ohne Namen und Stand, der Erde näher kommen, aus der wir genommen sind." Auch als Karl August am 27. abreiste, machte ihm Goethe nur unbestimmte Andeutungen über sein weiteres Ausbleiben. Sogar im letzten schriftlichen Abschied an die Freunde konnte er sich nicht entschließen, den Schleier des Geheimnisses zu lüften. Herder bittet er, den Überbleibenden viel Schönes und womöglich etwas Vernünftiges zu sagen, damit sie ihm seinen heimlichen Abschied verzeihen. Gegen Karl August entschuldigt er sich damit, daß er selbst jetzt noch nicht wisse, was aus ihm werden solle. Dann

fährt er fort: „Sie sind glücklich . . ., Ihre Angelegenheiten sind in bester Ordnung, auf gutem Wege; und ich weiß, Sie erlauben mir auch, daß ich nun an mich denke; ja, Sie haben mich selbst oft dazu aufgefordert. Im allgemeinen bin ich in diesem Augenblick gewiß entbehrlich; und was die besondern Geschäfte betrifft, die mir aufgetragen sind, diese habe ich so gestellt, daß sie eine Zeitlang bequem ohne mich fortgehen können; ja, ich dürfte sterben, und es würde keinen Ruck tun. Noch viele Zusammenstimmungen dieser Konstellation übergehe ich und bitte Sie nur um einen unbestimmten Urlaub. Durch den zweijährigen Gebrauch des Bades hat meine Gesundheit viel gewonnen; und ich hoffe auch für die Elastizität meines Geistes das Beste, wenn er eine Zeitlang, sich selbst gelassen, der freien Welt genießen kann . . . Leben Sie wohl, das wünsch' ich herzlich; behalten Sie mich lieb und glauben Sie: daß, wenn ich wünsche, meine Existenz ganzer zu machen, ich dabei nur hoffe, sie mit Ihnen und in dem Ihrigen besser als bisher zu genießen." Der Geliebten aber hinterläßt er die schwerwiegenden Worte, die gewiß über alles hinausgingen, was er ihr zuvor gesagt: „Das wiederhol' ich Dir, daß ich Dich herzlich liebe, daß unsre letzte Fahrt nach Schneeberg mich recht glücklich gemacht hat, und daß Deine Versicherung, daß Dir wieder Freude zu meiner Liebe aufgeht, mir ganz allein Freude ins Leben bringen kann. Ich habe bisher im stillen gar mancherlei getragen und nichts so sehnlich gewünscht, als daß unser Verhältnis sich so herstellen möge, daß keine Gewalt ihm was anhaben könne. Sonst mag ich nicht in Deiner Nähe wohnen; und ich will lieber in der Einsamkeit der Welt bleiben, in die ich jetzt hinausgehe. Wenn meine Rechnung nicht trügt, kannst Du Ende September ein Röllchen Zeichnung von mir haben . . . Du sollst alsdann erfahren, wohin du mir schreiben kannst . . . Liebe mich und sage mir's, damit ich mich des Lebens freuen kann." Zugleich bittet er sie, niemand merken zu lassen,

daß er länger ausbleiben werde. Tags darauf richtet er an sie noch einen Gruß, wohl die letzten Worte, die er vor seiner Abreise schrieb: „Lebe wohl, du süßes Herz! Ich bin dein."

Das klingt alles so aufrichtig und ist alles so unbestimmt, daß uns Goethes Lage, Gemütszustand und Absichten immer rätselhafter werden, je ernsthafter wir in den Sinn seiner Worte eindringen wollen. Welches sind die „Zusammenstimmungen dieser Konstellation", die Goethe in dem Abschiedswort an Karl August übergeht? Warum mußte Charlotten erst wieder Freude zu Goethes Liebe aufgehen? Was ist das „mancherlei", das Goethe bisher im stillen getragen hat, wodurch sein Verhältnis zu Charlotte so ganz unleidlich geworden war? Wie soll sich dieses Verhältnis so herstellen, daß keine Gewalt ihm was anhaben kann? Was bedeutet es, daß Goethes Existenz „ganzer" werden müsse? Wie vereinigt es sich, daß Goethe bei dem Wunsch, seine Existenz ganzer zu machen, „nur" hofft, sie mit Karl August und in dessen Sphäre besser als bisher zu genießen, — und doch lieber in der Einsamkeit der Welt bleiben will, in die er jetzt hinausgeht, wenn sich das Verhältnis zu Frau von Stein nicht richtig herstellen läßt? Und was war denn der eigentliche, nötigende Grund dafür, daß Goethe die beabsichtigte Dauer und das Ziel seiner Reise gegen jedermann, außer vielleicht seinen Diener Philipp Seidel, als Geheimnis behandelte?

Daß Goethe nach der Arbeit und Sorge der letzten Jahre den Wunsch, das Bedürfnis hatte, sich einmal gründlich auszuruhen, das ist leicht zu begreifen. Auch darin ist nichts Überraschendes, daß er gerade nach Italien gehen wollte. Dieser Wunsch war ihm schon von dem Vater in die Seele gepflanzt worden, und er mochte in ihm über dem Verkehr mit befreundeten Künstlern, die in Italien lebten, in den letzten Jahren öfters erwacht sein. Befremdlich wird sein Entschluß erst dadurch, daß er glaubt, ihn sorgfältig verbergen zu müssen, und durch die Begründung,

die er ihm dann gibt, natürlich weil er sie für notwendig oder nützlich hält. Und dadurch wird er zu einem Rätsel, an dessen sicherer Lösung ich verzweifle.

Vielleicht kommen wir der Wahrheit am nächsten, wenn wir von dem Auffälligsten, ja Anstößigsten ausgehen: daß er Charlotten ein Geheimnis aus der Sache macht, ihr, der er doch in den letzten Tagen mit gesteigertem Nachdruck schreiben mag: „mein ganz Gemüt ist dein." Dieser schneidende Widerspruch zwischen Wort und Tat kann Goethe so wenig entgangen sein, daß wir ihn entweder für aufgenötigt oder für beabsichtigt halten müssen. Entweder mußte er also Charlotten seine Absicht verhehlen, weil er fürchtete, sie sonst nicht durchsetzen zu können; oder wollte er ihr zeigen, daß er, unbeschadet der aufrichtigsten Hingebung, vor ihr ein Geheimnis haben könne. In der Sache macht das keinen wirklichen Unterschied: im einen wie im andern Fall hielt er für notwendig, gegen sie seine Selbständigkeit geltend zu machen. Was das für Charlotte und für ihn zu bedeuten hatte, lehrt uns ein Blick in die Vergangenheit. Den 24. Juni 1784 hatte er ihr geschrieben: „Ich lebe nur in dir und bin glücklich, daß ich dir alles mitteilen kann;" und vier Tage später: „Ja, liebe Lotte, jetzt wird mir es erst deutlich, wie du meine eigene Hälfte bist und bleibst: ich bin kein einzelnes, kein selbständiges Wesen." In guten Stunden war ihm das nur ein Beweis für die Tiefe, Macht, Unendlichkeit seiner Liebe gewesen; in bösen hatte er darin schon eine Krankheit erkannt, die ihm damals doch noch lieber war als die vollkommenste Gesundheit. Das hat sich jetzt geändert: nun will er genesen, will wieder ein selbständiges Wesen werden. Und er will nun wieder sein ganzes Dasein für sich haben. Noch am 11. September 1785 hatte er Charlotten geschrieben: „Deine Entfernung ist mir ein rechter Probstein meiner selbst; ich sehe, wie wenig ich für mich bestehe und wie notwendig mir dein Dasein bleibt, daß aus dem meinigen ein Ganzes werde."

Man kann in dieser Zeit schon zweifeln, ob das in seinem Munde ein Lob oder eine Klage ist; ein Jahr später ist er dessen gewiß geworden, daß sein Dasein g a n z e r werden müsse. Die Liebe also, die ihn früher gehalten hatte, wenn er an Flucht dachte, treibt ihn jetzt fort: wie er einst versuchte, ob er ohne Lili sein könne, mußte er jetzt versuchen, ohne Charlotte zu leben — oder vielmehr: er mußte sich selbst dazu nötigen. Doch soll es keine Trennung sein, nur eine Entfernung: er will fern von ihr m i t i h r die Welt durchschweifen. — Welche besonderen Vorkommnisse diesen Entschluß veranlaßt, was Goethe insbesondere zu dieser harten Art der Durchsetzung bestimmt hat, die durch die begleitenden Liebesversicherungen eher verschärft als gemildert wird: das werden wir wohl nie erfahren. Dunkel wird auch das bleiben, wie er sich bei seiner Abreise die befriedigende Herstellung des Verhältnisses zu Charlotten gedacht hat. Nur das dürfte Goethe unumstößlich festgestanden sein, daß sie ihm seine selbständige, ganze Existenz, seine Freiheit in und trotz der Liebe zu Charlotten gewähren müsse. — Daß Goethe „in glücklicher Einsamkeit, ohne Namen und Stand, der Erde näher kommen" will, bezieht sich wohl nicht auf seine Liebe (die freilich auch mit sich brachte, daß seine Existenz zwischen Himmel und Erde aufgehangen war), sondern auf das Leben am Hofe. So war es ihm auch schon auf der Harzreise 1777, als wenn er, unbekannt in der Welt herumziehend, sein Verhältnis zu den Menschen und Sachen weit wahrer fühle. Daß er damals mit lauter Menschen umging, die ein bestimmtes, einfaches, dauerndes, wichtiges Geschäft haben, war ihm „wie ein kaltes Bad, das einen aus einer körperlich wollüstigen Abspannung wieder zu einem neuen kräftigen Leben zusammenzieht". Eine ähnliche Erquickung hoffte und wünschte er sich wohl jetzt wieder, und bei stärkerem Bedürfnis in erhöhtem Grade.

Warum aber hat er auch Karl August aus seinen

Reiseplänen ein Geheimnis gemacht? Warum Herder und Knebel? Ein Widerstand war von den Freunden in keiner Weise zu fürchten. Mit Herder hatte er zuletzt in Karlsbad so vertraut gearbeitet, mit dem Herzog so vergnügt verkehrt, daß offenherzige Mitteilung seiner Absichten nur natürlich gewesen wäre, sein Schweigen also auf einen bestimmten Entschluß zurückzuführen ist. Und da er doch vom Herzog Urlaub zu erbitten hatte, so schien es, wenn nicht durch die Pflicht, so doch durch die Höflichkeit geboten, daß er auch sagte, wie er seinen Urlaub zu verwenden gedenke. Was war der Grund seines mindestens auffälligen Verhaltens? Wir werden kaum fehl gehen, wenn wir ihn in dem zuvor gefaßten, feststehenden Entschluß suchen, gegen Charlotte diesmal das Geheimnis zu wahren. Mußte er ihr wehe tun, so wollte er sie doch nicht kränken; das hätte sie aber, nach allem, was er ihr bis in die letzte Zeit Liebes und Schönes gesagt, beleidigen müssen, daß er nun den Freunden mehr Vertrauen schenke als ihr. Mit dem Herzog allerdings stand die Sache etwas anders, da er zugleich Freund und Herr war. Die Zurückhaltung gegen ihn dürfte also noch ihren besonderen Grund haben; und ein solcher ist in der Tat nicht schwer zu erraten. Goethe konnte es wohl für angezeigt halten, daß er in seinem Verhältnis zu Weimar von der Selbständigkeit, die er sich vorbehalten, einmal unmißverständlichen Gebrauch mache. „Freiheit und Gnüge" sollten bei seinem Eintritt in Weimarische Dienste die Hauptkonditionen sein; mit der Zeit war er trotzdem ein armer geplagter Sklave der Pflicht geworden. Er hatte sich das in dem Gedanken gefallen lassen, daß er, wenn er wolle, nur dürfte Postpferde anspannen lassen, um die Freiheit zu gewinnen. Sollte dieser Trost nicht auf eine Selbsttäuschung hinauslaufen, so mußte er es einmal darauf ankommen lassen, ob er sich wirklich etwas mehr erlauben dürfe, als sonst ein Beamter oder auch Minister. Darum also der Urlaub auf unbestimmte Zeit und mit ungenanntem

Ziel der Reise. Ob Goethe damit nicht zugleich eine radikale Veränderung seiner Stellung in Weimarischen Diensten einzuleiten wünschte und hoffte, ist wiederum schwer zu sagen. Daß er sich beim Abschied nichts merken läßt, ist kein entscheidender Grund dagegen; er beweist ja eben durch die Tat, daß er schweigen gelernt hat auch gegen die, die ihm am nächsten sind. Wenn sich erst seine vorübergehende Entbehrlichkeit erwiesen hatte, konnte er um so leichter um dauernde Entlastung nachsuchen. Nachdem er aber genugsam erprobt hatte, daß er sich mit dem Herzog über die Grundsätze der Regierung nicht verständigen könne; nachdem er auch erkannt hatte, daß es ein aussichtsloser Kampf wäre, seine Ideen über Volkswirtschaft gegen den Herzog durchzusetzen: mochte sich ihm der Gedanke nahelegen, ein günstigeres Verhältnis zu dem alten Freunde dadurch zu ermöglichen, daß er von den Geschäften zurücktrete, die immer wieder Gelegenheit zu ebenso peinlicher wie unfruchtbarer Reibung gaben; also von der Verwaltung der Finanzen. Doch wenn ihm das auch schon im Sinne lag, wollte er wohl seine Stellung erst noch aus größerer Entfernung betrachten, ehe er etwas Entscheidendes tue; und in der Tat machte sich die Sache während seiner Abwesenheit fast von selbst, da dem Herzog im Mai 1787 ähnliche Gedanken gekommen waren.

Solches und noch mehr läßt sich vermuten; und trotzdem bleibt es, wesentlich betrachtet, ein ungelöstes Rätsel, was Goethe durch Kopf und Herz ging, als er in dieser Weise seine Reise nach Italien bewerkstelligte. Es war wohl wieder das „Dämonische" im Spiel, so daß Goethe mehr aus einem instinktiven Gefühl der Notwendigkeit dieses Schrittes handelte, als aus einer deutlichen Einsicht in dessen Zweckmäßigkeit. Ob aber mit mehr oder weniger Bewußtsein, so hat er damit den Übergang zu einer neuen Phase seiner Entwicklung vollzogen; und deshalb brechen wir die Erzählung seines Lebens an dieser Stelle ab.

Zweites Kapitel.

Die Dichtungen.

1.

Es ist nicht leicht, von dem Leben Goethes zu Weimar eine deutliche Anschauung zu gewinnen; und es ist nicht leichter, den Ertrag dieses reichen Lebens festzustellen, den Goethe in seinen Dichtungen niedergelegt hat. Ich will die Schwierigkeiten dieses Unternehmens mit ein paar Worten darlegen, da ich dabei auf einiges hinweisen kann, was für das Verständnis Goethes überhaupt von Wert ist.

Schon die Abgrenzung des Stoffs ist nicht sicher zu vollziehen. Daß Goethes Abreise nach Italien einen tiefen Einschnitt in seinem Leben macht, ist unverkennbar. Nicht ebenso verhält es sich mit seinem dichterischen Schaffen. Von den acht Bänden der „gesammelten Schriften", in denen Goethe 1786 sein bisheriges Lebenswerk dem Publikum darzubieten sich entschloß, konnte er vor der Abreise nur vier fertigstellen. „Iphigenie" hat in Italien die endgültige Form erhalten; „Egmont" ist dort vollendet worden; der größere Teil des „Tasso" ist erst nach der Rückkehr in die Heimat entstanden. „Wilhelm Meisters Lehrjahre" aber konnten in die Sammlung seiner Schriften gar nicht mehr aufgenommen werden; dieser Roman, dessen Anfänge bis ins Jahr 1777 zurückreichen, wurde erst 1796 unter Schillers Beihilfe vollendet. Nun handelte es sich bei „Iphigenie"

bloß noch darum, an die Verse die letzte Feile anzulegen. Dagegen hat Goethe selbst gestanden, daß er ohne die ungemesse Freiheit des Lebens und des Gemüts, die er zu Rom fand, „Egmont“ gar nicht hätte zustande bringen können; es sollte also doch auch etwas von dem Geist Italiens in das Stück eingedrungen sein. „Tasso“ und „Wilhelm Meister“ könnten sogar von den unerquicklichen Verhältnissen, in die Goethe nach seiner Rückkehr kam, beeinflußt sein. Trotzdem glauben wir „Egmont“ und „Tasso“ noch wesentlich als Erzeugnisse der abgelaufenen Epoche von Goethes Leben verwerten zu können. Ihr geistiger Gehalt läßt sich aus dem Sinne Goethes, den die unmittelbarsten Zeugnisse seines Innenlebens vor der Abreise nach Italien atmen, fast ohne Rest erklären. „Wilhelm Meister“ freilich gehört als Ganzes der folgenden Periode an; doch dürfen wir die ersten Bücher (im Januar 1786 studierte Goethe für ihn den Hamlet, arbeitete also am jetzigen fünften Buch) mit Vorsicht auch für die Darstellung von Goethes Entwicklung bis zur italienischen Reise benützen.

Da ferner Goethes Fühlen und Denken im Verlauf dieser ersten 12 Jahre zu Weimar eine starke Veränderung durchlaufen hat, so wünschten wir den Fortschritt derselben an der Hand der Schriften festzustellen. Von besonderer Wichtigkeit wäre hiefür die Umarbeitung älterer Dichtungen und Entwürfe für die beschlossene Gesamtausgabe. Nun sind ja die Veränderungen an den früher gedruckten Werken (wozu wir nach der Auffindung des Urfausts auch „Faust“ rechnen dürfen) leicht und sicher festzustellen. Weniger günstig aber liegt die Sache mit den Dichtungen, die erst in Weimar entstanden sind, mit denen der Dichter also noch freier umgehen konnte als mit den früher veröffentlichten. Einige lyrische Gedichte sind uns allerdings auch in der ursprünglichen, stark abweichenden Gestalt erhalten; ebenso „die Vögel“, „Jeri und Bätely“; von „Iphigenie“ haben wir sogar eine mehrfache Redaktion. Sonst aber sind wir auf

unsichere und unbestimmte Vermutungen angewiesen; und das gerade bei den Werken, deren Wandelungen am lehrreichsten wären: bei „Egmont“, „Tasso“ und „Meister“. So scheint Klärchen in Italien in einer Weise retouchiert worden zu sein, die das Mißfallen der Weimarer Freunde erregte; aber es ist nicht festzustellen, wie. Auch „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ fand Herder, als er sie endlich gedruckt zu lesen bekam, verschlechtert: die Wirtschaft der Mariannen und Philinen, womit der Roman jetzt beginnt, wollte ihm gar nicht zusagen. Welche Rolle aber Marianne und Philine in der früheren Bearbeitung gespielt hatten, oder ob Herder die Partien, da sie auftreten, noch gar nicht hatte lesen dürfen: das wissen wir nicht.

Endlich erschwert es uns Goethe nun ganz erheblich, seine Dichtungen als Spiegel seines Innenlebens zu benützen. Daß sie nie die bloße Wiedergabe des Erlebnisses waren, haben wir früher bemerkt (1. Teil, S. 109). So lange aber für Goethe das sicherste Kennzeichen der Genialität der unmittelbare, unwiderstehliche Drang zu dichten war, so lange mußte er auch die möglichst unmittelbare Wiedergabe der inneren Bewegung für Recht und Pflicht des Dichters halten, mußte er in der Furcht, sich und andere gar zu deutlich zu zeichnen, eine Versuchung sehen, der er zu widerstehen habe. Dagegen ist im Jahre 1786 Goethe bei der Redaktion seiner Werke sichtlich von dem Bestreben bestimmt, alles zu tilgen, was als direkte persönliche Anspielung gedeutet werden konnte. So ist „Werther“ auch mit Rücksicht auf die Beschwerden des Kestnerschen Ehepaars korrigiert worden; Gedichte auf Karl August und Charlotte wurden entweder des persönlichen Kolorits beraubt oder überhaupt nicht aufgenommen; und wenn Goethe in „Egmont“ „das allzu Aufgeknöpfte, Studentenhafte der Manier“ zu tilgen suchte, so mag auch manches gar zu sichtlich Goethesche gestrichen worden sein. Hatte er Egmont seine „Eigenheiten und Albernheiten aufgeflickt“, so wollte er doch den An-

schein vermeiden, vor dem Publikum eine persönliche Beichte abzulegen; ähnliche Rücksichten mögen ihn auch bei der Umarbeitung der Lehrjahre des Wilhelm Meister bestimmt haben, in dem er ursprünglich „sein dramatisches Ebenbild" zeichnen wollte; und von „Tasso" ist dasselbe anzunehmen. Das Motiv entnimmt er also nach wie vor der Wirklichkeit, und er macht natürlich daraus, was er eben kann und muß; aber durch schlimme Erfahrung (namentlich mit „Werther") belehrt, ist er nun beflissen, die Spur seiner dichterischen Beutezüge zu verwischen. Dieses Streben nach „Objektivität" wird gefördert durch eine fortschreitend höhere Wertung der Form, der Technik; und endlich gar auch durch die Rücksicht auf den Effekt beim Publikum. Stärker als es uns wünschenswert erscheinen möchte, hat es auf Goethe zurückgewirkt, daß er einige Jahre hindurch sein Talent in den Dienst des Hofes stellen mußte: was er da zur Unterhaltung dichtete, hatte seinen Zweck verfehlt, wenn es nicht unmittelbar gefiel. Dabei hatte er freilich auch zu erfahren bekommen, wie es mit dem „Effekt" geht: nämlich „wie wenn einer nach einem Rehe schösse, es fehlte und durch ein Ohngefähr einen Hasen träfe". Aber seine poetische Unschuld ist dadurch doch geschädigt worden. Wenigstens bei den Singspielen hat er den lebhaften Wunsch, daß sie „wirken" (allerdings auch aus freundlicher Fürsorge für seinen Jugendfreund, den Komponisten Kayser: damit er durch sie seinen Weg finde); und so wollte er durch Knebel und Kayser den Geschmack des Publikums in München und Wien studieren lassen, damit er bei der Arbeit berücksichtigen könne, was dort von Ernst und Scherz am meisten Effekt mache. Wenn Goethe trotzdem eben mit diesen Singspielen beim größeren Publikum kein Glück gehabt hat, so ist das auch darauf zurückzuführen, daß er beim besten Willen nicht auf den bloßen Effekt hin arbeiten *konnte*. Immerhin haben wir zu beachten, daß nun zwischen den Dichter und sein Werk Reflexionen treten, die ihm früher sehr ferne lagen, ja ver-

werflich erschienen; so daß wir jetzt unterscheiden müssen zwischen dem, was er sagen wollte, und dem, was er sagen mußte. Ähnlich verhält es sich ja auch mit seinen Briefen; und sein äußerliches Symbol hat dies darin, daß Goethe nun nicht mehr schreibt, sondern diktiert.

Doch brauchen wir uns durch diese Schwierigkeiten nicht entmutigen zu lassen. Der Schaden ist für die bloße Neugier größer als für den, der sich mit Goethe beschäftigt, um von ihm zu lernen. Was wir sicher wissen, ermöglicht uns bereits, die wichtigsten Richtlinien für die Entwicklung von Goethes Lebensanschauung zu ziehen. Ob wir das Zweifelhafte immer am richtigen Orte einfügen, kommt für unsere Zwecke kaum in Betracht. Deshalb kann ich auch, wie bisher, Vermutungen, die mir selbst nur mehr oder weniger wahrscheinlich sind, einflechten, ohne das Für und Wider im einzelnen zu nennen und abzuwägen.

Damit die fortschreitende Bewegung in Goethes Dichten anschaulich hervortrete, skizziere ich zuerst die Geschichte der Motive, die er sozusagen durchkomponiert. Sodann will ich an den größeren Dichtungen nachweisen, wie sich ihm das Bild des Lebens als eines Ganzen entwickelt. Dabei werden einzelne Dichtungen in verschiedenem Zusammenhang unter verschiedenen Gesichtspunkten öfter zu besprechen sein. Ich glaubte im Interesse der Sache auch Wiederholungen nicht zu ängstlich vermeiden zu sollen.

2.

Der „junge Goethe“ ist wesentlich Erotiker. Die Liebe begeistert ihn zum Dichten und ihr Schicksal ist ihm bei weitem der interessanteste Vorwurf für seinen Gestaltungstrieb; auch seine Auffassung der Poesie und der Religion ist erotisch durchsäuert; was nicht mit der Liebe in Zusammenhang steht, tritt nur als Nebensache auf. Dies hat sich in Weimar geändert. Das poetische Erlebnis, das religiöse Empfinden, das Verhältnis zur Natur befreit sich

von der Herrschaft des Erotischen; die sozialen Verhältnisse gewinnen für den Dichter ein selbständiges Interesse; das Schicksal der Liebe wird eingegliedert in das allgemeine Schicksal des Menschen. Die Ursache aber ist, daß sich Goethes bisherige Auffassung und Wertung des Liebeslebens unter der fortschreitenden Erfahrung nicht behaupten kann. Wir versuchen also zuerst die Wandlungen anzuführen, die Goethe als Dichter der Liebe durchlaufen hat.

Da Goethes Herz in diesen zwölf Jahren von den Leiden und Freuden der Liebe in beständiger Unruhe gehalten wurde, möchte man auch eine reiche Ausbeute von Liebesgedichten erwarten. Aber der unmittelbaren Expektorationen des Liebesgefühls sind es (wenn wir von den bloßen Gelegenheitsgedichten, d. h. von den Versen auf bestimmte Gelegenheiten absehen) nicht eben viele. Einige schöne Lieder entspringen im ersten Halbjahr zu Weimar der verglimmenden Leidenschaft für Lili und der auflodernden Liebe zu Frau von Stein (Jägers Abendlied, Wonne der Wehmut, rastlose Liebe); einige fallen in das Jahr 1780/81, also in die Monate vor und nach der entscheidenden Verständigung mit Charlotte („Sag' ich's euch, geliebte Bäume"; Nachtgedanken; der Becher; an Lida); endlich freute sich Goethe in den einleitenden Strophen zu den „Geheimnissen" (später als „Zueignung" den Gedichten vorangestellt) von seiner Liebe reden zu können, ohne daß irgend jemand es verstehen könne als die Geliebte allein. Warum die Liebe zu Frau von Stein sich so wenig fruchtbar erwies, hat uns Goethe selbst erklärt: das Schicksal vergönnte den Liebenden nicht, „immer frisch auf Traumglück auszugehen"; es nötigte sie, sich und ihr Verhältnis zueinander zu verstehen, vor sich selbst zu rechtfertigen, also darüber nachzudenken. Die Reflexion aber schwächt die Unmittelbarkeit des Empfindens, welche die echte poetische Expektoration hervortreibt. Wenn jedoch die Leidenschaft den Damm, den die Reflexion ihr entgegensetzt, durchbricht, so offenbart sie

auch eine Tiefe, Macht und Fülle, die dem bloß naiven Liebesgefühl versagt ist.

So gibt sich im Anfang seiner Leidenschaft für Frau von Stein das Bewußtsein ihrer Unendlichkeit den kühnen, charakteristischen Ausdruck, daß er seine Liebe in eine Präexistenz zurückschaut:

> Ach, du warst in abgelebten Zeiten
> Meine Schwester oder meine Frau ...*).

Die Sehnsucht der Liebe entspringt der Erinnerung an das einst genossene Glück: wenn das Herz die alte Wahrheit im Innern fühlt, wird ihm der neue Zustand Schmerz. Der Gehalt dieses Glücks hat sich dem Dichter schon vertieft: die Geliebte, die den Liebenden ganz versteht, tropft ihm auch Mäßigung ins heiße Blut. Doch ist die Liebe noch nicht als wirkliche Wechselwirkung empfunden und gedacht. Nachdem aber Goethe Charlottens Gegenliebe gewiß geworden, findet er den herrlichsten Ausdruck für die volle, beseligende und verpflichtende Gegenseitigkeit der Liebe (9. Oktober 1781):

---

*) Diesen Gedanken hat Goethe auch in Prosa ausgesprochen in dem Fragment eines Briefs an Wieland: „Ich kann mir die Bedeutsamkeit, die Macht, die diese Frau über mich hat, nicht anders erklären, als durch die Seelenwanderung. Ja, wir waren einst Mann und Frau. Nun wissen wir von uns, verhüllt in Geisterduft. Ich habe keine Namen für uns — die Vergangenheit — die Zukunft — das All." — Und später schreibt er (2. März 1779) an Charlotte: „Es ist mir fast unangenehm, daß eine Zeit war, wo Sie mich nicht kannten, und nicht liebten. Wenn ich wieder auf die Erde komme, will ich die Götter bitten, daß ich nur einmal liebe; und wenn Sie nicht so Feind dieser Welt wären, wollt ich nur Sie bitten zu dieser lieben Gefährtin." Doch war Goethe nüchtern genug, diese im Augenblick wahren Reflexe seiner Leidenschaft nicht zu einem Dogma von dem geheimnisvollen Ursprung und Wesen der Liebe zu verfestigen. In „Egmont" hat er sich von solchen Gedanken, die über die gegebene Wirklichkeit hinausschwärmen, entschieden abgewendet.

Den einzigen, Lotte, welchen du lieben kannst,
Forderst du ganz für dich, und mit Recht.
Auch ist er einzig dein. Denn seit ich von dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Gestalt
Immerfort wie in Wolken erblicke.
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne schimmern.

Wird ihm so die Wirklichkeit des Lebens durch die ganz ihn beherrschende Realität der Liebe fast zum wesenlosen Scheine herabgesetzt, so gibt die Liebe andrerseits dem, was ihn sonst beglückt, erst die rechte Weihe und den sättigenden Gehalt. So ruft er seinen geliebten Bäumen zu:

Wachset wie aus meinem Herzen,
Treibet in die Luft hinein!
Denn ich grub viel Freud und Schmerzen
Unter eure Wurzeln ein.
Bringet Schatten, traget Früchte,
Neue Freuden jeden Tag.
Nur daß ich sie dichte, dichte,
Dicht bei ihr genießen mag.

Nachdem er sich endlich in eine so innige Verbindung mit der Geliebten eingelebt, daß er sich für sich allein gar nicht mehr als selbständiges Wesen erkennt, vermag er es, die echte Geistesehe in der tiefsten, zartesten, ergreifendsten Weise zu beschreiben:

Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geschick an deines angehangen,
Daß ich in dir nun erst mich kennen lerne.
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach dir und deinem Wesen drängt,
Mein Leben nur an deinem Leben hängt.

In der „Zueignung“ (zu der diese Stanze ursprünglich gehörte) hat er auch die bedeutsamsten Wirkungen seiner „Ehe“ gefeiert: ihre besänftigende Kraft, und daß sie ihn zugleich von den Menschen trennt und mit ihnen verbindet. Denn es ist die verklärte Geliebte, der er dankt:

> Du gabst mir Ruh, wenn durch die jungen Glieder
> Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;

ihr klagt er:

> Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
> Da ich dich kenne, bin ich fast allein;

sie ist es auch, die ihn mahnt:

> Erkenne dich, leb mit der Welt in Frieden.

Die schmerzliche Kehrseite aber der bloßen Geistesehe hat uns Goethe in Mignons Lied geoffenbart, das er sich, indem er es Frau von Stein überschickt, ausdrücklich zueignet:

> Nur wer die Sehnsucht kennt,
> Weiß, was ich leide!
> Allein und abgetrennt
> Von aller Freude
> Seh ich ans Firmament
> Nach jener Seite.
> Ach, der mich liebt und kennt,
> Ist in der Weite.
> Es schwindelt mir, es brennt
> Mein Eingeweide.
> Nur wer die Sehnsucht kennt,
> Weiß, was ich leide!

Während jedoch Goethe in seinem persönlichen Erleben die höchste Höhe und tiefste Tiefe der Liebe erreichte, hatte er zugleich genügende und zumeist sehr unangenehme Veranlassung, sich recht nüchterne, objektive Gedanken über die Liebe zu machen. Selbst das Verhältnis zu Frau von Stein hatte ja seine prosaische Seite: daß Charlotte den Klatsch fürchtete, und daß sie zur Eifersucht neigte, während

Goethe doch immer jedem schönen Gesicht gerne auch etwas Schönes sagte. Sodann hat er bald dem Liebesspiel, das in Weimar beliebt war, den versteckten Ernst, also die versteckte Komik abgemerkt. So schreibt er den 15. September 1777 an Frau von Stein über die Misels: „Sie versichern mir alle, daß sie mich lieb haben, und ich versichere sie, sie seien charmant. Eigentlich aber möchte jede so einen von uns, wer er auch sei, haben, und darüber werden sie keinen kriegen." Ferner war ihm des Herzogs unharmonische Ehe zu Zeiten eine schwere Sorge. Später wurde er in die Geschichte der unglücklichen Liebe des Prinzen Konstantin zu Karoline von Ilten hineingezogen. Dann erhielt er den unangenehmen Auftrag, die Liebesverhältnisse abzuwickeln, die dieser im Ausland angeknüpft hatte. Unter diesen Erfahrungen mußten ihm mancherlei und sehr sonderbare Gedanken aufsteigen über das Liebesgefühl, in dem er einst Glück und Gehalt des Lebens, ja das Leben selbst gesehen hatte. Die verschiedenartigen Elemente desselben treten ihm auseinander; dadurch büßt er aber seine Unbedingtheit ein und erweist sich als Gut und Macht von relativer Größe. Diese Zersetzung und Entwertung des Liebesgefühls läßt sich durch alle größeren Dichtungen Goethes von 1776 an verfolgen.

In dem Schauspiel „Die Geschwister" (gedichtet vom 26.—29. Oktober 1776) hat die Liebe noch ihre ungebrochene Naivität, ihre undifferenziierte Einheit. Marianne kommt unter ihre Gewalt, ohne es zu merken, zu wissen; und so scheint die Liebe in einer geheimnisvollen Verwandtschaft der Seelen zu bestehen, die die Menschen mit Zaubermacht zueinander zieht, auch wenn an eine Verbindung gar nicht zu denken ist. Aber das Wohlgefühl, das Marianne in der Nähe des vermeinten Bruders empfindet, macht es ihr nicht nur zur eigenen Freude, ihm das Leben behaglich zu machen (wie ja auch Wilhelm seine Arbeit immer mit dem Gedanken an Marianne tut: daß er ihr endlich ein angenehmes

sorgenfreies Heim bieten könne): es bringt in das geschwisterliche Zusammenleben bereits einen recht sinnlichen Zug. So schlägt sie denn auch um des Bruders willen die Werbung Fabricens aus, wie sie andrerseits mit geheimem Widerwillen daran denkt, daß der Bruder einmal eine Frau nehmen könnte. Darum kostet es sie viele Tränen, wenn Liebende sich schließlich als Geschwister erkennen müssen und also nicht heiraten dürfen; und so kann sie, deren Phantasie schon mit dem Glück spielt, das Kind eines geliebten Mannes zu pflegen, es als höchste Seligkeit empfinden, daß sie aus Wilhelms Schwester dessen Geliebte und Gattin werden kann. Es treten also aus dem allgemeinen, unbestimmten Liebesgefühl als einzelne zusammenwirkende Elemente deutlich hervor: die Fürsorglichkeit, das sinnliche Verlangen und die Sehnsucht nach dem Kinde. Und wir werden bereits auf den Gedanken hingedrängt, daß der eigentliche reelle Wert der Liebe in diesem ihrem konkreten Leben liege: der Befriedigung eines sinnlichen Verlangens, dem häuslichen Behagen, der Freude an dem gemeinsamen Kinde; und nicht in dem bloßen abstrakten Gefühl, zu lieben und geliebt zu werden.

In der Folge hat Goethe mit fortschreitendem Ernst die Liebe von erträumten himmlischen Gefühlen zurückzurufen gesucht auf den Boden des wirklichen Lebens: daß sie sich mit den gegebenen Lebensbedingungen einrichte und so des ihr möglichen, natürlichen, nicht unendlichen, aber auch nicht zu unterschätzenden Glücks teilhaftig werde. In dieser Richtung muß schon die Wahrheit liegen, die er durch das Singspiel „Die gute Frau“ (jetzt „Lila“) der Herzogin Luise zum 30. Januar 1777 nahebringen wollte. Näheres ist darüber freilich nicht zu sagen, da uns die Urgestalt des Stücks nicht erhalten ist. Wie es jetzt vorliegt, hat es zum Thema:

Was Lieb und Phantasie entrissen,
Bringt Lieb und Phantasie zurück.

Lila, die mit ihren Gedanken immer zu wenig an der Erde war, die in ihrer Zärtlichkeit sich die Gefahren ihres Gatten immer doppelt lebhaft vorstellte, wird durch eine falsche Nachricht von dessen Tod so erschreckt, daß sie den heimgekehrten Gemahl für ein Trugbild hält, da er ja in Wirklichkeit tot oder (wie sie später glaubt) von bösen Geistern gefangen gehalten sei. Sie wird von Doktor Verazio dadurch geheilt, daß er ihre Wahnideen dramatisiert und ihr bei deren pantomimischer Darstellung die Aufgabe suggeriert, den gefangenen Gemahl zu erlösen. Aber ihre Heilung wird ja nur dann von Dauer sein, wenn in ihr die gefährliche Verbindung von Liebe und Phantasie aufgelöst wird. Sonst wird die Liebe immer wieder den Anlaß finden, ähnliche Phantasien zu erzeugen. — Auf den folgenden Geburtstag der Herzogin erlaubte sich Goethe die leere Liebesempfindelei in dem „Triumph der Empfindsamkeit" mit dem übermütigsten Humor zu verspotten. Der Prinz Onoraro ist der empfindsamste von allen Männern. Nichts geht ihm über den zärtlichen Verkehr mit der Natur; er hat auch ein Herz, das aller Qualen und Seligkeiten der Liebe fähig ist. Nur kann er leider bei seinen zarten Nerven die wirkliche Natur nicht ertragen; die Geliebte aber, für die er glüht, ist die Gattin eines andern. Doch weiß er sich zu helfen: sein Naturmeister schafft ihm eine künstliche Natur; seine Liebesandacht hält er zu der Puppe der geliebten Mandandane. Nachdem nun die wirkliche Geliebte sich an die Stelle der Puppe gesetzt hat, fühlt der Verliebte zum erstenmal den Zug, der ihn nach dieser himmlischen Gestalt zieht, sich verringern. Und wie ihm nachher feierlich seine Puppe als angebliche Mandandane übergeben wird, kommt die gewöhnliche Verzückung wieder über ihn: „Himmel, sie ist's! Seligkeit tauet herab!" Das also ist die Wahrheit des beglückenden Gefühls von der Nähe der Geliebten! Wie die Naturschwärmerei, ist auch die Liebe des empfindsamen Prinzen eitel Einbildung. Diese unendliche Leiden-

schaft braucht nur ein geglaubtes, kein wirkliches Objekt. Ja, sie wird durch die Wirklichkeit der Geliebten eher gestört als genährt. Sobald aber Mandandane dies überzeugend erfährt, hat der Prinz alle Macht über sie verloren. Denn mit dieser Liebe will ein wirkliches Weib nicht geliebt werden. Unter den Büchern, die der Prinz im heiligen Busen der geliebten Puppe birgt, hat Goethe „die Leiden des jungen Werthers", in der ersten Bearbeitung auch „Stella" genannt. In der Posse selbst hat er Mandandane einen leidenschaftlichen Monolog der geraubten Persephone in den Mund gelegt, eine ernste Dichtung von tiefster Empfindung. Das hat er später als einen Frevel bezeichnet. Ursprünglich hatte dies so gut wie jenes seinen guten, berechtigten Sinn. Auch in Empfindungen, die an sich echt und wahr sein können, muß sich der Dichter, der sie darstellen will, in der Regel hineinsteigern; denn sie sind doch nicht seine wirklichen Empfindungen. Auch eignet der echten Empfindung die Schamhaftigkeit, daß sie sich lieber gedämpft als übertrieben ausspricht. Wenn nun Goethe gegen alle gemachte, bloß anempfundene oder doch künstlich gesteigerte Empfindung zu Felde zieht, so liegt eben auch die ernsthafte Dichtung in der Schußlinie; und dann die „Proserpina" so gut wie „Werther" und „Stella". Übrigens besteht das krankhafte Wesen der Liebe, von der Goethe sich in dieser ernsthaften „Grille" abwendet, nicht eigentlich in der Empfindsamkeit, sondern in ihrer bloßen Subjektivität: darin, daß man das Objekt aus ihr ganz wegdenken kann. — In „Iphigenie" (1779) hat Goethe ein leidenschaftliches Liebesverhältnis überhaupt nicht verwendet. Der König Thoas wird nicht von schwärmenden Gefühlen getrieben, daß er Iphigenie nach dem Verlust seiner ersten Gattin und seines einzigen Sohnes zur Ehe begehrt; ihn bestimmt der Wunsch nach einem Erben und die Erkenntnis ihres Werts. Darum tritt er auch nicht als schmeichelnder Liebhaber auf; Iphigeniens Widerstand reizt ihn zu so harten Worten,

daß sie bitten muß, ihr „arm Geschlecht“ nicht zu schelten. Diese aber schätzt die Rückkehr in die Heimat höher als die Ehe mit dem König, dem sie doch ihre Achtung nicht versagen kann und von dem sie nicht im Unfrieden scheiden möchte, der also auch ihrem Herzen nicht gleichgültig ist. Aber die ganze reiche Liebesfähigkeit ihrer Natur erschöpft sich in der Pietät gegen Eltern und Geschwister. Es ist also nicht die erotische Liebe, worin das Weib notwendig Gehalt und Glück des Lebens suchen müßte. In der ersten Bearbeitung hat Goethe das noch schärfer zum Ausdruck gebracht. Da läßt er König Thoas unmutig ausrufen: „Unerschüttert wie Felsen ist ein Weib, das einmal nicht liebt.“ Das Erotische ist auch für das Weib (noch mehr natürlich für den Mann) ein Faktor des Lebens, nicht mehr. — Da sie diese nüchterne Betrachtung der Liebe fortsetzen, mögen hier auch die Singspiele „Jeri und Bätely“ (1779) und „Die Fischerin“ (1782) erwähnt werden, obwohl sie nicht viel Charakteristisches haben. Bätely hat erst gar keine Lust zu heiraten; da lernt sie Jeri, der sie umwirbt, als Beschützer schätzen; und daß er um ihretwillen verwundet wurde, lockt aus ihr nun auch zärtliche Gefühle hervor. Goethe selbst hat bemerkt, daß die Personen des Singspiels, obwohl sie Schweizerkleider anhaben, Leute aus seiner Fabrik seien. Sie werden also auch wohl die Liebe in der Weise darstellen, wie sie ihm jetzt am natürlichsten und gesündesten erscheint. Daß man füreinander fühlt, spielt darin die geringste Rolle. Die beherrschenden Motive sind: daß der junge Mann schließlich einmal eine Frau will und das Mädchen einmal einen Mann braucht — beides aus höchst natürlichen Gründen; und daß die Liebe zu dem Mann, bei dem sie sich geborgen fühlt, auch in dem sprödesten Mädchen sich ganz von selbst gibt. — Auch Dortchen, die Fischerin, ist nichts weniger als zärtlich. Daß sie Niklas liebt, verrät sich am deutlichsten in ihrem Unmut über die Rücksichtslosigkeit des Bräutigams,

der wunder tut, als ob er sie lieb hätte, und es doch treibt, wie wenn sie schon seine Frau wäre — indem er und der Vater sie zu Hause sitzen und warten lassen. Erst daß sie sich ins Unrecht gesetzt hat, indem sie die Ihrigen mutwilligerweise erschreckte, und daß sie dabei die ängstliche Fürsorge des liebenden Mannes sah, macht sie geneigt, auf seinen Wunsch nach einer baldigen Hochzeit einzugehen. Aber auch jetzt erweist sich die Echtheit ihrer Liebe darin, daß sie es nicht Wort haben will.

> Niklas: Liebst du mich?
> Dortchen: Ja, doch! geh nur!
> Niklas: Und bist so niedergeschlagen!
> Dortchen: Plage mich nicht! Ich bin deine Braut, morgen deine Frau; da hast du einen Kuß drauf, und laß' mich allein! (Niklas geht ab.) So muß und soll es denn sein, was ich so lange wünschte und fürchtete.

Der Dichter, der an diesem Tone des Liebesgesprächs seine Freude haben kann, wird kaum mehr geneigt sein, die Wertherische Wollust, sich an der direkten Expektoration des Gefühls zu berauschen, für einen besonders erhabenen Erweis von der Bedeutung und Macht der Liebe gelten zu lassen. Wie viel aber Goethe durch Kopf und Herz gehen mußte, bis Empfindung und Urteil in Sachen der Liebe so umgestimmt wurden, das zeigen uns erst die großen Werke, worin er mit anhaltendem Fleiß die fortschreitende Erfahrung des Lebens verarbeitete: „Egmont", „Wilhelm Meister", „Tasso". Da „Tasso" sich am unmittelbarsten an die Stimmung in „Werther" und „Stella" anschließt, legen wir zuerst dar, wie die Liebe darin aufgefaßt wird.

Es ist in Tassos Wesen begründet und ist für ihn auch ein Lebensbedürfnis, daß er in enge Fühlung mit den Frauen kommt. Er ist als Dichter vornehmlich auf sie angewiesen. Denn der Herzog Alfonso schätzt ihn zwar als Künstler, der durch hervorragende Werke seinem Hofe einen höheren Glanz verleiht; welchen menschlichen Gehalt er

darin gestaltet, ist für ihn Nebensache. Die Frauen dagegen fühlen sich dadurch angesprochen, daß durch seine Dichtungen die Seele des Dichters sich ihnen offenbart. Er gewährt ihnen in erhöhtem Grade, was Stella und Cäcilie an Fernando preisen:

> Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
> Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
> Sein Busen nimmt es gleich und willig auf:
> Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt
> Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.
> Oft adelt er, was uns gemein erscheint,
> Und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts.
> In diesem eignen Zauberkreise wandelt
> Der wunderbare Mann und zieht uns an,
> Mit ihm zu wandeln, teil an ihm zu nehmen.

Die Frauen lohnen ihm das durch ein Interesse für den Dichter, dessen Art je durch ihre eigentümliche Sinnesrichtung bestimmt ist. Gemeinsam ist ihnen, daß sie gerne für sein äußeres Wohl sorgen; bei seinem unpraktischen Wesen kann er es auch wohl brauchen, daß man ihn bemuttert. Auch dürfte Leonore von Sanvitale zugleich dem Sinn der Prinzessin Ausdruck geben, wenn sie ausruft:

> Wie reizend ist's, in seinem schönen Geiste
> Sich selber zu bespiegeln!

Doch würden wir gerade sie mißverstehen, wenn wir darin einen Ansatz zu leidenschaftlicher Liebe sehen wollten. Denn sie gibt diesem Genuß, in dem der junge Goethe die höchste Seligkeit der Liebe sah, eine Richtung aufs Äußerliche, indem sie fortfährt:

> Wird ein Glück
> Nicht doppelt groß und herrlich, wenn sein Lied
> Uns wie auf Himmelswolken trägt und hebt?
> Dann bist du erst beneidenswert! Du bist,
> Du hast das nicht allein, was viele wünschen;
> Es weiß, es kennt auch jeder, was du hast!

Dich nennt dein Vaterland und sieht auf dich;
Das ist der höchste Gipfel jedes Glücks.
Ist Laura denn allein der Name, der
Von allen zarten Lippen klingen soll?
Und hatte nur Petrarch allein das Recht,
Die unbekannte Schöne zu vergöttern?

Darum hat auch ihr Verhältnis zu dem Dichter einen unpersönlichen Charakter; und eben deshalb kann sie unbefangen von der Liebe des Dichters zu ihr und der Prinzessin reden, kann unbefangen in ihrer beider Namen gestehen, daß sie das Gefühl des Dichters für sie erwidern. Sie glaubt auch zugleich den Sinn Tassos richtig zu treffen, wenn sie der Prinzessin ihr Verhältnis zu dem Dichter ebenso zart wie kühl erklärt:

Hier ist die Frage nicht von einer Liebe,
Die sich des Gegenstands bemeistern will,
Ausschließend ihn besitzen, eifersüchtig
Den Anblick jedem andern wehren möchte ...
Uns liebt er nicht — verzeih, daß ich es sage! —
Aus allen Sphären trägt er, was er liebt,
Auf einen Namen nieder, den wir führen,
Und sein Gefühl teilt er uns mit; wir scheinen
Den Mann zu lieben, und wir lieben nur
Mit ihm das Höchste, was wir lieben können.

Aber sie hat damit (von Tasso ganz zu schweigen) nicht erschöpft, was die Prinzessin für Tasso empfindet. Im ersten Moment, da diese ihn kennen lernte, hat sie ihn mit dem Gemüt ergriffen. Im ferneren Umgang mit ihm hat sich in ihr stetig das Verlangen gesteigert, sich mehr zu kennen, mehr zu verstehn. Und dieses Verlangen blieb nicht ungestillt: täglich stimmte sich ihr Gemüt zu immer reinern Harmonien auf. So wurde er ihr persönlicher Freund; und die Aussicht ihn zu verlieren, entlockt ihr Klagen, wie sie der leidenschaftlichsten Liebe nicht schmerzlicher entströmen konnten:

Ich fühle schon
Den langen ausgedehnten Schmerz der Tage, wenn
Ich nun entbehren soll, was mich erfreute.
Die Sonne hebt von meinen Augenlidern
Nicht mehr sein schön verklärtes Traumbild auf;
Die Hoffnung, ihn zu sehen, füllt nicht mehr
Den kaum erwachten Geist mit froher Sehnsucht;
Mein erster Blick hinab in unsre Gärten
Sucht ihn vergebens in dem Tau der Schatten.

— — — — — — — — — — —

Mit jugendlicher Sehnsucht griff ich nie
Begierig in den Lostopf fremder Welt,
Für mein bedürfend unerfahren Herz
Zufällig einen Gegenstand zu haschen.
Ihn mußt ich ehren, darum liebt ich ihn,
Ich mußt' ihn lieben, weil mit ihm mein Leben
Zum Leben ward, wie ich es nie gekannt.
Erst sagt' ich mir: entferne dich von ihm!
Ich wich und wich, und kam nur immer näher,
So lieblich angelockt, so hart bestraft!

Für sie ist also, anders als für Leonore, Tasso selbst das Höchste, was sie lieben kann; und sie liebt ihn mit einer Liebe, die persönlicher nicht gedacht werden kann. Und doch glaubt sie von ihrer Liebe ebenso unbefangen reden zu dürfen wie Leonore, und sogar mit Tasso selbst. Denn ihr steht sicher und allgegenwärtig vor Augen, was sich ziemt. Für sie, die Prinzessin (und die ältere Frau), liegt aber ein Liebesverhältnis oder gar ein Liebesbund mit Tasso so weit außerhalb dem Bereich des Denkmöglichen, daß ihr gar nicht in den Sinn kommt, Tasso möchte ihre Liebe in diesem ungeziemendem Sinne verstehen. Zudem gehört für sie das Glück der Liebe zu den Dingen, die man sich nur durch Mäßigung, durch Entbehren zueignen kann; und da ihr Sinn darauf gerichtet ist, in das Nahe, Mögliche, Gegebene sich immer inniger einzuleben, so ist sie der Versuchung unzugänglich, durch Leidenschaftlichkeit sich das Schöne, das sie hat, zu zerstören. Tasso aber scheint in seiner Hingebung an sie so lenksam, daß sie nicht daran

zweifelt, ihn jederzeit durch einen leichten Druck ihrer Hand innerhalb der Grenze der Schicklichkeit zu halten. Das glaubt sie um so sicherer zu erreichen, je unbefangener sie ihm ihr eigenes Gefühl für ihn offenbart.

Aber sie täuscht sich in Tasso, wie sich Leonore in ihm täuscht. Daß diese eine sehr unpersönliche „Liebe" zu ihm hat, fühlt er wohl. Deshalb kann er auch nur selten mit ihr ganz offen sein; wie er sich auch Alfonso nicht anvertrauen kann, der ihn ebenso unpersönlich liebt. Die Prinzessin dagegen liebt er als die einzige Seele, mit der er aus freiem Busen wagen darf zu reden. Daraus fließt zunächst der Wunsch, daß er ihr, die ihm vertraut, etwas sein und immer mehr werden möge. Insofern kann er sich auch ihre Mahnung zueignen, daß er entbehren lerne, sich mäßig zeige, und so verdiene, daß sie ihm vertraue. Aber diese Verständigung über ihr Verhältnis beruht doch auf einem Mißverständnis. Denn er kann sich das Entbehren nicht als dauernde Bedingung des Glücks denken, sondern nur als Weg zu einer Innigkeit des Liebesverhältnisses, da er seiner nicht mehr bedarf. Daß ihn die Prinzessin „gern" entlasse, wenn es zu seinem Wohl gereiche, ist ihm eine bittere Enttäuschung, die ihm die schwärzesten Zweifel an ihrer Gesinnung gegen ihn erweckt. Seinem Sinn ist mit dieser Liebe nicht gedient; er wünscht vielmehr:

Oh, fühlte
Sie eine Leidenschaft im Herzen, die mein Wohl
Und mich zu Grunde richtete! Willkommner
Ergriffe mich der Tod, als diese Hand,
Die kalt und starr mich von sich läßt.

So versteht nun einmal *er* die Liebe! Darum kann er auch, als er ihrer „Liebe" wieder gewiß geworden, nur zur äußersten Leidenschaftlichkeit überspringen, durch die er nun wirklich das Glück zerstört, das sie so gerne in den bisherigen Grenzen erhalten hätte.

Indem nun Goethe Tassos Leidenschaft für die Prinzessin bis zur sinnbetörenden Glut sich entwickeln läßt, stellt er in keiner Weise die Frage nach Schuld und Unschuld, Recht und Unrecht der beteiligten Personen. Die Liebenden, wie er sie zeichnet, sind vom reinsten Wohlwollen für einander beseelt; auch Leonoren dürfen wir kein unedles Motiv, keine unedle Absicht unterschieben. Sie meinen es alle herzlich gut. Da der Gang der Handlung nun doch notwendig zu einer Katastrophe hintreibt und dies nicht bloß in äußeren Umständen, auch nicht bloß in zufälligen Schwächen der Personen begründet sein kann, muß der Keim der tragischen Entwicklung in dem Verhältnis der Geschlechter selbst liegen. Und diesen Gedanken scheint mir Goethe in der Tat in sein wunderbares Werk hineingeheimnist zu haben. Die Liebe ist als solche ein Mißverständnis, sofern Mann und Weib, wenn sie einander von Liebe reden, immer etwas anderes in petto haben, als der andere Teil versteht.

Leonore genießt es als eine feine Schmeichelei, daß der Dichter sie durch sein Lied verewigt; auch die Prinzessin findet es billig, daß die Frauen Tasso freundlich begegnen, weil sein Lied auf manche Weise das Geschlecht verherrlicht. Für die Frau ist die Liebe des Mannes eine Huldigung; für den Mann bedeutet sie doch etwas anderes. Dasselbe Mißverständnis wiederholt sich in einer höheren Sphäre. Den beiden Frauen ist es ein Genuß, wenn Tasso mit dem Wohllaut seiner, einem liebekranken Busen entströmenden Klagen Hain und Luft füllt: aber daß der liebekranke Busen ein liebe*kranker* Busen sein könnte, kommt ihnen nicht in den Sinn. Das zarte, leicht verletzliche Geschlecht will nicht sehen, daß hinter der Liebesklage des Mannes, die es in selige Schwermut wiegt, die Begierde steht, die mehr der Gewalttat, als der Huldigung zuneigt. So will auch die Prinzessin Tassos Liebe als bloßes Gefühl im bloßen Gefühl genießen, ohne zu bedenken, welche Wünsche

sie in seiner Seele auslöst, wenn sie ihm von Vertrauen und Liebe spricht; sie mahnt ihn, durch Mäßigung, durch Entbehren sich ihres Vertrauens, ihrer Liebe würdig zu machen: wie wenn das für Tasso so eine einfache, fast natürliche Sache wäre wie für sie. Kurz, sie möchte sich die Liebe eines Mannes, die (der Natur des Mannes entsprechend) explosive Leidenschaft ist, an einem gelinden Feuer warm halten, um sie nach Gelegenheit und Bedarf und mit gewissenhafter Rücksicht auf das, was sich ziemt, zu genießen. Wie ihr endlich der notwendige Erfolg dieses ebenso wohlgemeinten wie verkehrten Unterfangens vor Augen tritt, indem Tasso ihr mit ausbrechender Leidenschaft zuruft:

Welch ein Gefühl!
Ist es Verirrung, was mich nach dir zieht?
Ist's Raserei? Ist's ein erhöhter Sinn,
Der erst die höchste reinste Wahrheit faßt?
Ja, es ist das Gefühl, das mich allein
Auf dieser Erde glücklich machen kann,
Das mich allein so elend werden ließ,
Wenn ich ihm widerstand und aus dem Herzen
Es bannen wollte. Diese Leidenschaft
Gedacht ich zu bekämpfen, stritt und stritt
Mit meinem tiefsten Sein, zerstörte frech
Mein eignes Selbst, dem du so ganz gehörst —

da weiß sie fassungslos nur zu erwidern:

Wenn ich dich, Tasso, länger hören soll,
So mäßige die Glut, die mich erschreckt.

Und daß er sie gar in die Arme preßt: nein, so was tut man doch nicht! Darum hat Tasso nicht bloß unrecht, wenn er ihr nachruft:

Und du, Sirene! Die du mich so zart,
So himmlisch angelockt; ich sehe nun
Dich auf einmal! O Gott, warum so spät!

Die Prinzessin ist Sirene, auch wenn sie nicht daran denkt, es zu sein. Sie ist es für ihn, den Mann, als Weib.

Diese böse Wahrheit ist die Frucht der 12jährigen Entsagung, in der sich Goethe der Liebe der Frau von Stein erfreuen durfte. Doch spricht er sie ohne Bitterkeit aus. Er läßt der Prinzessin in vollem Umfang die Entschuldigung zu gute kommen, daß sie nicht weiß, was sie tut.*) Auch teilt sie ja schließlich Tassos Schicksal; sie selbst ist „so lieblich angelockt, so hart bestraft". Die Liebe ist eben eine Falle, die das Schicksal ihr und Tasso gestellt hat.

„Tasso" zeigt, daß sein Dichter die Liebe nicht bloß erlebt, sondern auch durchdacht hat — gründlicher sogar, als für den Affekt der Liebe gut ist. Denn das Resultat ist nicht nur, daß die Entzückungen der Liebe dem Selbstbetrug, ja dem Fieberwahn bedenklich nahe rücken: Goethe kann auch der Liebe, wenn er sie einmal in diesem Lichte sieht, nicht mehr die beherrschende Stellung im Leben zugestehen, die sie für sich beansprucht. So stark das Drama unser Mitgefühl für Tasso und die Prinzessin erregt, so wenig hinterläßt es doch den Eindruck, daß die Tiefe ihres Gefühls ihnen ein Recht auf dessen Befriedigung begründe. Tassos Wünsche sind nicht nur wegen seiner Stellung am Hofe zu Ferrara zum voraus als unerfüllbar zu betrachten; wir ge-

*) Auch darin müssen wir einen wohlgemeinten, arglosen Gedanken der Prinzessin erkennen, daß, wo Sittlichkeit regiert, die Frauen regieren. Ob freilich dem Dichter nicht auch die Umkehrung dieser schönen Sentenz in den Sinn gekommen ist: wo die Frauen regieren, regiert die „Sittlichkeit"; und ob nicht er in dem weiblichen Drängen auf das Geziemende und Sittliche verschleierte Herrschsucht gesehen habe: das darf mindestens gefragt werden. Bei manchen andern unter den goldenen Worten des „Tasso" dürften ähnliche Erwägungen angebracht sein. Es paßte nicht zum Tone dieses Dramas, daß Mephisto darin zum Wort komme. Trotzdem darf nicht alles als die unzweifelhafte und einzige Meinung des Dichters angenommen werden, was so ganz fein und klug und sittlich klingt. Beispielsweise erwähne ich noch Vers 1024—47. Als diese ergreifende Klage über die Unbeständigkeit der Männer gedruckt wurde, war es des Dichters ernste, trockene Meinung, daß es von der alternden Frau von Stein töricht wäre, die Gefühle, die ein junges Mädchen in ihm erweckte, für sich zu beanspruchen.

winnen auch nicht die Zuversicht, daß ihn ihre Gewährung wirklich und auf die Dauer beglücken würde. Das Glück aber, das die Prinzessin in ihrer Liebe genießt und gerne für eine unbegrenzte Zukunft sich erhalten möchte, wird eben durch die Entwicklung ihres Verhältnisses zu Tasso als unhaltbar erwiesen. Was das für Goethe zu bedeuten hat, lehrt mit unerfreulicher Klarheit eine Vergleichung mit „Stella". Dort hat die Liebe einen so starken Glauben an sich selbst, daß sie sich dem schwersten Kampfe gewachsen glaubt, nicht bloß mit dem Vorurteil der Welt, sondern auch mit der tief in der Natur begründeten Eifersucht. Jetzt kann die Prinzessin nur wie entehrt von dem geliebten Manne fliehen, der in der Glut der Leidenschaft sich und ihren Stand und den Ort vergißt, wo er sich befindet; und Tasso selbst ist es der höchste Schmerz, daß er, nachdem er dies verschuldet, sich nicht wenigstens noch Verzeihung erbitten kann. Es steht also nicht mehr so, daß die Liebe überhaupt nichts Böses tun kann, weil, was wirkliche Liebe tut, an sich das Gute ist; vielmehr muß sie sich nun durch die bestehenden Verhältnisse vorschreiben lassen, wie sie sich äußern darf. So gründlich ist dem Dichter alle Liebesschwärmerei vergangen.

Dieselbe schmerzliche Resignation durchdringt die Darstellung der Liebe in „Wilhelm Meisters Lehrjahren". Wird in „Tasso" die Katastrophe dadurch herbeigeführt, daß aus der anscheinend ganz geistigen, „platonischen" Liebe schließlich doch das sinnliche Verlangen hervorbricht, so wird dies in dem Roman von Anfang an offen als die zweite Seite der Liebe, wenn nicht als der geheime Ursprung aller Liebesgefühle behandelt. Daß das Männliche und das Weibliche sich gegenseitig anziehen, tritt hier als ein Naturgesetz auf, dessen Wirkungen nur in dem Unerfahrenen Staunen erregen können. Es ist darum auch gar nichts besonderes daran, daß derselbe Mann, dasselbe Weib in der Folge der Zeit oder gleich-

zeitig unter die Einwirkung verschiedener Individuen des anderen Geschlechts kommen. Indem der Dichter die Wirrnisse darstellt, die sich daraus ergeben, will er durchaus keinen sittlichen Widerwillen in uns erregen; er fordert eher unser Mitleid heraus, da er den Nachdruck durchweg auf die Leiden legt, die aus der Unsicherheit des Liebesverlangens folgen, das sich doch an ein Objekt festheften möchte, und aus der Eifersucht auf dieses Objekt, wenn es sich selbst auch unstetig zeigt. Das Neigen von Herzen zu Herzen und von Sinnen zu Sinnen ist eine Schule für den Menschen, in der auch das Widerwärtigste ertragen werden muß, aber auch seinen Wert hat. Was wir darin zu lernen haben, ist vor allem, daß Sinnlichkeit und Gemüt wohl auseinander zu halten sind. Wilhelm ist ein guter Mensch mit den trefflichsten Eigenschaften des Gemüts: daß er die Schwäche für die Weiber hat, tut dem keinen Eintrag. Aber auch Marianne ist ein herzensgutes Geschöpf, obgleich sie zwischen Norberg und Wilhelm eine höchst ungute Rolle spielt. Sogar Philine ist, bei aller Leichtfertigkeit, nicht ohne Gemüt und Charakter, und der Dichter will, daß wir das nicht verkennen. Wenn es aber bloß natürlich ist, daß die Geschlechter sich gegenseitig anziehen, so ist es um so mehr zu überlegen, mit welchem Individuum des andern Geschlechts man sich dauernd fürs Leben verbinden will. Die sinnliche Neigung ist dafür keine Grundlage von genügender Festigkeit. Aber es ist auch kein Hindernis einer glücklichen Verbindung, daß man schon vorher geliebt hat. Sollte Wilhelm nicht mit einer Frau glücklich werden wollen, weil er mit Marianne unglücklich war? Sollte das für eine Frau ein Hindernis sein, mit ihm glücklich zu werden? Gewiß nicht, wenn sonst die Bedingungen des Glücks vorhanden sind. Und ebenso, dürfen wir annehmen, wird auch die Frau dadurch nicht einfach entwertet, daß sie schon eine Liebesgeschichte gehabt hat. Daß jemand durch eine schmerzliche, lehrreiche Schule gegangen ist, sollte

seinen Wert eher erhöhen. So wäre, wenn wir Goethes Darstellung folgen, gewiß wenigstens Wilhelm zu beurteilen. Durch jedes neue Abenteuer wird sein Urteil berichtigt, sein Empfinden verfeinert. Dabei erkennt Goethe die Eifersucht als Tatsache an; aber so wenig im Tasso der Leidenschaft des Verlangens das Recht auf Befriedigung zugesprochen wird, so wenig gesteht Goethe der Eifersucht das Recht zu, ihren ganz natürlichen Schmerz in ein Urteil umzusetzen, das objektive Gültigkeit beanspruchen dürfte. Überhaupt also: indem Goethe im „Wilhelm Meister" die unmittelbarsten Regungen der Liebe mit sichtlicher Geflissenheit, größter Sorgfalt und feinster Kunst darstellt, erzeugt er den Eindruck, daß das Liebesgefühl zwar eine der wichtigsten Triebkräfte im Menschenleben ist, aber zum Bestimmungsgrund für die praktische Ausgestaltung des Lebens nicht taugt. Diese hat mit der Leidenschaft zu rechnen, darf ihr aber nicht folgen. Was wir, in ihr befangen, scheinfrei andern und uns antun, haben wir hinterher als unser Schicksal auf uns zu nehmen, zu tragen und zu verarbeiten.

Wenn wir eine genauere Kunde von der allmählichen Entstehung des „Egmont" hätten, so könnten wir ihm wohl eine vollständige Geschichte von Goethes Nachdenken über die Liebe entnehmen. In dem Liebesleben Klärchens sind sämtliche Motive verwendet, die wir sonst in den Werken dieser Zeit treffen. Wir können sie jetzt nur nach ihrer inneren Verwandtschaft aneinanderreihen; doch möchte diese sachliche Anordnung in der Hauptsache mit ihrer zeitlichen Entwicklung in Goethe zusammentreffen. Eine geheimnisvolle Macht zieht Klärchen zu Egmont, zieht aber auch Brackenburg zu Klärchen. Sie schafft dort eine Verbindung, in der die Liebenden den seligsten Sinn finden, sie läßt hier den Liebenden in dem Unsinn einer unerwiderten Sehnsucht verschmachten. Beides ist notwendiges Schicksal. Doch wird dieser Gedanke weder zur Erklärung noch zur Bewertung

der Liebe verwendet; er bleibt im Hintergrunde und dient nur nachträglich zur Beruhigung über den tragischen Ausgang der Liebe: Brackenburg soll es aus der Hand des Schicksals hinnehmen, daß ihm Klärchens Liebe versagt bleibt, wie Klärchen es aus der Hand des Schicksals hinnehmen muß, daß ihr der Geliebte entrissen wird. Im Vordergrunde dagegen vollzieht sich die wirkliche Entwicklung der Liebe ohne jedes Eingreifen geheimnisvoller Mächte nach klar erkennbaren Gesetzen. Brackenburg kann Klärchen keine Liebe einflößen, weil er ihr nichts zu bieten hat, das Gemüt und Geist beschäftigen, das Leben ausfüllen könnte. Denn er geht in dem leeren Gefühl und Wunsch auf, daß er Klärchen besitzen möchte. Nur dadurch will er, nur dadurch sollte sie glücklich werden; aller übrige Inhalt des Lebens verliert ihm gegen diesen beherrschenden, einzigen Gedanken das Interesse. Aber Klärchen ist durch ein leeres Schmachten nicht zu rühren; auch daß er sich durch die Ahnung ihres Verhältnisses zu Egmont nicht von ihr abbringen läßt, macht ihr keinen Eindruck. Für sie ist aber auch das kein bestimmender Grund, daß er ihr einmal einen Unterschlupf gewähren könnte, wenn die Jugend und die schöne Liebe doch ihr Ende hat. Ja, einst, ehe sie liebte, hätte sie ihn wohl auch heiraten können: jetzt steht die Sache anders. In Egmont hat sie den gefunden, der ihre Seele, ihr Leben ausfüllt: das ist mehr als häusliches Behagen; das ist auch etwas anderes, als das bloße Bewußtsein geliebt zu werden, und wäre es auch mit einer Liebe, „wie man sie nur in Heldengeschichten findet". Egmont ist kein schmachtender Liebhaber, sondern ein Mann, der es wagt, sie sich zuzueignen, obwohl sie vor der Welt nicht die Seine werden kann. Er bezaubert sie durch seine Erscheinung; der Anblick seines tollkühnen Wagemuts macht ihr Herz in Freude und Furcht erbeben; vor allem aber: er lebt einer Sache, über der er sich vergessen kann. Der höchste Inhalt seines Lebens ist der Kampf für die Frei-

heit und das Glück seines Volks; diesem Zweck müssen alle andern ein- und untergeordnet werden. In das Leben eines solchen Mannes irgendwie aufgenommen zu werden, ist für Klärchen eine Ehre, die ihr höher steht, als die eitle Schmeichelei, eines bloßen Privatmenschen Ein und Alles zu sein. Die Versicherung, daß er nur bei ihr, „geliebt und gekannt von dem besten Herzen, das auch er ganz kennt und mit voller Liebe und Zutrauen an das seine drückt," — daß er nur da ruhig, offen, glücklich ist, ganz er selbst: das ist für sie ein Glück, auf das die Welt keine Freuden mehr hat. Nichts kann ihr dieses höchste Glück entwerten; daß sie die Mutter ängstet, Brackenburg peinigt, ihren guten Ruf verliert, kommt dagegen nicht in Betracht. Egmonts Geliebte ein verworfenes Geschöpf!? Nein, und wenn alle Nachbarinnen, wenn das ganze Volk das zischelt! Gilt es den Geliebten zu retten, der um des Vaterlandes willen in die höchste Gefahr gekommen ist, so scheut sie sich auch nicht, ihr Gefühl für ihn auf der Straße zu verraten. Und da sie ihn nicht retten kann, geht sie ihm im Tode voran; denn ohne ihn ist das Leben doch kein Leben mehr. Was aber Klärchen für Egmont war, offenbart uns sein letzter Traum: Klärchen, bei der er allein ganz er selbst, also frei war, reicht ihm den Siegeskranz, der ihm als einem Märtyrer der Freiheit gebührt.

In der Darstellung dieser Liebe finden wir den überschwänglichen Liebesenthusiasmus des jungen Goethe wieder, aber jetzt gesättigt durch den tiefen Gehalt, den Goethes Verhältnis zu Frau von Stein im Laufe der Jahre gewonnen hatte. So ist sie zu Goethes schönstem Hymnus auf den unendlichen Wert der Liebe geworden. Der Mann findet bei der Frau, die ihn liebt und versteht, eine Freistatt, in der sich erst und allein sein innerstes, wahrstes Wesen entfalten kann; für die Frau, deren Leben dadurch ernsten Gehalt bekommen hat, daß sie den Mann im Leben erst heimisch machte, ist das Leben ohne Liebe nicht mehr

lebenswert. Aber diese vertiefte Auffassung des Verhältnisses der Geschlechter wird von selbst zu einer Einschränkung des Lobs, das sonst der Liebe als solcher erteilt wird. Ein wahres, wirkliches Glück wird die Liebe erst durch den Gehalt, den sie in gewissen Verhältnissen bekommt; das leere Liebessehnen eines Brackenburg darf höchstens unser Mitleid, nicht unsere Bewunderung beanspruchen. Aber auch in die so warm empfundene, begeisternde Darstellung von Klärchens und Egmonts Liebe ist ein Zug kühler, resignierter Reflexion eingeflochten, der alle Liebesschwärmerei vernichten muß und uns dadurch freilich auch zeigt, daß Goethe selbst nicht schwärmt, sondern die beobachtete und durchdachte Wirklichkeit des Lebens mit klarem Bewußtsein zeichnet.

Es ist groß von Klärchen, daß sie dem Verhältnis zu Egmont, das ihnen beiden ein so reelles Glück gewährt, das Scheingut des guten Rufs opfert. Aber ist es auch groß von Egmont, daß er dieses Opfer annimmt, ja fordert? Denn ein Nichts ist der gute Name eines Mädchens doch wieder nicht. Einmal hat Goethe diese Schwierigkeit gestreift. Wie Klärchen bekennt, daß sie sich scheute, vor die Regentin zu treten, meint Egmont: „Du bist doch sonst nicht zaghaft. Es wäre auch nicht Furcht, nur jungfräuliche Scham." Klärchen schlägt die Augen nieder, nimmt seine Hand und lehnt sich an ihn; worauf Egmont, indem er ihre Augen küßt, fortfährt: „Ich verstehe dich, liebes Mädchen; du darfst die Augen aufschlagen." Und nun Klärchen: „Laß mich schweigen! Laß mich dich halten. Laß mich dir in die Augen sehen, alles drin finden, Trost und Hoffnung und Freude und Kummer." Aber sie erwartet von ihm keine Rechenschaft über sein Verhalten gegen sie, und er hält es weder für nötig noch für nützlich, von dem Opfer zu reden, das sie ihm bringt. Denn so, wie die Dinge nun einmal liegen, kann er Klärchens Liebe nur in dieser illegitimen, für sie peinlichen Form besitzen. Nicht

bloß der Standesunterschied verwehrt es, daß er die Geliebte zu seiner rechtmäßigen Gemahlin machte; als solche könnte sie ihm auch gar nicht sein, was sie ihm so ist. Sowie Egmont zu der Geliebten ein offizielles Verhältnis hätte, wäre sie in die Welt aufgenommen, aus der er zu ihr flüchtet, um sich selbst wieder zu finden. Damit wäre aber auch ihr höchstes, stolzestes Glück vernichtet. Wie die Dinge nun einmal liegen, hat für die beiden Liebenden ihr Liebesverhältnis nur als freies, und deshalb freilich auch dem Tadel frei gegebenes, Sinn und Wert. Die Liebe ist eben nicht Herr über die Verhältnisse, sondern hat sich in sie zu schicken. Bloß zu Ehren der Liebe sich gegen diese zu empören, ohne für die Liebe selbst noch sonst irgendwelchen Vorteil davon zu haben: das fällt Egmont nicht ein, das ist auch nicht in Klärchens Sinn, weil sie wirklich liebt; und so brauchen die Liebenden gar nicht davon zu reden.

Schwerer zu verstehen ist ein anderer Zug in der Geschichte dieser Liebe, der auch den Freunden zu Weimar höchst anstößig war, als sie das Drama aus Rom gesandt erhielten. Da Goethe sich trotzdem zu einer Änderung nicht entschließen konnte (sonst war er Bedenken nicht unzugänglich), dürfen wir annehmen, daß er für den Charakter des geschilderten Liebesverhältnisses und darum für Goethes damalige Auffassung der Liebe von wesentlicher Bedeutung ist. Während nämlich Klärchen den Geliebten nicht überleben will, glaubt Egmont, dem unentrinnbaren Tode verfallen, sie seinem neugewonnenen Freunde Ferdinand empfehlen zu sollen. „Noch eins," ruft er ihm zuletzt noch zu: „Ich kenne ein Mädchen; du wirst sie nicht verachten, weil sie mein war. Nun ich sie dir empfehle, sterb' ich ruhig. Du bist ein edler Mann; ein Weib, das den findet, ist geborgen." Sein alter Diener Adolf möge ihm den Weg zu diesem Kleinod zeigen. Egmonts letzte Sorge ist also, Klärchen einen Ersatz für seine Liebe zu schaffen; und er muß des Glaubens sein, ja den Wunsch haben, daß Klärchen diesen

Ersatz annehme. Wie dies mit Egmonts ganzer Lebensanschauung zusammenhängt, werden wir später besprechen; hier haben wir nur zu erörtern, was daraus für Goethes Auffassung der Liebe folgt. Als Dichter muß er die Absicht haben, daß in der gegebenen Situation das natürliche Empfinden der beiden Liebenden sich in entsprechendem Handeln zum Ausdruck bringe. Wenn nun Klärchen Egmont nicht überleben kann, obgleich dieser selbst den Gedanken und Wunsch faßt, daß sie nach seinem Tod weiter lebe und liebe, so kann das nur die Ursache haben, daß sie ihr Verhältnis zueinander verschieden empfinden. Und zwar ist für Klärchen ihr Lieben von der Person Egmonts unabtrennbar: die Liebe ist ihr also ein ausgesprochen persönliches Verhältnis und darum auf zwei Individuen beschränkt. Für Egmont dagegen ist es denkbar, ja unter gewissen Verhältnissen selbstverständlich, daß in dem Liebesverhältnis eine Person durch die andere ersetzt werde. Er selbst denkt, unbeschadet seiner Liebe (nein: aus Liebe), im Sterben daran, Klärchen für einen Ersatz zu sorgen: so sachlich, so unpersönlich empfindet er die Liebe. Die Ursache ist leicht zu erkennen: Klärchen hat Sinn und Zweck ihres Daseins darin gefunden, daß sie für Egmont lebt; Egmont dagegen lebt nicht für Klärchen, sondern für Volk und Vaterland. Darum ist für Klärchen ein Leben ohne Egmont überhaupt nicht lebenswert, weil ohne Zweck und Sinn; Egmont würde in Klärchen nur das höchste Glück seines Lebens verlieren, nicht dessen Sinn und Zweck. Er würde also Klärchens Verlust beklagen, könnte aber weiterleben, weil er weiterleben müßte. Wenn er sich dessen bewußt ist, darf er auch von der Geliebten nicht erwarten, daß sie ihn nicht überleben wolle; und wird sie ihn überleben, so wünscht er ihr auch fernerhin ein volles, wirkliches Leben in der Liebe zu einem Mann, der dessen wert ist, daß sie für ihn lebt. In diesem Punkte können sich also die Liebenden nicht verstehen. Aber diese Zwiespältigkeit wird dadurch aufs schönste aus-

geglichen, daß Klärchen für den Geliebten gar nicht sein will, was er ihr ist. Einem solchen Wunsch würde eher Brackenburg genügen; aber das macht ihr ja eben dessen ganzes Wesen unschmackhaft, daß er in Zeit und Ewigkeit keinen höheren Inhalt des Lebens kennt als die Liebe. Sie kann sich nur des Mannes freuen, der mehr ist und sein will als ihr bloßer Liebhaber. Kann nun aber die Liebe von Mann und Frau so verschieden erlebt werden, so ist sie auch an beiden verschieden zu beurteilen. Ist es an der Frau groß, daß sie in der Liebe aufgeht, so ist es am Manne klein, und zwar gerade nach dem Urteil der liebenden Frau. Die Frau kann in der Liebe zur Heldin werden; aber sie wird es nur in der Liebe zu einem Mann, der seinerseits etwas Höherem lebt als der Liebe.

Welche Entwicklung Goethes Verständnis der Liebe in den ersten zwölf Jahren zu Weimar durchlaufen hat, zeigt eine Vergleichung des „Egmont" mit früheren Werken; und freilich auch, das sich nur entwickelt und bestimmter gestaltet hat, was schon in ihm lag. Daß das richtige Weib in dem Mann, den sie lieben soll, mehr sehen muß als den bloßen Liebhaber, läßt schon Adelheid von Walldorf erkennen; andrerseits zeigt Clavigo, wie unerträglich es für den bedeutenden Mann ist, sein Leben auf die bloße Rolle des getreuen Liebhabers zuzuschneiden; Götz und Elisabeth sind deshalb ein so glückliches Paar, weil Elisabeth in Götz zugleich den Helden bewundern, Götz in Elisabeth zugleich die getreue Gehilfin schätzen kann. Werther lebt in Brackenburg wieder auf, nur verkürzt um den dichterischen Einschlag, den Werthers Persönlichkeit hat. Dadurch sinkt er aber auch zum bloßen Gegenstand des Mitleids herab, und sein Sehnen und Schmachten, Lieben und Leiden verliert allen ästhetischen Reiz.

Daß endlich Egmont sein Klärchen dem Freunde hinterlassen will, erinnert an Cäciliens Vorschlag, daß sie und Stella Fernando zugleich angehören könnten. Doch welcher

Unterschied in der Stimmung! Beidemal läßt Goethe die Liebe auf die Ausschließlichkeit des Besitzes verzichten. Aber die Liebenden der Stella erreichen diesen Verzicht nur in der grausamsten Not, unter konvulsivischen Gemütserregungen, durch einen salto mortale von der höchsten Steigerung persönlichen Liebesempfindens aus; Egmont vollzieht den Gedanken, daß die Geliebte nach seinem Tode eines andern sein werde, frei, ohne zwingende Not und ohne merkliche Erregung, kraft verständiger Überlegung, die ihm dadurch ermöglicht ist, daß sich der persönliche Affekt der Liebe in ihm stark abgeschwächt hat. Jene erheben sich schwärmend zu einer überpersönlichen Auffassung der Liebe; dieser hat unter der Oberfläche der Leidenschaft ihre unpersönliche Natur entdeckt und bejaht. Hat sich Goethe einst dem Vorwurf der Unsittlichkeit ausgesetzt, so riskiert er jetzt den Verdacht der Spießbürgerlichkeit: denn die Gemeinheit findet ja daran in der Tat nichts Besonderes, daß „ein Kleinod" wie Klärchen aus einer Hand in die andere übergeht. Im Zusammenhang mit Goethes Leben erweist sich die unpersönlichere Auffassung der Liebe zugleich als schmerzliche Resignation auf ein unhaltbares phantastisches Ideal, wie als befreiendes, erleichterndes Zugeständnis an die tatsächliche Natur der Leidenschaft.

3.

In der Frankfurter Zeit war Goethe nicht nur insofern Erotiker, als die Liebe der bevorzugte Gegenstand seines Dichtens war; auch der Gemütszustand des Dichters war der erotischen Erregung verwandt, weshalb er zur Charakteristik der künstlerischen Produktion und des künstlerischen Genusses mit Vorliebe Symbole aus dem Liebesleben verwendet. Indem sich nun in Goethes Gemütsleben die Liebesinbrunst zersetzt, verliert auch die poetische Stimmung den erotischen Charakter; und wie die Liebe, wird nun die

Kunst als **ein** Faktor des Lebens neben andern in seiner besonderen Stellung, seiner relativen Bedeutung erfaßt.

Ganz aus der früheren Stimmung heraus deutet sich Goethe (im Frühjahr 1776) Hans Sachsens poetische Sendung. Wenn der Meister die Frühlingssonne spürt, gebiert ihm die Sonntagsruhe neue Arbeit:

> Er fühlt, daß er eine kleine Welt
> In seinem Gehirne brütend hält;
> Daß die fängt an zu wirken und leben,
> Daß er sie gern möcht von sich geben.

Darum wünscht ihm auch die Muse, die ihn zum Dichter weiht:

> Ein heilig Feuer, das in dir ruht,
> Schlag aus in hohe lichte Glut.

Damit aber das Leben, das ihn treibt, immer bei holden Kräften bleibe, reicht sie seinem innern Wesen als Nahrung und Balsam die Liebe eines holden Mägdleins. An ihrem Auge soll sich ihm manches wirre Schicksal lindern; durch ihren wonniglichen Kuß soll er wiedergeboren werden: so „wird der Dichter nimmer kalt".

Als Muse wird die Liebe von dem Dichter noch angerufen in der „Harzreise im Winter" (Dezember 1777):

> Aber den Einsamen hüll'
> In deine Goldwolken!
> Umgib mit Wintergrün,
> Bis die Rose wieder heranreift,
> Die feuchten Haare,
> O Liebe, deines Dichters!
> Mit der dämmernden Fackel
> Leuchtest du ihm
> Durch die Furten bei Nacht,
> Über grundlose Wege
> Auf öden Gefilden;
> Mit dem tausendfarbigen Morgen,
> Lachst du ins Herz ihm;
> Mit dem beizenden Sturm
> Trägst du ihn hoch empor . . . .

Die Liebe ist es also, die des Dichters Phantasie erregt und durchschwärmt. Wenn aber Goethe drei Jahre später die Dichtkunst poetisch verherrlicht, fällt gerade dieser Gedanke hinweg, obschon Goethe auch dieses Gedicht zu einer Gabe für die Geliebte bestimmt (Meine Göttin, September 1780). Darum tritt jetzt auch die Innigkeit der künstlerischen Empfindung zurück hinter der Freiheit der künstlerischen Laune; und den Wert der Dichtung sieht jetzt Goethe nicht mehr in der inbrünstigen Zueignung des Lebens, sondern in der freien Erhebung über die gemeine Wirklichkeit. Alle die andern armen Geschlechter der kinderreichen, lebendigen Erde wandeln und weiden in dunkelm Genuß und trüben Schmerzen des augenblicklichen beschränkten Lebens, gebeugt vom Joche der Notdurft: dem Menschen allein ist es vergönnt, sich dem Druck der prosaischen Wirklichkeit zu entziehen, indem er sich ein höheres, reicheres, freieres Leben dichtet. Wenn freilich das Leben einen so traurigen, beklemmenden Anblick gewährt, kann darin keine begeisternde Aufgabe für den Dichter liegen, dessen gegenwärtige Wirklichkeit nur liebend zu erfassen und getreu nachzubilden; da kann er ein positives Verhältnis zur Wirklichkeit nur gewinnen, indem er die bessere Zukunft vorausahnt. Darum ist er befreundet mit der älteren, gesetzteren Schwester der Phantasie, der edlen Treiberin, Trösterin Hoffnung. Dagegen fürchtet er den Tadel der alten Schwiegermutter Weisheit, die dazu nicht gut sehen kann, daß man sich im freien Spiel der Phantasie über die Schwierigkeiten erhebt, die durch ernste Arbeit überwunden werden sollten.

So tritt also die Kunst neben das Leben, ja ihre leichte Heiterkeit in direkten Gegensatz zu dem drückenden Ernst des Daseins. Damit verbindet sich eine Änderung in der Art der dichterischen Produktion. Den 7. Juni 1780 erzählt Goethe Frau von Stein, daß er unterwegs seine

Lieblingssituation in „Wilhelm Meister“ *) wieder ausgeführt habe. „Ich ließ den ganzen Detail in mir entstehen und fing zuletzt so bitterlich zu weinen an, daß ich eben zeitig nach Gotha kam .... Ich wollt' gern Geld drum geben, wenn das Kapitel von Wilhelm Meister aufgeschrieben wär'; aber man brächte mich eher zu einem Sprung durchs Feuer. Diktieren könnt' ich's noch allenfalls ... Zwischen so einer Stunde, wo die Dinge so lebendig in mir werden, und meinem Zustand in dem Augenblick, wo ich jetzt schreibe, ist ein Unterschied wie Traum und Wachen.“ Auch der junge Goethe hätte von sich sagen können, daß er in einer Art Traumzustand dichte**). Dagegen läßt sichs in seinem Munde kaum denken, daß man ihn eher zu einem Sprung durchs Feuer brächte, als dazu, eine in der dichterischen Exaltation erlebte Szene aufzuschreiben: er sprang eher aus dem Bette wie ein Toller, um seine Visionen aufzuzeichnen. Daß er aber den Detail einer Lieblingssituation hätte wieder in sich entstehen lassen und dadurch bis zu Tränen gerührt worden wäre: das ist dem jungen Goethe nicht zuzutrauen. Ihm hing die Wahrheit der Dichtung an der Unwillkürlichkeit der Empfindung, woraus sie geboren wird; daß die Empfindung erst über der Beschäftigung mit einem Gebilde der Phantasie hinzutritt, hätte ihm die freie Spontaneität des Dichters beeinträchtigt. Umgekehrt möchte Goethe jetzt der Meinung sein, daß die enge Gebundenheit des Dichtens an den Affekt, der nicht in der Macht des Dichters steht, dessen freie Bewegung aufhebe. Neben impulsiver Genialität lernt er jetzt das Talent würdigen, das die Mittel der künstlerischen Darstellung sicher beherrscht. Entzückte ihn früher das Ahnungsvolle am höchsten, also die unendliche Per-

*) Welche dies war, ist nicht bekannt.

**) „Was ich wachend am Tage gewahr wurde, bildete sich sogar öfters nachts in regelmäßige Träume, und wie ich die Augen auftat, erschien mir entweder ein wunderliches neues Ganzes oder der Teil eines schon Vorhandenen.“ Dichtung und Wahrheit, 15. Buch.

spektive, die ein genial hingeworfenes Werk eröffnet, so rühmt er jetzt an Wielands „Oberon" einen Vorzug, der um so höher zu schätzen ist, je seltener er ist: „daß nämlich der Autor nichts hat machen wollen und gemacht hat, als was eben da steht" (an Lavater, den 24. Juli 1780). Doch ist ihm das frei Weben der Einbildungskraft, worin er jetzt das eigentümliche Wesen der Kunst sieht, keineswegs ein willkürliches Phantasieren. Er betrachtet die Kunst immer noch als einen Naturtrieb; nur vergleicht er sie nicht mehr dem heftigen, das Individuum vergewaltigenden Zeugungstrieb, sondern dem ruhig und stetig wirkenden Instinkt, womit die Biene und die Spinne ihre kunstvollen Werke schaffen. („Die Nektartropfen"; um 1781.)

Wie diese Verschiebung in Goethes Auffassung der Kunst mit der Umbildung seines erotischen Empfindens zusammenhängt, offenbart uns die „Zueignung" (1784): ein Gedicht, das auch insofern in Goethes Entwicklung eine bedeutsame Stellung einnimmt, als es ursprünglich ein Zeugnis seiner Liebe zu Frau von Stein sein sollte und später von ihm zu einem Vorwort für seine gesammelten Schriften umgearbeitet und abgerundet wurde. Darin entspricht denn auch die Erhebung, welche die Kunst gewährt, ganz genau dem segensreichen Einfluß, den Goethe seiner Liebe nachrühmt. Die Muse erscheint dem Dichter als ein göttlich Weib; aber seine Begegnung mit ihr erweckt in ihm kein leidenschaftliches Liebes*verlangen*, obgleich sie ihm bestätigt:

> Du kennst mich wohl, an die zu ew'gem Bunde
> Dein strebend Herz sich fest und fester schloß.
> Sah ich dich nicht mit heißen Herzenstränen,
> Als Knabe schon nach mir dich eifrig sehnen?

Denn was er ihr verdankt, ist etwas ganz andres als die Reizung und Befriedigung der Leidenschaft:

> Du gabst mir Ruh, wenn durch die jungen Glieder
> Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;
> Du hast mir wie mit himmlischem Gefieder
> Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt . . . .

Damit schenkte sie ihm der Erde beste Gaben; und darum kann und will er jedes Glück nur durch sie haben; diesen Segen ihres Umgangs auch den Brüdern zu vermitteln, reicht sie ihm der Dichtung Schleier dar, gewebt aus Morgenduft und Sonnenklarheit:

> Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
> Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
> Sogleich umsäuselt Abendwindeskühle,
> Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
> Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
> Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
> Besänftiget wird jede Lebenswelle,
> Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle.

Goethe nennt die himmlische Gestalt, die ihm der Dichtung Schleier reicht, „die Wahrheit", obgleich ihr Wesen, das wir aus ihrer Gabe erschließen müssen, durch keine der üblichen Auffassungen der Wahrheit richtig bezeichnet wird. Denn sie lehrt ja nicht die praktische Wahrheit: wie die üble Wirklichkeit ins Bessere umzugestalten sei; sie zeigt aber auch nicht bloß, als theoretische Wahrheit, die Wirklichkeit, wie sie ist. Die charakteristische Funktion der Dichtung besteht vielmehr darin, daß sie das spezifische Gewicht der Wirklichkeit für den Menschen vermindert. Dadurch werden alle bangen Erdgefühle zum Schweigen gebracht; dadurch wird jede Lebenswelle besänftigt; dadurch hilft sie dem Menschen zu leben. Sie ist also kein bloßes Spiel, sondern hat eine große praktische Bedeutung: gerade darin, daß sie das Leben (wenigstens zeitweilig) in ein Spiel verwandelt, liegt ihr praktischer Wert. Wie der Dichter dieses Wunder vollbringt, sagt uns Goethe nicht. Dagegen ist offenbar, daß seine frühere und jetzige Wertung der Dichtung in direktem Gegensatz zueinander stehen. Einst wollte er durch die Kunst die Bewegung des Lebens möglichst intensiv fühlen, so daß ihm die Glut der die Kunst erzeugenden und durch die Kunst erzeugten Empfindung auch

das Maß ihres Wertes war. Jetzt soll ihm die Kunst die Temperatur der Empfindung herabdrücken, die Heftigkeit der Bewegung des Lebens lindern. Der letzte Grund dieser Veränderung ist natürlich, daß ihm seine impulsive Natur aus einer Quelle erhöhten Selbstgefühls zu einer Unbequemlichkeit geworden ist, wie er auch nur deshalb die besänftigende Wirkung der Geliebten auf sein Gemüt preisen kann, weil jeder Ausbruch heftiger Leidenschaft sein Verhältnis zu ihr trübt und gefährdet. Auch damit ist wohl schon zu rechnen, daß unter der fortschreitenden Erfahrung und der Zucht der Selbstbeherrschung die Spontaneität seines Empfindens sich bereits abgeschwächt hat: Goethe macht also vielleicht aus der Not eine Tugend, indem er sich Wesen und Wert der Dichtung nun anders deutet.

Aber es zeigt sich nun auch schon in dieser Periode, daß diese veränderte Auffassung der Kunst den Dichter in Goethe gefährdet. Einige Liebesgedichte, die noch vor der italienischen Reise entstanden sind, streifen bereits bedenklich nahe an die bloße Spielerei (z. B. verschiedene Empfindungen an einem Platze; Antworten bei einem gesellschaftlichen Fragespiel; Liebhaber in allen Gestalten). Die Singspiele, auf die er in den Jahren 1785 und 86 viele Zeit und Kraft verwendete (Scherz, List und Rache; die ungleichen Hausgenossen — für das letztere wurden die genannten Lieder gedichtet), sind auch nicht höher zu werten. Und die Umarbeitung von „Erwin und Elmire“ und „Claudine von Villabella“, die Goethe von seiner neuen Auffassung der Kunst aus vollzog, hat diesen Jugendwerken den Reiz der frischen, auch übersprudelnden Empfindung genommen, ohne ihnen einen besseren Ersatz zu geben als den der korrekteren Stilisierung.

Diese Gefahr wurde durch einen anderen Fortschritt, den Goethe in der Auffassung der Kunst machte, noch vergrößert. Ist das Dichten nicht mehr die Entladung eines unmittelbaren Dranges, so tritt das Machen-Können und

Machen-Wollen von selbst in den Vordergrund. Und so wird es zu einem Geschäft neben andern Geschäften des Lebens. In der Tat ist ja das Dichten auch eine Beschäftigung; die Aufführung eines Dramas ist sogar eine wichtige Arbeit, zu der viele zusammenwirken müssen. Auch hat das Geschäft des Dichtens und Theaterspielens wie andere seinen bestimmten Zweck: man will mit der Darstellung natürlich den Erfolg haben, daß man das Publikum ergötzt. Somit tritt nun auch bestimmend ins Bewußtsein, was freilich den dunklen, unbestimmten Hintergrund aller künstlerischen Produktion bildet: daß man nicht bloß für sich dichtet, sondern auch für das Publikum. Das nächste ist, daß man für das Publikum auch dichtet, was man für sich selbst kaum hätte ausgestalten mögen. So wird endlich die Poesie selbst eine höchst unpoetische Sache: sie sinkt zum Handwerk herunter. Goethe hat das gesehen und hat damit poetisch abgerechnet. In dem Gedicht „Auf Miedings Tod" (1782) hat er das Handwerksmäßige der Kunstübung noch von seiner anmutendsten Seite genommen. Das Beste wäre offenbar, wenn die Natur selbst in jeder Darstellerin des Kunstwerks, wie in Corona Schröter, die Kunst erschaffen würde. Der Theatermeister Mieding verdient deshalb den Dank der Muse, weil ihm ein Gott in holder, steter Kraft zu seiner Kunst die ew'ge Leidenschaft gab. Auch von dem Liebhabertheater zu Weimar entwirft Goethe mit gutem Humor ein sehr ansprechendes Bild. Aber er kann sich's auch nicht versagen, andrerseits auf die Rolle hinzuweisen, die die Musen in der gemeinen Wirklichkeit spielen. Denn es ist doch nicht bloß Scherz, sondern auch harte Wahrheit, wenn er ihnen zuruft:

> Ihr Schwestern, die ihr bald auf Thespis Karr'n,
> Geschleppt von Eseln und umschrien von Narr'n,
> Vor Hunger kaum, vor Schande nie bewahrt,
> Von Dorf zu Dorf, euch feilzubieten, fahrt;

Bald wieder, durch der Menschen Gunst beglückt,
In Herrlichkeit der Welt die Welt entzückt:
Die Mädchen eurer Art sind selten karg,
Kommt, gebt die schönsten Kränze diesem Sarg.

Im „Wilhelm Meister“ aber (der Roman sollte ursprünglich „Wilhelm Meisters dramatische Sendung“ heißen) hat Goethe mit wenig schmeichelhaften Farben gemalt, wie die Poesie des Schauspielerlebens von nahem aussieht. Das Interesse des Publikums und das der Schauspieler entspringt aus gleich unreinen Beweggründen; und der wahre Kunstenthusiast ist (auch abgesehen von seiner Begabung) im Theater am wenigsten an seiner Stelle. Er kann nichts besseres tun, als daß er das Kunsthandwerk den Handwerkern überläßt.

Endlich hat Goethe im „Tasso“ gezeigt, daß gerade die Eigentümlichkeiten des Geistes und Gemüts, vermöge deren der Dichter andern den doppelten Genuß des Daseins verschafft, ihm selbst das Leben mit den Menschen, die ihn als Dichter genießen und verehren, bis zum Unerträglichen erschweren können. Da er aber dort das Leiden des Dichters zu der Tragödie des außerordentlichen Menschen vertieft, der als solcher nicht verstehen und üben kann, was dem gewöhnlichen Menschen ganz leicht wird, müssen wir diese Dichtung später ausführlicher besprechen. —

Wie ein wehmütiger Rückblick auf eine Zeit, da Goethe mit seinem dichterischen Talent noch keinen Hof zu entzücken hatte, muten die Worte des Sängers an (etwa 1783):

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet,
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.

Doch scheint Goethe die beschriebene Wandlung in der Art und Auffassung der dichterischen Produktion als Fortschritt empfunden zu haben. In der Tat hat er als Dichter an Freiheit gewonnen. Die Phantasie, welche nach Laune und

Lust gestaltet, bewegt sich leichter als der Liebesdrang, der sich des Objekts seiner Sehnsucht durch Nachschaffen vergewissern muß. Darum kann auch jene der Form eine Aufmerksamkeit widmen, durch die dieser sich gedrückt und ernüchtert fühlte. Endlich ermöglichte die neue Art zu dichten richtige dichterische Arbeit (der junge Goethe war nur produktiv, nicht fleißig), und das war für die Vollendung größerer Werke nicht nur ein Vorteil, sondern eine notwendige Bedingung. Die besten Entwürfe des jungen Goethe sind Fragmente geblieben; auch „Egmont", „Tasso" und „Wilhelm Meister" wären nie vollendet worden, wenn Goethe seiner impulsiven Art zu dichten treu geblieben wäre. Doch mag er bei der Umarbeitung seiner früheren Werke auch empfunden haben, daß in ihnen eine Poesie lag, die ihm jetzt nicht mehr gegeben war: die „Lebenswelle" fließt in ihnen trüber, aber auch mit rascherer Bewegung; und hat Goethe weniger bewußte Erfahrung in sie hineinzuarbeiten vermocht, so tritt er selbst uns darin als lebendiger Mensch sicherer entgegen.

4.

Indem die erotische Stimmung in Goethe zurücktritt, wandelt sich auch sein religiöses Empfinden. Es bewegt sich bis dahin zwischen Ganymed und Prometheus; ist bald demütige, wirkliche Sehnsucht, das unendliche Leben der Welt in sich aufzunehmen, bald stolzer männlicher Glaube an die eigene göttliche Schaffenskraft, im einen wie im andern Falle verbunden mit dem Gefühl, nur Exponent der unendlichen Kraft zu sein, die das All belebt. Beide Formen dauern erst fort, nur daß sie die frühere Kühnheit des Ausdrucks nicht mehr erreichen. Ganymedische Sehnsucht nach Vereinigung mit dem alliebenden Vater klingt vernehmlich nach in „Wanderers Nachtlied" (12. Februar 1776):

Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust.

Dagegen hören wir Prometheus noch aus dem „königlichen Gebet“ heraus und aus „Menschengefühl“, die beide dem Anfang der Weimarer Zeit angehören mögen:

Ha, ich bin der Herr der Welt! mich lieben
Die Edlen, die mir dienen.
Ha, ich bin der Herr der Welt! ich liebe
Die Edlen, denen ich gebiete.
O gib mir, Gott im Himmel! daß ich mich
Der Höh' und Liebe nicht überhebe!

und:

Ach, ihr Götter! große Götter,
In dem weiten Himmel droben,
Gäbet ihr uns auf der Erde
Festen Sinn und guten Mut;
O wir ließen euch, ihr Guten,
Euren weiten Himmel droben!

Auch der Seefahrer, der männlich an dem Steuer steht und herrschend auf die grimme Tiefe blickt, er fühlt sich noch als Schöpfer seines Glücks. Immerhin wird an ihm schon hervorgehoben, daß er, scheiternd oder landend, seinen Göttern vertraut.

Durch die Wendung, die Goethes Leben in Weimar nahm, bekommt die neue religiöse Stimmung, die sich darin ankündigt, mehr und mehr das Übergewicht. Er lernt nun das Glück in concreto kennen, nämlich als wirkliche Befriedigung eines auf einen bestimmten Zustand des Lebens gerichteten Verlangens. Die unendliche Schöne, die sich an Ganymeds Herz drängt, verdichtet sich für ihn zu der Freude über „sein Tal“; der Schaffensdrang des Prometheus sieht sich die Aufgabe gestellt, unter den gegebenen Verhältnissen zu Weimar sich und andern ein relatives Wohlsein zu bereiten. Im einen wie im andern ist Goethe abhängig von bestimmten Bedingungen des Natur- und Menschenlebens, die für keine Sehnsucht und für keine Schöpferkraft zu überspringen sind. Darum tritt nun in seinem Bewußtsein die Gebundenheit an höhere Mächte, die Ergebung in ihr Walten,

das Vertrauen in ihr Wohlwollen stärker und stärker hervor. So bemerkt er mit Verwunderung, wie seltsam ihn das Schicksal leitet, denkt mit Freude und Bangen dessen, was es ihm noch zubereitet haben möge, und findet, daß ihm nichts bleibt als:

Von holder Lebenskraft erfüllt,
In stiller Gegenwart die Zukunft zu erhoffen*).

Er bittet in derselben schwebenden Stimmung (Nov. 1776):

Schaff, das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!
Laß, o laß mich nicht ermatten!
Nein, es sind nicht leere Träume:
Jetzt nur Stangen, diese Bäume
Geben einst noch Frucht und Schatten.

Aber das Gefühl der Abhängigkeit erzeugt keine tatlose Resignation:

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten;
Nimmer sich bangen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme der Götter herbei**).

Doch bekommt das Gefühl einer rein passiven Bestimmtheit durch ein unausweichliches Schicksal so stark das Übergewicht, daß Goethe sich einem richtigen Fatalismus nähert. Mit freudigem Schrecken erkennt er sich als einen der Lieblinge der Götter, denen sie alles ganz geben:

Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz***).

Glück und Unglück ist reines Verhängnis:

Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,

---

*) „Einschränkung", 3. August 1776.
**) Aus „Lila", 1776/77.
***) 8. Juni 1777.

Die der Glückliche
Rasch zum freudigen
Ziele rennt:
Wem aber Unglück
Das Herz zusammenzog,
Er sträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittre Schere
Nur einmal löst *).

Eben darum darf sich der Mensch jeder falschen Scham entschlagen, wenn ihm die Kraft versagt:

Ich war ein Knabe, warm und gut,
Als Jüngling hatt' ich frisches Blut,
Versprach einst einen Mann.
Gelitten hab ich und geliebt
Und liege nieder ohnbetrübt,
Da ich nicht weiter kann **).

„Iphigenie“ schwankt (wie wir später genauer zeigen werden) hin und her zwischen einem strengen Schicksalsglauben, der auch die Sünde von den Göttern ableitet, und einem sittlich bedingten Vorsehungsglauben (Frühjahr 1779). Auf der Schweizerreise erkennt Goethe in dem dünnen Faden des Wasserfalls zu Lauterbrunnen, den der Wind auffängt, von seiner Richtung ablenkt und zerstäubt, ein Symbol der menschlichen Seele, mit der das Schicksal sein Spiel treibt (14. Okt. 1779). Endlich nimmt Goethe in der Ode „Grenzen der Menschheit“ (etwa 1780) seinen Prometheus förmlich zurück. Es verlohnt sich, den Anfang der beiden Gedichte unmittelbar nebeneinander zu stellen:

*) „Harzreise im Winter“, Anfang Dezember 1777.
**) „Grabschrift“, 17. März 1778.

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn;
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Glut
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Ärmeres
Unter der Sonn, als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Toren.

Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Segnende Blitze
Über die Erde sät,
Küß' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.

Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.

Die übermütige Herausforderung der Götter, der freche Hohn über ihre Abhängigkeit von menschlicher Verehrung verwandelt sich in demütige Anerkennung ihrer unvergleichlichen Übermacht. Ja, an die Stelle des Übermuts tritt ein gewisser Kleinmut. Nicht nur ist der Mensch gegen die Götter nur eine der vielen Wellen, die in ewigem Strom an ihnen vorüberrauschen; wenn er das einzig wahre, wirkliche Leben führt, das ihm vergönnt ist, mit festen, markigen Knochen auf der wohlgegründeten, dauernden Erde stehend, so kann er sich nicht einmal der Eiche, der Rebe vergleichen.

Doch hat Goethe diesen Gedanken nicht zu Ende gedacht. Die Ode „Das Göttliche" (1782) entspringt einer wesentlich verschiedenen Auffassung des Menschen und seines Verhältnisses zur Gottheit. Darin gesteht Goethe

dem Menschen wieder einen Vorzug zu vor allen Wesen, die wir kennen: sein Herz, das ihn befähigt, edel zu sein, hilfreich und gut. Aber dieses Herz, in dessen heiliger Glut Prometheus sich selbst als schöpferischen Gott fühlte, wird jetzt gewissermaßen zu einem Sinn, durch den wir die unbekannten höheren Wesen ahnen. Das Beispiel des edlen Menschen lehrt uns diese glauben:

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Täten im großen,
Was der Beste im kleinen
Tat oder möchte.

Wenn aber der Mensch im Unterschied von den andern Geschöpfen der höheren Wesen Vorbild werden kann, so müssen auch diese sich unterscheiden von der unfühlenden Natur, von dem ebenso unfühlenden Glück. In der Richtung dieses Gedankens liegt der Glaube an einen persönlichen Gott. Aber Goethe kann auch die Vorstellung nicht festhalten, daß der Mensch frei unter einem freien Gott lebte, mit ihm verwandt und verbunden durch ein gleichartiges (sittliches) Fühlen und Wollen. Er stellt den freien Menschen doch wieder unter eine unbedingte Notwendigkeit, ohne sich um den Widerspruch zu kümmern, der dadurch entsteht.

Nach ewigen, eh'rnen,
Großen Gesetzen
Müssen *wir alle*
Uns'res Daseins
Kreise vollenden.
Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet . . .

Ob das, *wie* der Mensch unterscheidet, wählt und richtet, nicht ebenfalls an ewige, eherne Gesetze gebunden

ist: das ist eine Frage, die wir an den Dichter nicht richten dürfen.

Die scharfe Scheidung des Sittlichen und Natürlichen, zu der Goethe in der besprochenen Ode ansetzt, ist an ihm so befremdlich, daß man versucht ist, sie für eine bloße dichterische Laune zu halten. Daß dem nicht so ist, beweist das Fragment der „Geheimnisse" (1784). In dieser groß-angelegten Dichtung zum Preise des wahren Menschen, dessen Vorbild uns die Unsterblichen glauben lehrt, ist der Unterschied zwischen dem Sittlichen und Natürlichen zum scharfen Gegensatz gesteigert.

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Ton zu solcher Ehre bringt;
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt;
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen
Und sagen: „Das ist er; das ist sein eigen!"

Denn alle Kraft drängt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort,
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort;
In diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Freilich ist auch hier die Selbstverleugnung nur der Weg, aber doch der einzige Weg zur wahrhaft humanen Existenz. Indem sich aber Goethe dieses schwer verstandene Wort zueignet, glaubt er zugleich den wahren schönen Sinn des Christentums getroffen zu haben: wenn er das Kreuz mit Rosen umschlingt, dient es ihm als Sinnbild des Lebens, das auch er als das höchste erkennt.

Doch hat die Begeisterung für diese Humanität nicht so lange vorgehalten, daß Goethe ihr Lob hätte zu Ende

singen können. Sie war unter Verhältnissen entstanden, die ihn mit sich selbst in Zwiespalt gebracht hatten, und empfahl sich ihm vornehmlich dadurch, daß sie einen verklärenden Schimmer auf seine unnatürliche Verbindung mit Frau von Stein warf. Als er wieder ein selbständiges Wesen zu werden begann, konnte sie sich nicht behaupten. Darum ist für den Helden wahrer Menschlichkeit, dessen Bild Goethe in Italien vollendete, für Egmont, die Selbstverleugnung weder der Weg zur Humanität noch das Maß menschlicher Größe, wie er sich auch eher die mit Dornen besetzte Rose, als das mit Rosen umwundene Kreuz zum Symbolum wählen würde. Darum kehrt er auch von der Unterscheidung der menschlich fühlenden Götter und der unfühlenden Natur zu der Einheit des Schicksals zurück, von dem die Menschen, die sich selbst zu bestimmen glauben, unwiderstehlich bestimmt werden. Doch müssen wir die Auffassung des Menschenlebens, die Goethe in „Egmont“ niedergelegt hat, einer späteren Untersuchung vorbehalten.

5.

Schon der junge Goethe hat sich auch für die wirtschaftlich-politische Seite des menschlichen Lebens interessiert. Aber zur brennenden Frage wurde ihm das Ökonomische weder unmittelbar im eigenen Leben noch mittelbar durch die Freunde, mit denen er in engerer Verbindung stand. Der Beruf, der ihm aufgenötigt worden war, vermochte diesen Mangel nicht zu ersetzen; ja er hat Goethe eher darin gehindert als gefördert, daß er die Bedeutung des Rechts tiefer erfaßt hätte. So ist das Soziale in seinen früheren Dichtungen durchaus Nebenmotiv, und wenn es (wie im „Götz von Berlichingen“) breiteren Raum einnimmt, ziemlich abstrakt und farblos gehalten. Das hat sich geändert, als Goethe in Weimar sich ernsthaft an der Regierung eines ob auch kleinen Staatswesens beteiligte.

Nun gewinnt es für ihn ein selbständiges Interesse, wie die Menschen sich miteinander unter den gegebenen Bedingungen ihres Daseins einrichten sollen, damit sie sich ihres Lebens freuen können. Da er aber Freund, Berater, Diener eines Fürsten wird, so lenkt sich sein Nachdenken insbesondere darauf, wie sich das Verhältnis von Fürst und Volk am ersprießlichsten gestalte.

Darüber hatte er schon in der Person und durch den Mund des Götz von Berlichingen seine Meinung ausgesprochen. Wo Vertrauen waltet, da regelt sich das Verhältnis der Menschen von selbst; und Vertrauen kann da sein, wo jeder sich ganz objektiv dessen freuen kann und muß, daß um ihn her Leben und Gedeihen ist. Dagegen kann es niemand wohl werden, wo der eine in dem Schaden des andern das Maß des eigenen Vorteils sieht. Ausgeklügelte Rechtssatzungen geben diesem falschen bösen Sinn eher eine Handhabe, als daß sie ihm wehren könnten. Dieser Anschauung ist Goethe im wesentlichen geblieben, nur daß ihm immer deutlicher wird, daß das ideale Verhältnis zwischen den Menschen ein frommer Wunsch ist, dem die brutale Wirklichkeit die Erhörung versagt. Die Vertrauensseligkeit ist wie Götzens, so auch Egmonts Verderben. Wenn aber das Vertrauen in der Welt enttäuscht werden m u ß und der edle Mann sich doch nicht entschließen kann und darf, das Mißtrauen zu lernen: so verliert das Leben in der großen Welt allen Reiz, den es aus der Ferne hat. Das ist denn auch das traurige Ende von Goethes Gedanken über Politik. —

Zur lyrischen Expektoration hat ihn der politische Trieb überhaupt kaum gedrängt. Das „königliche Gebet" würde nicht übel in den Anfang der Weimarer Zeit passen: da glaubte Goethe vielleicht in Karl August einen Fürsten gefunden zu haben, der nicht nur die Edlen liebt, denen er gebietet, der von ihnen auch geliebt wird; da schien ihm dies vielleicht noch ein Glück von solcher Größe, daß der

Beglückte wohl Gott im Himmel bitten darf, ihn vor Überhebung zu bewahren. Aber wenn wir das Gedichtchen richtig deuten, gilt es doch mehr dem Freunde als dem Fürsten. Und eben der fürstliche Freund lehrte ihn über das Glück, ein Fürst zu sein, erheblich nüchterner denken. In dem Innigsten, was Goethe ihm je gesagt hat („Ilmenau", auf den 3. Sept. 1783, des Herzogs 26. Geburtstag) beklagt er sein edles Herz, daß es durch ein enges Schicksal vom Wege der Natur abgeleitet worden sei: dieses „enge Schicksal" ist aber nichts andres als seine fürstliche Geburt, Erziehung, Stellung. Auch das Leben im Kreise des Fürsten stellt sich ihm nun ganz anders dar: es erfordert eine Kunst besonderer Art, „die arme Kunst, sich künstlich zu betragen". Vor Überhebung aber muß er den Freund nun bloß noch insofern warnen, als er ihn daran erinnert, wer andre wohl zu leiten strebe, müsse fähig sein, viel zu entbehren.

Daß Goethe die zauberische Anziehungskraft der Politik doch auch empfunden hat, zeigt uns „Tasso". Auch hier wird nicht vertuscht, daß im politischen Leben nicht das Vertrauen gilt, sondern das Mißtrauen;

> Auf jenem wunderbaren Boden will der Schritt
> Wohl abgemessen sein, wenn er zuletzt
> An deinen eignen Zweck dich führen soll.
> Wer seines Herren Vorteil rein bedenkt,
> Der hat in Rom gar einen schweren Stand:
> Denn Rom will alles nehmen, geben nichts;
> Und kommt man hin, um etwas zu erhalten,
> Erhält man nichts, man bringe denn was hin,
> Und glücklich, wenn man da noch was erhält.

Aber es gewährt darum auch seine besondere Befriedigung, in diesem Kampf der bloßen Klugheit einen Preis davon zu tragen. Und es gibt doch auch ein Ideal der politischen Kunst:

Es ist kein schön'rer Anblick in der Welt,
Als einen Fürsten seh'n, der klug regiert;
Das Reich zu seh'n, wo jeder stolz gehorcht,
Wo jeder nur sich selbst zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird.

Was dem Papst, auf den dies Lob zielt, nachgerühmt wird, sind in der Tat nur Tugenden des Verstandes, nicht des Gemüts. Die Welt liegt so klar vor seinem Blick als der Vorteil seines eigenen Staats. Das Kleine sieht er klein, das Große groß; damit er einer Welt gebiete, gibt er seinen Nachbarn freundlich nach. Insbesondere weiß er die Menschen zu unterscheiden, leiht nur dem erfahrenen Mann sein Ohr, nur dem Tätigen seine Gunst. Für die eigenen Verwandten tut er nicht weniger noch mehr, als billig ist: er nutzt ihnen, indem er sie nutzt, und genügt so zugleich dem Geschmack des Volks, das den Mächtigen selbst tadelt, wenn er für die Seinen nicht zu sorgen weiß. Die Wissenschaft ehrt er, sofern sie nützt, die Kunst, sofern sie ziert und sein Rom verherrlicht. Man sieht, dieser Fürst ist nichts, als das personifizierte Zweckbewußtsein. Und doch wird Tasso von Antonios Beschreibung im Tiefsten bewegt: die ganze Seele füllen ihm die Gestalten jener Welt,

Die sich lebendig, rastlos, ungeheuer
Um *einen* großen, einzig klugen Mann
Gemessen dreht und ihren Lauf vollendet,
Den ihr der Halbgott vorzuschreiben wagt.

Ja, im Blick auf sie fürchtet er, der Dichter, der sich seines Werts doch auch bewußt ist, wie Echo an den Felsen zu verschwinden, als ein Nichts sich zu verlieren. Doch hat Goethe auch bei dieser idealen Auffassung der Politik die Kehrseite nicht vergessen. Unter kleineren Verhältnissen hat und übt Alfons dieselbe Auffassung des Regierens wie der Papst. So weiß er z. B. Antonio und Tasso wohl zu unterscheiden und je in seiner Art zu nützen und zu schätzen, jenen als Diener, diesen als Zierde seines Staats. Aber

während Antonio sich dabei wohl befindet, ist Tassos Gemüt nicht befriedigt, und so kann er auch die Gunst des Fürsten nicht mit hingebendem Vertrauen erwidern. Er ist nichts weniger als ein Freiheitsschwärmer; er weiß, daß der Mensch nicht geboren ist, frei zu sein; er kennt für den Edlen kein schöneres Glück, als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen. Aber das empfindet er doch, daß er für seinen Herrn und Gönner keine Person ist, die ihren Zweck in sich selbst trüge. Das ist der wahre, böse Gehalt der schweren Worte, daß Alfons ihm eben nicht der Freund, sondern der Herr ist. Daß Tasso schweigen lernen muß, wenn er spricht, daß er ihm auch gegen die Stimme des eigenen Verstandes und Herzens gehorchen muß, ist nur die Äußerung, also das Symptom des inneren, wirklichen Mißverhältnisses. Darum ist Tassos Verfolgungswahn ein Körnchen Wahrheit nicht abzusprechen: er ist in der Tat für seinen Gönner nur Mittel zum Zweck, das entbehrlich wird, sobald der Zweck erreicht oder vergessen ist.

Doch wird im „Tasso" das politische Leben einseitig vom Standpunkt des Regierenden aus aufgefaßt; dagegen hat Goethe in „Egmont" das Verhältnis von Fürst und Volk von allen Seiten dargestellt, die er eben sehen konnte. Dabei verbinden sich die frommen Wünsche und schönen Phantasien, die den Dichter des Götz begeisterten, mit den bitteren Erfahrungen, die dem Minister Goethe das Leben sauer machten. Das Ende aber ist, daß in der bösen Wirklichkeit gerade der zugrunde gehen muß, der aus dem wahren, ebenso natürlichen wie idealen politischen Sinn heraus wirken will.

Egmont ist insofern Realpolitiker, als er sich durchaus auf den Boden der gegebenen Verhältnisse stellt. Er ist ein treuer Diener des Königs von Spanien; und wir müssen ihm glauben, daß er nicht die Absicht hat, sich dieser Abhängigkeit zu entziehen. Seines Wachstums Gipfel, den er noch zu erreichen hofft, ist nur, daß der König sich

entschließe, durch ihn als Statthalter seine Landsleute zu regieren. Anderseits macht es ihm keine Skrupel, daß der Adel, zu dem er gehört, mit seinen Brüdern, den gemeinen Bürgern, sehr ungleich geteilt hat. „Das ist vor Jahrhunderten geschehen," meint er, „und wird jetzt ohne Neid geduldet." Ihm sind also die Verhältnisse recht, wie sie sind; und er meint, sie könnten andern auch recht sein.

Denn auf die politischen Verhältnisse kommt nach seiner Meinung im einzelnen so sehr viel eigentlich nicht an, wenn man sich nur auf ihre Stetigkeit verlassen kann. Was der Mensch will und braucht, ist das, daß er, wirkend und genießend, ein Leben entfalten darf, das seiner Natur entspricht. Das versteht Egmont unter Freiheit; und weil das bis zu einem gewissen Grade immer möglich ist, so hat Egmont von der Freiheit die altväterische Meinung, daß ein ordentlicher Bürger, der sich ehrlich und fleißig nährt, überall so viel Freiheit hat, als er braucht. Doch drückt er sich hier nicht ganz seinem Sinne gemäß aus. Der aus innerem Antrieb tätige und genußfreudige Mensch ist frei, weil die Triebkraft in ihm sich durch äußere Hemmnisse nicht zurückdämmen läßt. So ist Egmont frei, so lange er den Mut hat, seine Freiheit zu betätigen. Ebenso sind seine Landsleute frei: ein jeder rund für sich, fest, rührig, fähig, zu drücken, nicht zu unterdrücken. Und wenn irgend ein Fürst wirklich frei ist, so ist er's in keinem anderen Sinne: auch er kann nur in seinen Verhältnissen die Kräfte betätigen, die sich durch ihn auswirken wollen. Es ist also eine durchaus konkrete, positive Freiheit, die Egmont im Sinn hat; für eine bloß abstrakte, negative Freiheit hat er kein Interesse.

Nun sollten freie Menschen sich nicht bloß vertragen können, sondern aneinander eine Freude haben. Dürfte König Philipp nicht auf seine Niederländer stolz sein, die doch Männer sind, wert Gottes Boden zu betreten? Egmont muß sie als solche lieben; und er wird auch von ihnen ge-

liebt: „weil ihm die Fröhlichkeit, das freie Leben, die gute Meinung aus den Augen sieht.“ Wo diese gegenseitige Freude aneinander fühlbar wird, entsteht ein Vertrauensverhältnis, das den Neid ausschließt und ein gedeihliches Zusammenleben gewährleistet. Insbesondere ist für den Fürsten der gute Wille des Volks das sicherste, das edelste Pfand der Herrschaft. Und darum sollte sein Hauptabsehen immer sein, sich das Vertrauen seiner Untertanen zu erwerben, zu erhalten. Dazu gehört vor allem, daß er sie in ihrer Eigenart achtet, auf ihre Begriffe von Recht und Unrecht Rücksicht nimmt, und sich in die geschichtlich gewordenen Verhältnisse ebenso fügt, wie sie sich drein fügen müssen. Gerade dem Fürsten fällt die Aufgabe zu, die Stetigkeit der Verhältnisse zu wahren, unter der die positive Freiheit allein gedeihen kann.

Aber diese wünschenswerte Entwicklung wird durch widerstrebende Kräfte durchkreuzt. Neben den Menschen, die ihr eigenartiges Leben entfalten wollen und eben deshalb auch andre in ihrer Eigenart gewähren lassen, ja fördern können, gibt es immer solche, die selbst nicht leben und deshalb auch andre nicht leben lassen können. Da sind auf der einen Seite Menschen, die nichts besitzen, darum auch nichts zu verlieren haben; sie stiften Unruhen, indem sie der urteilslosen Menge durch die Phrase der Freiheit die Köpfe heiß machen. Der biedere Zimmermeister kennt sie wohl: denn sie eben sind die Not des ehrsamen Bürgers. „Die Tagediebe, die Söffer, die Faulenzer, . . . die stänkern aus Langeweile und scharren aus Hunger nach Privilegien, und lügen den Neugierigen und Leichtgläubigen was vor, und um eine Kanne Bier zu kriegen, fangen sie Händel an, die viel tausend Menschen unglücklich machen. Das ist ihnen eben recht. Wir halten unsere Häuser und Kasten zu gut verwahrt; da möchten sie gern uns mit Feuerbränden davontreiben.“ Auf der andern Seite aber steht „das Volk, das an den Blicken seines Herrn altert“:

Leute, denen der höchste, ja einzige Gehalt des Lebens die Gunst des Fürsten ist. Sie spielen sich als seine Vorkämpfer auf und erhitzen ihn durch die Phrase der Autorität für *seine* Freiheit, d. h. für das Recht der unbeschränkten Willkür. Auch sie haben freilich zumeist noch einen reelleren Grund, der Autorität des Fürsten das Wort zu reden: als Diener seiner absoluten Willkür finden sie die günstige Gelegenheit, ihre Ehrsucht und Habgier zu befriedigen. So wird von der einen wie von der andern Seite für eine Freiheit gehetzt, die nicht in der konkreten Möglichkeit zu wirken und zu genießen besteht, sondern in dem bloßen Bewußtsein der Ungebundenheit. Je weniger innere Fühlung Fürst und Volk miteinander haben, desto leichter können sich die Feinde der positiven Freiheit zwischen sie eindrängen. Dann wird der Fürst versuchen, die Kraft seines Volkes, den Kern seiner Eigenheit, den Begriff, den es von sich selbst hat, zu schwächen, zu zerstören, nur um es bequemer regieren zu können. Das Volk aber wird dem Wahn verfallen, seine Lage durch Aufruhr bessern zu wollen, da doch die Anarchie nur zerstören, nicht schaffen kann. Wenn nicht ein Vermittler eintritt, der das betörte Volk und den verblendeten Fürsten miteinander über ihre wahren, gemeinsamen Interessen verständigt und dadurch das Vertrauen zwischen ihnen wiederherstellt, so ist der Bürgerkrieg unvermeidlich.

Diese Gefahr droht in den Niederlanden, und Egmont ist entschlossen, die gefährliche Rolle des Vermittlers zu übernehmen. Dazu ist er in gewisser Beziehung wie geschaffen. Er selbst ist wirklich frei: aus innerem, mächtigem Lebenstrieb zugleich tätig und genußfreudig. Darum hat er auch eine Freude an allem, was aus sich heraus lebt. Selbst ohne Arg, ist er auch arglos gegen andere. Er liebt seine Landsleute, weil er sie nach ihrem eigentümlichen Wesen zu schätzen vermag; er mag aber auch nicht leiden, daß man von dem König unwürdig denkt. Diesem

hat er große Dienste geleistet, hat deshalb auch dessen höchste Gunst genossen. Aber dadurch läßt er sich nicht abhalten, seine und des Königs Rechte wohl abzuwägen, und sieht darin auch keine Verletzung seiner ganz ernst gemeinten Treue gegen den König. Seine Landsleute schwärmen für ihn, hoffen von ihm Rettung aus der gegenwärtigen Not und lassen sich leicht durch ihn bestimmen. Dadurch ist ihm sein Posten angewiesen, auf dem er bleibt, obgleich er dem besten Freunde schon verloren erscheint. Denn wenn er sich retten will, ist der schrecklichste Bürgerkrieg gewiß; daß er untergehe, ist doch immer nur wahrscheinlich. So versucht er es denn auch, ebenso besonnen wie freimütig, den Vertreter des Königs zu bewegen, daß er nicht durch rücksichtslose Strenge das verhetzte, aber gutartige, sich schon wieder beruhigende Volk aufs neue aufrege, vielmehr dessen Eigenart anerkenne und schone, seinen billigen Wünschen entgegenkomme: da dies ja auch der einzige Weg sei, auf dem Spanien überhaupt die Herrschaft über die Niederlande werde behaupten können. Aber der König hat ihn schon verraten, als er ihm noch die gefährdete Herrschaft zu retten sucht; von dieser Seite wird also der ehrliche Makler mit dem schwärzesten Undank gelohnt. Seine Landsleute aber, die für ihn schwärmten, werden durch ihre Liebe nicht getrieben, für ihn zu wagen, wie er für sie gewagt hat; und so sehen sie auch keine Möglichkeit, ihm zu Hilfe zu kommen. Er wird ein Opfer des Tyrannen, der nun einmal nicht durch Vertrauen, sondern durch Gewalt regieren will; aber er selbst hat seine Freiheit behauptet, und er stirbt in der zuversichtlichen Hoffnung, daß die Tyrannei, welche den Naturbedingungen alles Herrschens zu trotzen wagt, über sich selbst stürzen muß.

Das Stück schließt mit einer Siegessymphonie: mit Recht, weil der Held seine Freiheit siegreich behauptet; mit Recht auch deshalb, weil in der Tat die Tyrannei als solche selbstmörderisch ist. Aber von dem politischen Wirken

hat Goethe trotzdem eine durchaus pessimistische Auffassung. Egmont geht zugrunde, nicht obgleich, sondern weil er in lauterer Gesinnung und mit wirklicher Einsicht in die Bedingungen eines ersprießlichen Verhältnisses von Fürst und Volk zwischen den Gegensätzen vermitteln will. Margarete von Parma muß Alba weichen, weil sie, trotz ihrer religiösen Beschränktheit, nicht bloß menschlicher, sondern auch einsichtiger ist als dieser. Wer das wirklich Gute wirken will, hat nirgends auf Unterstützung, hat nur mit Unverstand und Verkennung zu rechnen. Das ist auch Egmont nicht unbewußt, der doch aus Temperament und Grundsatz jedermann das beste zutraut. Daß ein Volk nie alt und klug werde, kann er Alba nicht widersprechen; hat er doch selbst schon Klärchen geklagt, er sei „geliebt von einem Volk, das nicht weiß, was es will, geehrt und in die Höhe getragen von einer Menge, mit der nichts anzufangen ist". Dagegen muß er Alba zu bedenken geben, wie selten ein König zu Verstand komme. Und doch hat er von den Königen selbst noch eine bessere Meinung als von ihren Beratern, denen Egmont offenbar um so weniger Gutes zutraut, je wichtiger sie sich machen. Für die Hauptsache haben sie ja, wie Alba zeigt, durchaus kein Verständnis: dafür, daß das Volk in einer Art behandelt werde, die ihm sein Vertrauen abgewinnt. Dagegen lieben sie, was leicht zu entscheiden wäre, mit wiederkehrenden Gesprächen zu überlegen. Dabei tritt der gute, verständige Mensch ganz von selbst zurück hinter den Streber oder Fanatiker, der die Sachen in eine künstliche Beleuchtung zu rücken weiß und dadurch der Herrschsucht die Gelegenheit schafft, sich unter dem Vorwand der Pflicht zu befriedigen. So versteht Margarete den Alba; doch hat auch sie an Egmont auszusetzen, daß er das Ernstliche scherzhaft nehme: während ihm doch Machiavell bezeugt, daß er in seiner anscheinenden Frivolität nur mehr wahr als klug geredet habe. Was

man wirklich Gutes tun kann, sieht in der Ferne wie nichts aus, eben weil es gut ist. U. s. f. u. s. f.

Es ist in der Tat kein freundliches Bild des politischen Lebens, das sich in „Egmont“ vor unsern Augen entfaltet. Der trübe Gesamteindruck wird durch einzelne bitterböse Beobachtungen, die allenthalben angebracht sind, in der unerfreulichsten Weise verstärkt. Die Parallelen aber, die wir dazu in Goethes Briefen finden, beweisen uns, daß zu den „Eigenheiten und Albernheiten“, die er seinem Helden geliehen, insbesondere seine ganze Auffassung der „großen Welt“ gehört.

6.

Indem Goethe tiefer in das Leben hinein kommt, wird es ihm schwerer, sich frei darüber zu erheben und es als Ganzes auf sich wirken zu lassen. Das hat er später in den Tag- und Jahresheften selbst angedeutet, nur daß er diesen notwendigen Rückschritt in seiner menschlichen Entwicklung ganz ins Ästhetische umdeutet. Da erzählt er, daß ihn der Besuch in Weimar mit schönen Verhältnissen umschlungen und unversehens auf einen neuen glücklichen Lebensgang gedrängt habe. Aber an allen mitgebrachten, unvollendeten Arbeiten habe er nicht fortfahren können: „denn da der Dichter durch Antizipation die Welt vorweg nimmt, so ist ihm die auf ihn losdringende, wirkliche Welt unbequem und störend; sie will ihm geben, was er schon hat, aber anders, das er sich zum zweitenmal zueignen muß“. Das ist gewiß richtig; aber aus den gleichzeitigen Zeugnissen seines damaligen Ergehens haben wir auch erkannt, daß die auf ihn eindringende wirkliche Welt ihre engen Grenzen hatte und oft schwer auf ihn drückte.

Das hat zunächst zur Folge, daß Goethe sein einst so freier und heiterer Humor in dem lustigen Leben zu Weimar nach und nach abhanden gekommen ist. Der „Triumph der Empfindsamkeit“ bleibt trotz alles ausgelassenen

Mutwillens hinter dem „Neueröffneten moralisch-politischen Puppenspiel" weit zurück. Aus der bunten Fülle menschlicher Torheit wird nur eine Modekrankheit herausgegriffen; und auch deren Darstellung ist mehr zur literarischen Satire geraten, als daß sie uns eine tiefere Einsicht in das allgemein Menschliche geben würde. Goethe hat sodann auch das „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" verengert, als er es 1778 für die Aufführung in Weimar bearbeitete: er ersetzte darin den kecken Spott über die Aufklärer und Schwärmer seiner Zeit durch eine Parodie auf das französische Theater; auch der einzige bedeutendere Zusatz, den er machte, bezieht sich auf das Schauspielerwesen. „Die Vögel" und „Das Neueste von Plundersweilern" richten endlich die Satire ganz überwiegend gegen Torheiten der Schriftstellerzunft und ihres Publikums. Und doch hätte das Leben zu Weimar einem kecken Humor einen recht dankbaren Stoff geboten. Aber Goethe hielt es weder für angebracht, der näheren Umgebung ihr Bild im Hohlspiegel der Satire zu zeigen, noch hatte er ihr gegenüber die innere Freiheit, daß er dies mit wirklich guter Laune hätte tun können. Eine völlige Wandlung in Goethes Humor läßt aber die Operette „Scherz, List und Rache" erkennen, auf die er im Jahr 1784/85 viel Mühe und Zeit verwendete oder verschwendete. Diese Dichtung war für Goethe bewußtermaßen ein ästhetisches Experiment; und sie ist, wie er später selbst erkannte, als solches verunglückt. Aber es ist doch auch bezeichnend, welchen Stoff er sich dafür wählte. Der Inhalt der Fabel ist: wie einem schmutzigen Geizhals und Erbschleicher seine Beute durch einen mehr noch unverschämten als witzigen Schelmenstreich wieder abgejagt wird. Goethe erklärt sich später den Mißerfolg der Dichtung unter anderm auch daraus, daß der freche Betrug, wodurch ein geiziger Pedant mystifiziert werde, für einen rechtlichen Deutschen keinen Reiz habe, wenn Italiener und Franzosen sich daran wohl ergötzen

möchten; bei uns könne die Kunst den Mangel des Gemüts nicht leicht entschuldigen. Der schlimmere Mißgriff ist aber, daß diese Kunst auf einen Vorwurf verwendet wird, der durchaus kein tieferes Interesse zu erwecken vermag. Wenn der Dichter doch wenigstens unsere Aufmerksamkeit auf das allgemeine Gesetz lenken würde, daß über einen Schelm immer wieder ein größerer kommt; und wenn er doch darüber seinem humoristischen Behagen Ausdruck gäbe. Aber statt dessen drängt er uns nur die Frage auf, wie Scapin und Scapine den geizigen Dokter dupieren werden: nachdem wir dies erfahren, ist denn auch unser ganzes Interesse erloschen. Daß Goethe der Bearbeitung eines solchen Stoffes so viel Eifer widmen konnte, wird dadurch noch merkwürdiger, daß er um dieselbe Zeit den Plan der „Geheimnisse" faßte, worin er seine tiefsten Gedanken über die Erziehung des Menschengeschlechts niederlegen wollte. Er ist in Gefahr, als Dichter gegen das Gemütsleben indifferent zu werden, sonst könnte er sich nicht nebeneinander mit dem gemütvollsten und gemütlosesten Stoff beschäftigen.

Daß Goethe die Welt, die er zuvor als Dichter antizipiert hatte, nun erst als wirkliche erkennen und sich zueignen muß, hat ferner die Folge, daß er seine früheren, großartigen Versuche, die Grundbedingungen menschlicher Existenz künstlerisch zur Anschauung zu bringen, nicht wieder aufnehmen oder doch nicht wesentlich fördern kann. „Mahomet" ist ihm, wie es scheint, spurlos aus dem Gedächtnis entschwunden, obgleich ihn die Auseinandersetzung mit Lavater wohl daran hätte erinnern können. Wenn er freilich in dem „Propheten" Lavater mehr und mehr den berechnenden Politiker zu erkennen glaubte, so konnte ihm dieser für den Mahomet, den er einst sich gedacht hatte, nicht mehr als Modell dienen; und eben, daß er sich mit Lavaters Prophetentum persönlich auseinandersetzen mußte, verhinderte ihn, die Idee des religiösen Genius aus der Ferne zu sehen, die für die künstlerische Gestaltung not-

wendig ist. Wie „Mahomet“ verschwindet auch der „ewige Jude“, ohne eine Spur zu hinterlassen. Beachten wir, daß Goethe in dieser Zeit aus dem „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern“ die Beziehung auf die religiösen Strömungen der Zeit ausgeschieden hat, so ist unschwer zu verstehen, daß er diesen Plan freilich nicht wiederaufnehmen konnte. Das geschichtliche Christentum verliert für ihn mehr und mehr an Interesse; oder wurde es ihm schon so widerwärtig, daß ihm auch zur satirischen Beleuchtung desselben die notwendige freie Stimmung fehlte. Auch die Fortsetzung der „Geheimnisse“ möchte daran gescheitert sein, daß ein durch Herder angeregtes freundliches Interesse für die Geschichte der positiven Religion sich nicht behaupten konnte. Wie warm und zart und fein spricht Goethe noch in den „Geheimnissen“ die Empfindungen des Bruders Markus aus, der nach ermüdender Wanderung das Kreuz mit dem Symbol der Dreieinigkeit erblickt:

Er fühlet neu, was dort für Heil entsprungen,
Den Glauben fühlt er einer halben Welt;
Doch von ganz neuem Sinn wird er durchdrungen,
Wie sich das Bild ihm hier vor Augen stellt:
Es steht das Kreuz mit Rosen dicht umschlungen.
Wer hat dem Kreuze Rosen zugesellt?
Es schwillt der Kranz, um recht von allen Seiten
Das schroffe Holz mit Weichheit zu begleiten.

Und leichte Silberhimmelswolken schweben,
Mit Kreuz und Rosen sich emporzuschwingen.
Und aus der Mitte quillt ein heilig Leben
Dreifacher Strahlen, die aus einem Punkte dringen;
Von keinen Worten ist das Bild umgeben,
Die dem Geheimnis Sinn und Klarheit bringen.
Im Dämmerschein, der immer tiefer grauet,
Steht er und sinnt und fühlet sich erbauet.

Und wie frech darf Mephisto in der zu Rom gedichteten „Hexenküche“ das Geheimnis der heiligen Dreieinigkeit lästern:

ein vollkommner Widerspruch
Bleibt gleich geheimnisvoll für Kluge wie für Toren.
Mein Freund, die Kunst ist alt und neu.
Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drei und Eins, und Eins und Drei
Irrtum statt Wahrheit zu verbreiten.
So schwätzt und lehrt man ungestört;
Wer will sich mit den Narrn befassen?
Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.

Wenn Goethe auch von dieser Stimmung heimgesucht wurde (und wir wissen aus seinen Äußerungen über Lavater, daß dies der Fall war), so eignete er sich freilich wenig dazu, die Wahrheit überzeugend vorzutragen, daß jede Anerkennung Gottes und der Tugend, sie zeige sich in noch so wunderbarer Gestalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig sei. So ist denn auch die Dichtung, die diesem Zwecke dienen sollte, nämlich eben die „Geheimnisse", in ihren ersten Anfängen stecken geblieben. — „Prometheus" hat gewissermaßen eine Fortsetzung gefunden: in „Iphigenie". Im Gesange der Parzen tönt noch dumpf die Empörung des Prometheus nach. Daß aber Goethe nun zu einem versöhnlichen Schluß gelangt, verdankt er nur einer wesentlichen Änderung der Auffassung. Im „Prometheus" hatte er das allgemeine Verhältnis des Göttlichen und Menschlichen zur Anschauung bringen wollen; die Betrachtung ist also religionsphilosophisch, oder vielmehr geschichtsphilosophisch: denn dieses Verhältnis ist kein ruhendes, sondern ein dramatisch bewegtes. Dagegen ist für Iphigenie das Verhältnis zur Gottheit eine individuelle Sorge und Aufgabe: die Betrachtung ist ethisch-erbaulich. So genügt denn auch dem Dichter, daß Iphigenie selbst mit dem Vertrauen auf die Götter wohl fährt, oder daß in ihr das Geschick des Hauses der Tantaliden eine günstige Wendung nimmt; wie aber der Wille der Götter dieses Geschick als Ganzes veranlassen könne, das bleibt ungeklärt.

Doch davon später mehr. Hier möge der Hinweis genügen, daß Goethe in „Iphigenie“ den Standpunkt der Betrachtung eine volle Stufe niedriger nahm als einst in „Prometheus“.

So hat denn Goethe von den das ganze Weltleben umspannenden Planen seiner früheren Zeit nur „Faust“ im ursprünglichen Sinne festgehalten: gewiß auch deshalb, weil er in ihn allein seine fortschreitende Erfahrung einarbeiten konnte. Wie weit dies in der Zeit, die wir behandeln, wirklich geschah, ist freilich nicht mehr sicher auszumachen, da wir nicht wissen, ob der „Urfaust“, den Fräulein von Göchhausem uns erhalten hat, alles enthält, was Goethe nach Weimar mitbrachte. Immerhin ist es der Mühe wert, das Verhältnis zwischen dem Fragment „Faust“, das Goethe 1790 im 7. Band seiner Schriften veröffentlichte, und dem „Urfaust“ genauer zu untersuchen.

Daß in dem Fragment der Schluß der Gretchentragödie weggelassen wird, hat gewiß nur ästhetische Gründe, die wir hier übergehen müssen. Stark überarbeitet wurde Mephistos Gespräch mit dem Schüler und die Szene in Auerbachs Keller: dabei wird nicht nur die Form verbessert, sondern auch des Schülers schnodderige Beschreibung des Studentenlebens ausgeschieden; dafür wird eine Charakteristik der Jurisprudenz und der Theologie eingeschoben. Beide wären schon dem Dichter des Götz und dem Verfasser der theologischen Sendschreiben zuzutrauen. Immerhin könnte der Hohn auf die Gesetze und Rechte, die sich wie eine ewige Krankheit forterben, auch aus amtlichen Erfahrungen Goethes abzuleiten sein, der 1778 seine Vorstellung von Ordnung, Polizei und Gesetzen nicht mit Worten ausdrücken durfte, weil sie leicht mißverstanden und dann gefährlich wären. Daß man aber in der Theologie sich am besten an Worte halte, ohne sich mit dem Begriff ängstlich zu quälen —

Mit Worten läßt sich trefflich streiten
Mit Worten ein System bereiten;
An Worte läßt sich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt sich kein Jota rauben —

das erinnert an Mephistos Hohn über die Dreieinigkeit, den wir schon zu erwähnen hatten, und möchte wie dieser auf die Erfahrungen zurückzuführen sein, die Goethe mit Lavater machte. Von keiner wesentlichen Bedeutung ist, daß Goethe, um Fausts plötzliches Entbrennen für Gretchen zu erklären, ihn im Fragment durch den Zaubertrank der Hexe verjüngt werden läßt. Wie Faust in die Verbindung mit dem Bösen kommt, weiß der Dichter auch jetzt noch nicht darzustellen. Doch zeigen die Zusätze des Fragments zum Urfaust, daß Goethes Nachdenken über das Rätsel des Menschen von 1775—1789 einen bedeutenden Fortschritt gemacht hat, den wir auch ohne Mühe aus den Erfahrungen erklären können, die ihm diese Periode seines Lebens brachte.

Im Urfaust treffen wir zuerst Faust allein im Selbstgespräch, noch ehe ihm der Gedanke nahe getreten ist, sich mit dem Bösen zu verbinden; dann Mephisto im Gespräch mit dem Studenten, Fausts Rolle spielend; dann Faust mit Mephisto in Auerbachs Keller, ohne daß dort beider Verhältnis zu einander charakteristisch hervortreten würde; erst in der Tragödie Gretchens wirken sie so zusammen, daß sie sich gegenseitig beleuchten. Wir müssen sie also von da aus verstehen. Nun hat Gretchen, der in Faustens Arm so frei, so hingebend warm wird, von Mephisto sofort den abstoßendsten Eindruck. Seine Gegenwart schnürt ihr das Innere zu; denn

Man sieht, daß er an nichts Anteil nimmt,
Es steht ihm an der Stirn geschrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben.

Wenn Mephisto zu den Liebenden tritt, meint Gretchen sogar, sie liebte Faust nicht mehr; und sie kann sich's nicht

anders denken, als daß es dem Geliebten auch so sein müsse. In der Tat wird Faust von derselben Stimmung gegen Mephisto übermannt, nachdem er erfahren, wie Gretchen durch ihn ins Elend gekommen. Mephisto nimmt die Nachricht mit der gleichgültigen, ja schadenfrohen Bemerkung auf: „sie ist die erste nicht.“ Faust ist empört darüber, daß er gelassen über das Schicksal von Tausenden hingrinse, während ihm das Elend dieser einzigen Mark und Leben aufwühle. Er ruft dem Erdgeist zu: „Großer, herrlicher Geist, der du mir zu erscheinen würdigtest, der du mein Herz kennst und meine Seele: warum mußtest du mich an den Schandgesellen schmieden, der sich am Schaden weidet und am Verderben sich letzt.“ Aber Faust ist es ja selbst gewesen, der Mephisto anherrschte: „hör, du mußt mir die Dirne schaffen!“ — der prahlte:

> Hätt' ich nur sieben Tage Ruh',
> Braucht keinen Teufel ich dazu,
> So ein Geschöpfchen zu verführen.

Er hat also das Unglück, daß er über Gretchen bringen mußte, nicht vorausgefühlt, ja sich seiner verderblichen Überlegenheit über das unschuldige Ding gefreut. Und wie er sieht, daß er ihren Frieden untergraben hat, ohne dadurch seine Seelennot zu heben: da bringt ihn das Mitgefühl doch nicht so weit, daß er sie erst vor der rohen Sittenrichterei der Menschen in Sicherheit bringen würde; vielmehr ruft er in selbstsüchtiger Verzweiflung aus:

> Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angst verkürzen;
> Mag's schnell gescheh'n, was muß gescheh'n.
> Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen
> Und sie mit mir zu Grunde geh'n.

Darum läßt er sich denn auch selbst, während Gretchen verzweifelt, von Mephisto in abgeschmackte Freuden einwiegen; und erst, als ihr Elend unheilbar geworden, durchwühlt es ihm Mark und Leben. Das Gute besteht also

für den Dichter dieser tragischen Liebesgeschichte darin, daß man für einander fühlt; das Böse ist, daß man an nichts Anteil nimmt; und wenn man gar noch des Leidens andrer sich freuen, aus dem, was andern Leiden schaffen muß, sich einen belustigenden Spaß machen kann, so ist ihm das das eigentlich Teuflische. Das fatale Rätsel des Menschen aber findet er in der Doppelnatur der „Liebe" ausgedrückt, die zugleich rücksichtsloses, ja zu schadenfroher Überhebung neigendes Begehren ist und warmes Mitgefühl. Und umgekehrt, weil für Goethe die wichtigste Lebensäußerung noch die Liebe ist, fällt ihm der Gegensatz des Guten und Bösen ganz in die Sphäre des Gefühls. Haben wir diese Erkenntnis aus der Geschichte Gretchens gewonnen, so finden wir sie auch in den ersten Szenen des Urfaust wieder. Faust fühlt den Mißerfolg, die Aussichtslosigkeit des menschlichen Erkenntnisstrebens als ein eigenes Leiden. Es will ihm schier das Herz verbrennen, daß das Ende seines Forschens die Einsicht ist, wir können nichts wissen. Mit der Einbildung, daß er etwas lehren könne, die Menschen zu bessern und zu bekehren, ist ihm auch alle Freude entrissen. Und es ist ihm kein Trost in seinem Unglück, daß er gescheiter ist als die andern Laffen alle. Seine Schüler an der Nase herumgeführt zu haben, ist ihm kein Vergnügen, sondern ein bittere Schmach. Mephisto dagegen hat seine Freude daran, die Philosophie als leere Wortklauberei zu verhöhnen. Er hat kein Gefühl für die Not des Hungers nach Wahrheit; es ist auch nicht die Achtung vor der Wahrheit, die ihn gegen wissenschaftliches Scheinwesen kritisch macht, und noch weniger die Wahrnehmung, daß dieses den Menschen nichts nützt. Will er recht den Teufel spielen, so stellt er mit frechem, lüsternem Witz die Kenntnis der menschlichen Schwachheit als ein Hilfsmittel dar, mit den Leidenden seinen Mutwillen zu treiben. Das sind die Früchte von des Lebens goldenem Baum, die er an Stelle der grauen Theorie empfiehlt. Dabei kann er

wohl die Rolle Fausts spielen: denn er ist in der Tat Faust selbst, in gemütloser Stimmung oder Verstimmung.

Bewegt sich nun der Gegensatz des Guten und Bösen ganz in der Sphäre des Gefühls; ist das Gute Gefühl und insbesondere Mitgefühl, das Böse Gefühllosigkeit und Schadenfreude: so kann an dem Bösen durchaus nichts Gutes sein. Doch findet sich schon in dem Urfaust ein Ansatz dazu, daß das Verhältnis von Faust und Mephisto unter einem andern Gesichtspunkt aufgefaßt und darum auch anders bestimmt wird. In dem Gespräch mit dem Studenten darf Mephisto recht viel sagen, was nach des Dichters Meinung nichts ist als eben die Wahrheit, rücksichtslos herausgesagt. Insbesondere aber läßt ihn Goethe gelegentlich auch dem in Liebe schwärmenden Faust über sein Gefühl die bloße Wahrheit sagen, die Faust wohl zur Besinnung rufen könnte, und nun ist es Faust, der in der Erregung des Gefühls sich gegen die Anerkennung der von Mephisto vertretenen Wahrheit sträubt. Faust bedenkt sich, der Frau Marthe den Tod ihres Eheherrn zu bezeugen, da er ja davon nichts weiß. Darüber entspinnt sich folgende Auseinandersetzung:

Mephistopheles.

O heil'ger Mann, da wärt ihr's nun!
Es ist gewiß das erst in eurem Leben,
Daß ihr falsch Zeugnis abgelegt.
Habt ihr von Gott, der Welt, und was sich drinne regt,
Vom Menschen und was ihm in Kopf und Herzen schlägt,
Definitionen nicht mit großer Kraft gegeben?
Und habt davon in Geist und Brust
So viel als von Herrn Schwertleins Tod gewußt.

Faust.

Du bist und bleibst ein Lügner, ein Sophiste.

Mephistopheles.

Ja, wenn man's nicht ein bißchen tiefer wüßte.
Denn morgen wirst in allen Ehren
Das arme Gretchen nicht betören
Und alle Seelenlieb ihr schwören?

Faust.

Und zwar von Herzen.

Mephistopheles.

Gut und schön.
Dann wird von ew'ger Treu und Liebe,
Von einzig überallmächt'gem Triebe —
Wird das auch so von Herzen gehn?

Faust.

Laß das, es wird. Wenn ich empfinde
Und dem Gefühl und dem Gewühl
Vergebens Namen such und keinen Namen finde,
Und in der Welt mit allen Sinnen schweife,
Und alle höchsten Worte greife,
Und diese Glut, von der ich brenne,
Unendlich, ewig, ewig nenne,
Ist das ein teuflisch Lügenspiel?

Mephistopheles.

Ich hab' doch recht!

Faust.

Hör, merk dir dies,
Ich bitte dich, und spare meine Lunge.
Wer Recht behalten will und hat nur eine Zunge,
Der hält's gewiß.
Und komm, ich hab' des Schwätzens Überdruß,
Denn du hast recht, vorzüglich, weil ich muß.

Mephisto hat in der Tat recht und Faust ist vielmehr der Lügner und Sophist. Allerdings kann man auch in diesem Fall eine Teufelei darin sehen, daß er Faust so die Wahrheit sagt: er singt ihm ein moralisch Lied, um ihn gewisser zu betören; trotzdem bleibt bestehen, daß Faust sich hinter sein Gefühl zurückzieht, um sich der unangenehmen Wahrheit zu erwehren. Es dreht sich also das Verhältnis um: das Gefühl will das Böse, das die gefühllose Kälte als solches erkennt. Faust würde das Mitgefühl mit Gretchen nicht so schnöde verletzen, wie er es tut, wenn er es über sich gewinnen könnte, von Mephisto die gefühllose Wahrheit über seine himmlischen Gefühle zu hören.

In dieser Richtung geht nun das Fragment einen guten Schritt weiter. Dem Dichter ist jetzt nicht bloß die Beständigkeit, sondern auch die Echtheit der himmlischen Gefühle zweifelhaft geworden. Nachdem Faust eben in wilder Öde seine Andacht zu dem erhabenen Geist gefeiert, der ihm die Fähigkeit verlieh, die ganze herrliche Natur zu fühlen, erlaubt sich Mephisto, ihm frech, aber nicht ohne den Stachel der Wahrheit, seine Meinung über diese Quelle neuer Lebenskraft zu sagen:

Ein überirdisches Vergnügen!
In Nacht und Tau auf den Gebirgen liegen,
Und Erd' und Himmel wonniglich umfassen,
Zu einer Gottheit sich aufschwellen lassen,
Der Erde Mark mit Ahnungsdrang durchwühlen,
Alle sechs Tagewerk im Busen fühlen,
In stolzer Kraft, ich weiß nicht was, genießen,
Bald liebewonniglich in alles überfließen,
Verschwunden ganz der Erdensohn,
Und dann die hohe Intuition —
Ich darf nicht sagen, wie — zu schließen.

Und auf Fausts „Pfui über dich!" fährt er unbeirrt fort:

Das will euch nicht behagen;
Ihr habt das Recht, gesittet Pfui zu sagen.
Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen,
Was keusche Herzen nicht entbehren können.
Und kurz und gut, ich gönn' ihm das Vergnügen,
Gelegentlich sich etwas vorzulügen ....

Damit sind Fausts unendliche Gefühle nicht so ganz unrichtig charakterisiert. Mephisto glaubt sich deshalb rühmen zu dürfen, daß er Faust wenigstens auf Zeiten lang vom Kribskrabs der Imagination kuriert habe, in der Faust sich selbst aufreiben würde. Das ist denn wohl auch der Grund, warum sich Fausts Verhältnis zu Mephisto nun wesentlich anders darstellt als im Urfaust. Beklagt er sich dort gegen den erhabenen Geist über den Schandgesellen, an den er ihn geschmiedet, so ruft er ihm jetzt zu:

Du gabst zu dieser Wonne,
Die mich den Göttern nah' und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich schon nicht mehr
Entbehren kann, wenn er gleich, kalt und frech,
Mich vor mir selbst erniedrigt, und zu nichts
Mit einem Worthauch deine Gaben wandelt.

Wenn Faust darin nur eine Demütigung und Beraubung sähe, würde ihm der Gefährte doch nicht unentbehrlich geworden sein. Mephistos Unentbehrlichkeit muß ihren Grund in einem wirklichen Nutzen haben, den Faust dem unangenehmen Genossen doch nicht absprechen kann.

Zum selben Resultat führt uns eine Untersuchung des Gesprächs zwischen Faust und Mephisto, dessen Schluß Goethe nun der Schülerszene vorausgeschickt hat. Weil dem Dichter das unbedingte Recht des schrankenlosen Gefühls nicht mehr sicher steht, gelingt es ihm nicht, aus Mephisto einen Teufel zu machen, gegen den sich sofort alles menschliche Gefühl empören müßte. Wenn Mephisto nicht neben- und hinterher einige teuflische Grimassen schneiden würde, möchte man Faust zu seinem trefflichen Berater beglückwünschen.

Faust beginnt mit einer leidenschaftlichen Expektoration seines Dranges nach unendlichem Leben, den wir schon aus seinem ersten Monolog kennen:

Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern.

Mephisto erwidert darauf ganz ernsthaft und sachgemäß, daß das Ganze dieses Weltlebens nur für einen Gott gemacht sei. Fausts ebenso trotziges wie hohles „Allein ich will" müßte nicht bloß einen Teufel, sondern auch den ehrlichsten Biedermann zur Ironie nötigen. Mephisto gibt ihm also den Rat, sich mit einem Poeten zu assoziieren:

Laßt den Herrn in Gedanken schweifen
Und alle edlen Qualitäten
Auf euren Ehrenscheitel häufen . . .
Laßt ihn euch das Geheimnis finden,
Großmut und Arglist zu verbinden,
Und euch, mit warmen Jugendtrieben,
Nach einem Plane, zu verlieben.
Möchte selbst solch einen Herren kennen,
Würd' ihn Herrn Mikrokosmus nennen.

Faust braucht sich natürlich nicht erst mit einem Poeten zu verbinden, denn er ist selbst sein Poet: daß er sich als Mikrokosmus fühlt, ist nichts als poetische Exaltation. In Wahrheit ist er, wie andere, ein Mensch mit seiner gewissen, beschränkten Fähigkeit, zu wissen, zu handeln und auch zu fühlen. Darum fragt er verzweifelt:

Was bin ich denn, wenn es nicht möglich ist,
Der Menschheit Krone zu erringen,
Nach der sich alle Sinne dringen.

Mephisto aber antwortet wieder die bare, nüchterne Wahrheit:

Du bist am Ende — was du bist.
Setz dir Perücken auf von Millionen Locken,
Setz deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer, was du bist.

Faust fühlt das selbst schon; das ist ja eben seine Klage, daß er „dem Unendlichen" nicht näher kommt, und wenn er alle Schätze des Menschengeistes auf sich herbeirafft. Worauf Mephisto ihm wieder ohne jeden teuflischen Hinterhalt, mit offenem Ernst, erklärt, daß er eine ganz falsche Stellung zum Leben einnehme, indem er eine erträumte Unendlichkeit erfliegen wolle, statt die Welt durch stetigen Gebrauch der gegebenen Kräfte allmählich zu erobern, soweit es ihm eben möglich sei. Er schließt:

Drum frisch! Laß alles Sinnen sein,
Und grad' mit in die Welt hinein!
Ich sag' es dir: ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Tier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide.

Nach dieser höchst verständigen Mahnung sind wir fast überrascht, daß sich der welt- und lebenskundige Berater in einem Selbstgespräch als „Lügengeist" kundgibt: hat er etwa den Engel des Lichts so vortrefflich gespielt, daß seine schwarze Seele sich in gar keinem Worte verriet? Aber nicht einmal als eingestandener Teufel kann er so recht den Teufel spielen. Man höre, was er Faust nachruft:

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft;
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,

(der doch eben eine Lebensweisheit gepredigt hat, welcher man eher philisterhafte Nüchternheit nachsagen könnte, als eine Hinneigung zu Blend- und Zauberwerken)

So hab ich dich schon unbedingt —
Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt,
Und dessen übereiltes Streben
Der Erde Freuden überspringt.

(Ganz richtig; und Mephisto hat ihm eben überzeugend gezeigt, daß das ebenso unmöglich wie widersinnig ist.)

Den schlepp ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit.
Er soll mir zappeln, starren, kleben,
Und seiner Unersättlichkeit
Soll Speis' und Trank vor gier'gen Lippen schweben;
Er wird Erquickung sich umsonst erfleh'n;
Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde geh'n.

Darin offenbart sich nun freilich eine ganz teufelsmäßige Bosheit. Aber wie sonderbar ist das doch! Faust müßte zu Grunde gehen, auch wenn er sich nicht dem Teufel übergeben hätte, — außer er könnte sich entschließen, dem Rate des Teufels zu folgen und der Erde Freuden nicht in übereiltem Streben zu überspringen. Also geht Faust in Wirklichkeit zu Grunde, weil er sich dem Teufel nicht übergibt. Und das sagt sich und uns der Teufel selbst.

Man sieht: Mephisto ist aus dem Schandgesellen und abscheulichen Untier, als das er dem Dichter des Urfaust vor Augen stand, ein so einsichtiger und im Grunde guter Teufel geworden, daß wir ihm einen seelenmörderischen Anschlag auf Faust kaum mehr zutrauen können, und noch weniger die ganz satanische Hinterlist, womit er die Verführung des armen Gretchens einfädelt. Ja, wenn wir genauer zuhören, glauben wir seine Stimme zu kennen: das ist ja Goethe selbst, welcher Freund Jacobi und Freund Lavater in allem Ernst und bester Meinung zurechtweist. Lavater ist einem Mann zu vergleichen, der Güter, Geld, Besitztümer, Weib, Kinder, Freunde, alles nicht achtete, um eine Maschine zum Fliegen zu erfinden; sein ganzes Wesen ist, wie ein trockener Schwamm, nach jenem Erhabensten so durstig, daß der geringste Tropfen der Ahndung jener Seligkeit ihm mehr Freude und Wollust gewährt, als der Genuß alles übrigen, den Menschen von Gott so reichlich gegönnten Guten. Lavater hat auch jenes verhängnisvolle Interesse für Blend- und Zauberwerke, von dem ihn Goethe vergebens zu heilen suchte. Lavaters zentraler Gedanke ist, daß a l l e s im Menschen ist; er sieht in Cagliostro ein Siegel auf seinen Glauben, daß der Mensch Gott und Satan, Himmel und Erde, alles in Einem sei; er findet in Pontius Pilatus alles, Himmel und Erde und Hölle, Tugend, Laster, Weisheit, Torheit, Schicksal, Freiheit — Symbol von allem und alles. An Jacobi aber fände Goethe viel zu beneiden, Haus und Hof, Reichtum und Kinder,

Schwestern und Freunde u. s. f. u. s. f. Dagegen hat ihn Gott mit Metaphysik, mit Spekulation gestraft, während er Goethe mit der Physik gesegnet hat, damit es ihm im Anschauen seiner Werke wohl werde. Im Gegensatz zu Jacobi will sich Goethe sein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge widmen, die er erreichen kann, ohne sich im geringsten zu bekümmern, wie weit er kommen werde und was ihm zugeschnitten ist.

Goethe vertritt also gegen die beiden Freunde genau die Lebensauffassung, die Mephisto dem Faust predigt. Da ihnen Goethe als Versucher zum Unglauben erscheinen mußte, konnte es ihn wohl reizen, sich als Teufel zu verkleiden. Seiner Dichtung aber ist es nicht ganz gut bekommen, daß er Mephisto den besten Ertrag seiner Lebenserfahrung geliehen hat.

7.

In „Iphigenie“ klingen allenthalben Stimmungen durch, die uns aus Goethes Briefen und Tagebüchern vertraut sind; und doch will es nicht recht gelingen, die Bedeutung festzustellen, die das Schauspiel für den Dichter selbst hatte. Nach dem Abschied von Wetzlar fühlt sich Goethe als Tantalus, der von den Göttern zu Tische gezogen und wegen übermütigen Benehmens in den Tartarus verstoßen wurde (an Kestner, 25. September 1772). Im Juni 1773 schreibt er Kestner, daß die Leute von ihm sagen, der Fluch Kains liege auf ihm; und er findet es sogar notwendig, hinzuzufügen: „keinen Bruder hab' ich erschlagen, und ich denke, die Leute sind Narren“. Ob ihm dabei noch Friederike von Sesenheim ins Gedächtnis kam, ist schwer zu sagen. Dann schreibt er in der Zeit der heftigsten Erregung durch Lili und Gustchen an die Karschin: „vielleicht peitscht mich bald die unsichtbare Geißel der Eumeniden wieder aus meinem Vaterland“. Die Verzweiflung des Orest konnte er also aus sich selbst schöpfen.

Andererseits möchte man es fast als eine Probe auf die wirkliche Heilung des Orest betrachten, daß Goethe nach Vollendung der „Iphigenie“ auf der Reise in die Schweiz Friederike und Lili aufsuchte. Mit sichtlicher Erleichterung berichtet er Frau v. Stein, wie gut er von Friederike aufgenommen worden sei, die er in einem Augenblick habe verlassen müssen, da es sie fast das Leben kostete, und daß er Lili recht glücklich verheiratet gefunden habe. So hätte also Goethe in Orest, den er selbst spielte, auch sich selbst gedichtet. Nach Iphigeniens Modell dürfen wir auch nicht weit suchen: in ihr ist Goethes „Besänftigerin“, Frau v. Stein, nicht zu verkennen. Da Goethe um die Zeit der Entstehung dieses Dramas sich rühmt, frei von einer beschränkten Leidenschaft zu sein, so feierte er in der „Besänftigerin“ wohl auch gerne die „Schwester“. Aber warum hat er nun eine „Iphigenie“ gedichtet, nicht einen „Orestes“? Was hat ihn veranlaßt, Iphigenie eine innere Krisis durchmachen zu lassen? Was bedeutet es insbesondere, daß diese Krisis durch das Wagnis der Wahrhaftigkeit zu einem glücklichen Ende gelangt? Das wissen wir nicht. Was uns bis 1779 über das wirkliche Verhältnis Goethes zu Frau v. Stein bekannt ist, gewährt uns überhaupt keinen nennenswerten Beitrag zu dem Verständnis der Dichtung; und die Frage ist eher, was wir aus dieser in jenes übertragen dürfen. Doch ist dies für uns von keinem Belang. Wir suchen also das Drama aus sich heraus zu verstehen, unbekümmert um die persönlichen Erlebnisse, die Goethe veranlaßt haben mögen, seinen Stoff gerade so zu behandeln, wie er tat.

„Iphigenie“ ist als Drama erheblichen Einwendungen ausgesetzt. Es ist nicht meine Aufgabe, diese hier zu untersuchen; doch liegt es in der Linie unserer Betrachtung, auf die letzte Ursache der Mängel hinzuweisen, die man in der Komposition des Stückes finden kann. Es ist eine griechische Tragödie, wie Herder sie auffaßt: „eine Fabel menschlichen

Schicksals für menschliche Herzen". Da in ihr alles menschliche Handeln eingegliedert ist einem umfassenden und übermächtigen göttlichen Walten, so ist für den Dichter weder die Einheit des Helden noch die Einheit der menschlichen Handlung von wesentlichem Interesse. Nur hat er freilich auch nicht darauf geachtet, die Einheit einer göttlichen Handlung deutlich durchzuführen; so daß wir den Grund für die entscheidende Schicksalswendung, ohne die ein Drama nicht zu denken ist, doch wieder in einem menschlichen Tun suchen. Das entspricht ja dem wirklichen Verlauf des Menschenlebens, worin die Entscheidung über den Menschen zumeist durch eine Entscheidung des Menschen sich vollzieht; und so hat Goethes Dichtung durchweg eine ergreifende menschliche Wahrheit erreicht. Aber zugleich ergibt sich daraus eine Zwiespältigkeit des Interesses und der Stimmung, die den ästhetischen Genuß des Ganzen beeinträchtigt. Auch die Darstellung des Gehalts der Dichtung ist dadurch erschwert, daß sie sich der Schicksalstragödie nähert, ohne die Bedeutung der freien Entscheidung des Menschen ganz aufzugeben. Denn nun können wir nicht von dem Schicksal ausgehen, das die Menschen leiden und handeln macht, das also den inneren Zusammenhang des vorgeführten Ausschnitts aus dem Leben bestimmt; wir müssen uns zunächst vielmehr an das halten, was die Menschen tun, die wir doch nicht als die wirklichen Täter ihrer Taten und freien Urheber ihres Geschicks verstehen können. Der Dichter selbst nötigt uns, die Handlung im Vordergrund auf eine Weise zu erklären, die dem Hintergrund, aus dem sie hervorbricht, nicht entspricht.

An welchem Punkte wir einsetzen müssen, um den Knoten der dramatischen Verwicklung zu lösen, kann nicht zweifelhaft sein: es ist das die Tat, die Iphigenie selbst als ein kühnes Unternehmen mit dem klaren Bewußtsein vollzieht, dadurch über des Bruders und seines Freundes und ihr eigenes Leben die Entscheidung zu treffen: daß sie

es nämlich wagt, den Trug, durch den sie sich mit den Geliebten zu retten hoffte, selbst wieder zu zerstören. Die Bedeutung dieses Entschlusses besteht für sie nicht bloß darin, daß sie ein gewagtes Spiel spielt, weil sie die Wirkung ihres Geständnisses auf König Thoas nicht sicher voraussehen kann; sie erschöpft sich auch nicht in der sittlichen Leistung, daß sie unter den erschwerendsten Umständen der Wahrheit die Ehre gibt. Vielmehr stellt sie damit zugleich die Götter auf die Probe:

> Euch leg ich's auf die Kniee! Wenn
> Ihr wahrhaft seid, wie ihr gepriesen werdet,
> So zeigt's durch euren Beistand und verherrlicht
> Durch mich die Wahrheit!

Und daß sich ihr Vertrauen auf die Götter bewährt, ist für sie ebenso wichtig, wie die günstige Wendung ihres Geschicks, die sie von dem Beistand der Götter erhofft. Es ist für sie nicht gleichgültig, wie sie mit dem Bruder die Rückkehr ins Vaterhaus gewinnt. Dieses ist durch eine lange Reihe furchtbarer Freveltaten entweiht. So sehr sie daher unter der Fremde leidet, so kann sie doch nicht wünschen, im Vaterhaus nur auch wieder unter die Herrschaft des alten Fluchs zu kommen. Aber sie hat dem schweren Geschick, das sie selbst erlitt, den freundlichen Sinn abgewonnen, die Götter möchten sie von ihrem schuldbeladenen Geschlecht abgeschieden haben, damit sie dereinst mit reiner Hand und reinem Herzen die schwer befleckte Wohnung entsühne. Daß sie, die der Vater zum Opfer der Diana bestimmt hatte, von der Göttin selbst gerettet und zur Priesterin genommen wurde, erweckt in ihr den Glauben an eine solche liebevolle Absicht der Götter. In diesem Glauben hat sie lange Jahre mit steigender Sehnsucht und doch nicht ermattender Geduld auf die Heimkehr gewartet. Die unverhoffte, gottgewirkte Ankunft des Bruders, der in ihren Armen von den Qualen wahnsinniger Reue wunderbar geheilt wurde, schien ihr sodann ein Zeichen, daß nun

der von den Göttern bestimmte richtige Zeitpunkt für die Erfüllung ihres heißen, heiligen Wunsches herangenaht sei. Aber eben darum ist es für sie eine Anfechtung, die das erworbene Vertrauen in die Götter wieder gefährdet, daß sie durch das, was sie selbst zur Verwirklichung des geglaubten göttlichen Ratschlusses zu tun hat, die Reinheit preisgeben soll, auf der die bessere Zukunft der Tantaliden ruht. Es regte sich wieder in ihr der furchtbare Argwohn, daß die Götter vielleicht doch nur ihr rohes, höhnisches Spiel mit den Sterblichen treiben. Aus tiefster Seelennot mußte sie die Götter anflehen:

Rettet mich,
Und rettet euer Bild in meiner Seele!

Lassen sie die Götter jetzt im Stich, so verliert sie, wenn nicht das Leben selbst, so doch den Glauben an eine freundliche höhere Leitung des menschlichen Geschicks, der die Grundlage aller Lebensfreudigkeit ist. Aber ihr Vertrauen wird nicht enttäuscht. Ihrer Aufrichtigkeit fällt als freie Gabe zu, was List und Gewalt doch nicht hätten erkämpfen können. Sie kann nun in die Heimat zurückkehren, getragen von der frohen Zuversicht, daß sie mit den Ihrigen einem neuen, aufsteigenden Leben entgegengehe.

In ihre Entwicklung ist die des Bruders eingeschlossen, doch so, daß in dieser ein Moment deutlich hervortritt, das auch Iphigenie durchlaufen haben mußte. Orest wird insofern von dem Schicksal noch härter getroffen denn Iphigenie, als er an dem Unheil, das in dem Hause des Tantalus fortwütet, tätig mitwirken muß. Es fällt ihm die furchtbare Aufgabe zu, den Mord des Vaters an der Mutter zu rächen. Mit halbem Herzen vollzieht er die grause Tat. Die eigene Leidenschaft kann sich in der Mutter heiligen Gegenwart nicht behaupten; aber die Schwester Elektra bläst der Rache Feuer wieder an. Darum erwachen sofort nach vollbrachter Tat Zweifel und Reue in seinem Gemüt. Und da er die Untat, die ihm selbst zur unerträglichen Last

wurde, doch hatte tun müssen, so wird ihm die Anklage gegen sich selbst zur Anklage gegen die Götter. Doch bitte er Apollo, daß er ihn von den Rachegöttinnen befreie, die ihn unstet und flüchtig von Land zu Land treiben. Er erhält die Zusicherung, daß er im Heiligtum der Schwester zu Tauris Hilfe finden werde. Mit nur halbem Vertrauen auf das Wort des Gottes und fast mehr nach dem Tode sich sehnend als nach Genesung tritt er die Fahrt nach Tauris an. Darum findet er es bloß richtig, daß er dort gefangen genommen wird, um als Opfer geschlachtet zu werden, und daß die Priesterin, die ihn töten soll, sich als seine tot geglaubte Schwester zu erkennen gibt. Ihre Freude über das Wiedersehen, die sie sich durch die Kunde von den neuen Greueln in dem elterlichen Hause nicht verbittern läßt, löst in ihm zunächst nur einen furchtbaren Ausbruch der wildesten Verzweiflung aus. Daß die liebende Schwester gezwungen ist, ihn zu morden, dünkt ihm gerade das passende Ende für das Geschlecht, dem sie entstammen und dem er nichts besseres wünschen kann als den völligen Untergang. Aber indem er ermattet niedersinkt, tritt ihm die ganze furchtbare Geschichte seines Geschlechts und auch die eigene Tat in ein neues Licht. Er glaubt sich in der Unterwelt und sieht dort Vater und Mutter und alle die Ahnen, die sich einst wütend bekämpft, in traulichem Gespräch. Es hat sich ihnen also als ein Nichts erwiesen, was sie entzweit, was sie sich gegenseitig angetan. Es ist also auch nichts, daß er die ihn um Erbarmen flehende Mutter gemordet: er darf zu ihr treten, als wäre nichts geschehen. Unter dem Eindruck dieses Gesichts vermag er sich der wiedergefundenen Schwester nun wirklich zu freuen; er versteht nun der Götter Rat, die sie ihm in heiliger Stille zum Segen bewahrt haben; er kann wieder an das Leben glauben, auf seine Rettung denken.

So behauptet sich in Iphigenie der Glaube an das Leben gegen den Druck hartnäckigen Unglücks; so erneuert

er sich in Orest, nachdem er durch das Bewußtsein schwerer Untat geknickt worden war. Die Geschichte der beiden Geschwister wird aber in Goethes Darstellung ein Symbol der allgemeinen Stellung des Menschen im und zum Leben. Man muß sich schon Gewalt antun, um das Drama rein ästhetisch aufzufassen: wir werden davon, unwillkürlich, nicht bloß ergriffen, sondern auch erbaut. Der Dichter bezeugt uns als objektive Wahrheit des Lebens, daß wir in der Obhut liebender Götter stehen, die besser für uns sorgen, als wir selbst es zu tun vermögen. Wir können also nichts besseres tun, als daß wir unser Heil ihnen anheimstellen. Wir haben nie einen zureichenden Grund, zur Sicherung unseres Lebens, zur Erfüllung unserer Wünsche Mittel zu gebrauchen, durch die wir uns selbst erniedrigen und beflecken. Alle Ungeduld, alle Eigenwilligkeit ist nicht bloß sinnlos, sondern widersinnig; sie bricht die Früchte unreif, die gütige Götter doch nur für uns heranreifen lassen. Dies die eine Reihe erbaulicher Gedanken, die uns Goethe vorträgt. Damit kreuzt sich eine zweite. Die Übel, die wir einander zufügen, haben nicht das Gewicht, das unser Eigenwille ihnen zuschreibt; auch daß wir uns gegenseitig schädigen und kränken, schätzen wir in dem Affekt der Rache und Reue (beides sind nur Formen des Eigenwillens) nicht nach seiner wirklichen Bedeutung. Sind wir dem Eigenwillen erstorben, so ist auch alles, was andere und wir selbst im Eigenwillen getan, für uns abgetan. Nur das Fortbestehen des Eigenwillens ermöglicht den Taten des Eigenwillens, durch ihre Nachwirkung das Leben zu beschweren, zu gefährden. Wer in jedem Moment sich selbst sterben kann, wird auch in jedem Moment zu neuem Leben erwachen. Aber dazu, daß man wirklich frei und leicht in die Zukunft hineinlebt, ohne sich mit der Vergangenheit zu schleppen, dazu führt auch nur ein Weg: der Tod. Drittens aber hebt der Dichter hervor, daß das neue Leben, das dem Menschen aufgeht, wenn er ohne Eigenwillen sich

dem Willen der Götter überlassen kann, erst ein wahrhaft menschliches Leben ist und sich auch von selbst in reiner, milder, tiefer Menschlichkeit entfaltet. Nur diesem Boden entsprießt eine Liebe, die alle umfassen, allen helfen kann, da sie auch das Entsetzen vor dem Gräßlichen zu überwinden vermag; die gerade darin ihre schönste Aufgabe erkennt, die peinlichen Nachwirkungen eigenwilligen Tuns zu sühnen und zu heben.

Dies etwa in freier Wiedergabe der erbauliche Gehalt dieser ergreifenden Dichtung. Wer sie zur Erbauung liest, wird gerne den feinen Beziehungen nachgehen, die diese tröstlichen, erhebenden und warnenden Gedanken unter sich verbinden. Wenn wir aber von der Lebensanschauung, die Goethe darin bekennt, ein sicheres Bild gewinnen wollen, so zeigt sich, daß diese weder so geschlossen, noch so einheitlich, noch so sicher gegründet ist, wie man unter dem unmittelbaren Eindruck der warmen Darstellung des Dichters gerne glauben möchte. Der Zweifel der Möglichkeit eines ganzen, frohen Lebens ist darin nicht überwunden, nur zurückgedrängt.

Zunächst ist der freundliche Ausgang zu beanstanden, den Goethe von der griechischen Sage übernimmt und nur psychologisch vermittelt und religiös motiviert. Die Götter lassen Iphigenie nicht im Stich, wenn sie im Vertrauen auf ihren Beistand ihrem besseren Gefühl folgt. Aber haben die Götter noch nie den fallen lassen, der in derselben Weise dasselbe wagte? Das wird niemand behaupten wollen. Also hätte Iphigenie durch ihre Wahrhaftigkeit sich und die Genossen auch verderben können, die sich durch ihre List und ihre Tapferkeit vielleicht mit ihr gerettet hätten. Was dann? Dann wäre Iphigeniens Schicksal ein Beweis dafür, daß man mit ihrem Glauben nicht leben kann. Die glückliche Lösung der Verwicklung ist, so fein sie vorbereitet ist, doch nur eine *zufällige* Gunst der Götter, die durchaus nicht immer so guter Laune

sind. Die Fabel menschlichen Schicksals, die der Dichter uns vorführt, ermangelt also der typischen Allgemeinheit. Dadurch wird ihre erbauliche Wirkung empfindlich beeinträchtigt. Wer die Lebensfreudigkeit lehren will, muß von dem schlimmsten Fall ausgehen. Das Trauerspiel ist die einzig mögliche Form für die Darstellung einer optimistischen Weltanschauung. Darum ist „Egmont" erbaulicher als „Iphigenie", obwohl der Leser wohl zumeist den entgegengesetzten Eindruck haben wird. Iphigeniens Rettung lehrt, daß man in der größten Not nicht zu verzweifeln braucht, weil immer noch ein günstiger Ausgang möglich ist. Egmonts Untergang lehrt, daß der Wert des Lebens, weil er in dessen Form und Gehalt beruht, durch den schlimmsten Ausgang nicht aufgehoben werden kann. Iphigenie ist *noch* gut davongekommen; Egmont lebt, auf alles gefaßt, ein Leben, das jeden Moment lebenswert ist.

Wenn nun ferner Iphigenie und Orest in die Heimat zurückkehren, wenn in ihnen dem Hause des Tantalus eine bessere Zukunft erblüht: ist damit der furchtbaren Vergangenheit ihres Geschlechts wirklich der Stachel genommen? In keiner Weise! Oder wollen die geretteten Geschwister einfach vergessen, was hinter ihnen liegt? Stünde das in ihrer Macht, so wäre es ihrer doch nicht würdig. Auch ist eine Lebensfreudigkeit, die auf dem Vergessen beruht, von sehr unsicherem Bestand. Wir müssen also damit rechnen, daß in Iphigenie und Orest die Erinnerung an die Schrecknisse der Vergangenheit wieder erwacht, woran sie selbst leidend und handelnd beteiligt waren. Wie finden sie sich dann damit ab? Die Dichtung gewährt keinen sicheren Anhaltspunkt zur Beantwortung dieser doch naheliegenden Frage. Ja, noch mehr; an einigen Stellen verrät es sich, daß Goethe in dem Verhältnis seiner Helden zur Vergangenheit eine Schwierigkeit spürt, die er nicht bewältigen kann. Iphigenie macht die Erfahrung, daß man den Göttern vertrauen kann, wenn man sich ihnen anver-

trauen will: also ist anzunehmen, daß sich ihnen eben nicht überlassen wollte, wen sie im Stich lassen. Da sie sich durch einen freien Entschluß ins richtige Verhältnis zu den Göttern setzt, muß sie sich berechtigt und veranlaßt fühlen, den zu verurteilen, der nicht im richtigen Verhältnis zu den Göttern steht. Dem entspricht etwa ihr Verhalten gegen die Mutter, das von ihrer sonstigen Menschlichkeit befremdlich absticht. Nicht nur, daß sie als selbstverständlich annimmt, Orest müsse den Vater an der Mutter rächen, die sich doch auch um ihretwillen von dem Vater abgewendet hat; nein, für die verbrecherische Mutter fühlt sie überhaupt nicht mehr. Wie Orest ihr sagt, daß sie mit Agamemnons Tod des Greuels Hälfte nur erfahren habe, erwidert sie:

> Was fürcht' ich noch? Orest, Elektra leben.

Darauf Orest:

> Und fürchtest du für Klytämnestren nichts?

Und wieder Iphigenie:

> Sie rettet weder Hoffnung, weder Furcht.

Während Orest die Mutter trotz allem noch als Mutter fühlt, hat sich Iphigenie von ihr innerlich losgelöst.*) Anders stellt sie sich zu ihren Ahnen; aber nun stimmt auch die Art, wie sie sie entlastet, nicht mit ihrem

---

*) Darin sehe ich den schlimmsten Mangel in dem ganzen Drama. Iphigenie empfindet also weniger tief und stark als Orest: wie soll sie dann durch ihre Liebe dessen Verzweiflung heilen können? Ja, wenn sie des Bruders sich noch freuen könnte, der ihr die immer noch geliebte Mutter getötet hat: das müßte diesem das Bewußtsein einflößen, daß er durch seine Untat doch kein Unmensch geworden ist. Empfindet aber Iphigenie die Last des Muttermords gar nicht, so kann sie den Bruder auch nicht von der Last des Muttermords befreien. Kein Mensch kann dem andern einen Druck von der Seele nehmen, den er nicht selbst als wirklichen Druck mit ihm fühlt. Das entspricht wenigstens den Regeln der Seelsorge, die man bei einer Erbauungsschrift, als die „Iphigenie" sich unmittelbar gibt, wohl zu Rate ziehen darf.

Glauben an die Götter. So nimmt sie für Tantalus Partei, der das Vertrauen der Götter betrog:

> Götter sollten nicht
> Mit Menschen wie mit ihresgleichen wandeln;
> Das sterbliche Geschlecht ist viel zu schwach,
> In ungewohnter Höhe nicht zu schwindeln.
> Unedel war er nicht und kein Verräter;
> Allein zum Knecht zu groß, und zum Gesellen
> Des großen Donnrers nur ein Mensch. So war
> Auch sein Vergehen menschlich.

Also haben ihn eigentlich die Götter selbst, die ihn nachher so streng bestraften, in Schuld gestürzt. Nicht anders verhält es sich mit seinen Nachkommen:

> Zwar die gewaltge Brust und der Titanen
> Kraftvolles Mark war seiner Söhn' und Enkel
> Gewisses Erbteil; doch es schmiedete
> Der Gott um ihre Stirn ein ehern Band,
> Rat, Mäßigung und Weisheit und Geduld
> Verbarg er ihrem scheuen, düstern Blick;
> Zur Wut ward ihnen jegliche Begier,
> Und grenzenlos drang ihre Wut umher.

Diese schwere Anklage erhebt Iphigenie gegen die Götter, während sie schon aus ihrer Rettung einen viel günstigeren Begriff von ihrem Wesen und Walten erschlossen hat: daß die Unsterblichen der Menschen weitverbreitete gute Geschlechter lieben, dem Sterblichen gerne das flüchtige Leben fristen, ihm gerne ihres eigenen ewigen Himmels mitgenießendes fröhliches Anschauen eine Weile gönnen und lassen. So ist es auch nicht zu verwundern, daß ihr in der Stunde der Anfechtung das grimme Lied wieder vor den Ohren tönt, das die Parzen sangen, als Tantalus, ihr edler Freund, von den Göttern verstoßen wurde:

> Es fürchte die Götter
> Das Menschengeschlecht!
> Sie halten die Herrschaft
> In ewigen Händen

Und können sie brauchen,
Wie's ihnen gefällt.
Der fürchte sie doppelt,
Den je sie erheben!
Auf Klippen und Wolken
Sind Stühle bereitet
Um goldene Tische.
Erhebet ein Zwist sich,
So stürzen die Gäste
Geschmäht und geschändet
In nächtliche Tiefen
Und harren vergebens
Gerechten Gerichts.
Sie aber, sie bleiben
In ewigen Festen
An goldenen Tischen ....

Werden diese giftigen Zweifel für immer in ihr verstummen, weil die Götter nun ihrem Glauben wirklich entsprochen haben? Nein, und wenn es auch die höchste Sorge ihres Herzens war, in der sie sich zu bewähren schienen. So ist also für Iphigenie die Gefahr vorhanden, daß die Geister der Vergangenheit sie doch wieder beunruhigen. Nicht anders verhält es sich mit Orestes. Wie dieser im Hades Vater und Mutter versöhnt zu sehen glaubt, wie er zu hören glaubt, daß sie auch ihn willkommen heißen, da verlangt es ihn, den Urheber des ganzen Geschlechts und seiner Leiden kennen zu lernen.

O führt zum Alten, zum Ahnherrn mich!
Wo ist der Alte? daß ich ihn sehe,
Das teure Haupt, das vielverehrte,
Das mit den Göttern zu Rate saß.

Aber Tantalus ist in den Frieden der Unterwelt nicht aufgenommen. Denn Orestes fährt befremdet fort:

Ihr scheint zu zaudern, euch wegzuwenden?
Was ist es? Leidet der Göttergleiche?
Weh mir! es haben die Übermächt'gen
Der Heldenbrust grausame Qualen
Mit ehernen Ketten fest aufgeschmiedet.

Orest muß also des Ahnherrn vergessen, wenn er sich des Lebens freuen soll. Aber wird der Anlaß ganz ausbleiben, der ihm das Bild des Gottverhaßten, auf den er doch stolz ist, ins Gedächtnis zurückruft?

Goethe hat im hohen Alter (1827), als die Botschaft, die er durch „Iphigenie" liebevoll weithin verkündigen möchte, selbst angegeben:

Alle menschliche Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Damit hat er den Inhalt seiner Dichtung nicht genau und erschöpfend bestimmt; denn Orests Sühnung ist ohne seine Vision nicht denkbar, wird also nicht allein durch Iphigeniens reine Menschlichkeit bewirkt. Es ist ihm aber auch nicht gelungen, dieses Evangelium in dem Drama überzeugend zum Ausdruck zu bringen. „Iphigenie" lehrt vielmehr, daß reine Menschlichkeit nicht alle menschlichen Gebrechen sühnen kann. Denn sie hat keine rückwirkende Kraft. Wird auch Iphigenie wirklich das väterliche Haus von dem Fluche entsühnen, der auf ihm lastet, so bleibt noch immer der Wunsch: wenn doch diese Sühnung gar nie notwendig geworden wäre! Freilich verbindet sich damit sofort der Gedanke, daß die edle, milde Menschlichkeit Iphigeniens nur unter dem Druck der Erinnerung an alle die Untaten ihrer Ahnen entstehen konnte. Aber leider hat Goethe dieses wichtige Motiv nicht so stark hervorgehoben, daß es den düstern Hintergrund, von dem die Lichtgestalt der Heldin sich abhebt, erhellen könnte. Im Gegenteil: weil Iphigenie mit der Vergangenheit selbst nicht fertig wird, so wird, für unser Gefühl, deren lastendes Gewicht durch ihre Rettung fast noch verstärkt. Warum greifen die Götter so spät ein, nachdem alle die entsetzlichen Greuel im Geschlechte der Tantaliden geschehen sind? Wie konnten dieselben Götter, die Iphigenie zur reinen Menschlichkeit erziehen, ihren Vorfahren Mäßigung, Weisheit und Geduld versagen? Machen sie nicht doch, nach unberechenbarer Laune, zum Gefäß der

Ehre und der Unehre, wen sie eben wollen? Also: wenn wir auf das Drama selbst hören, so sühnt die reine Menschlichkeit **nicht** alle menschlichen Gebrechen. Doch möchte ich darum durchaus nicht sagen, daß der Dichter hinter seiner Absicht zurückgeblieben sei. Hätte er bei der Abfassung des Dramas wirklich das zum Ausdruck bringen wollen, was er später selbst aus ihm heraushörte, so wäre vielmehr zu urteilen, daß er unwillkürlich doch der Wahrheit die Ehre gegeben hätte. Gegen die schwere Tragik des Menschenlebens, die in der Geschichte des Tantalus und seiner Nachkommen angedeutet ist, hilft weder Gottvertrauen noch Menschlichkeit.

Man kann freilich die Zwiespältigkeit der Stimmung in diesem Drama auch viel einfacher erklären, indem man annimmt, daß es Goethe nicht gelungen sei, die griechische Sage durchaus dem Geiste des Jahrhunderts der Humanität anzupassen — wie das ja auch unmöglich gelingen konnte. Aber damit tritt man der Ehre des Dichters Goethe zu nahe, der, wo er es ernst nahm, in der bloßen Kraft oberflächlicher Nachempfindung gar nicht dichten **konnte**. Ferner ist gerade die griechisch-fatalistische Stimmung in „Iphigenie", wo sie durchbricht, von unzweifelhafter Echtheit. Den Eindruck des Anempfundenen macht eher die zuversichtliche Predigt des Gottvertrauens. Damit würde stimmen, daß Goethe in „Tasso" und „Egmont" nicht diese wieder aufgenommen hat, sondern in die Bahnen eines strengen, harten Schicksalsglaubens zurücklenkt. Auch drücken ja diese Dichtungen durchaus nicht den Glauben aus, daß die reine Menschlichkeit alle menschlichen Gebrechen zu sühnen vermöge. Also möchte auch in „Iphigenie" die harte fatalistische Stimmung Goethes tiefstem Fühlen entsprechen und vielmehr das Humane oder auch Christliche aus einem fremden Einfluß abzuleiten sein (wie auch das Christlich-Humane in den „Geheimnissen"). Aus Iphigenie, wo sie so gar fromm und gut redet, spricht Frau von Stein; wo

schärfere Töne die Harmonie der Stimmung stören, vernehmen wir die Stimme des Tantaliden Goethe, den seine „Besänftigerin" nicht ganz zu zähmen vermocht hatte.

8.

Von „Tasso" habe ich schon vorweggenommen, was mir für Goethes Auffassung der Liebe und der Politik bedeutsam erschien. Ich habe also nur noch zu untersuchen, wie das Drama als Ganzes das Menschenleben widerspiegelt. Aber gehe ich, indem ich diese Frage stelle, nicht von einer ungerechtfertigten Erwartung aus? Ist das Thema dieser Dichtung nicht viel enger zu fassen? Ist sie nicht ganz ausdrücklich nur die Tragödie des Dichters? oder gar nur des Dichters bei Hofe? Und wird ihr allgemein menschlicher Gehalt nicht auch noch dadurch beeinträchtigt, wenn nicht vernichtet, daß der Held sich ganz unzweideutig als psychopathisch minderwertige Persönlichkeit offenbart? Wie sich's mit Tassos Geisteszustand verhält, mögen die Irrenärzte entscheiden: Goethe hat uns gewiß nicht die Leiden und Kämpfe eines Halb- oder Dreiviertelverrückten vorführen wollen, obwohl er wußte, daß der wirkliche Tasso geisteskrank war. Und ebensowenig hat er für Dichter und Hofleute die speziellen Schwierigkeiten darstellen wollen, die ein Dichter gerade bei Hofe haben mag. Auch daß er viel von den eigenen Erfahrungen, die er zu Weimar machte, in die tragische Geschichte seines Helden hineingearbeitet hat, berechtigt uns nicht zu dieser Vermutung, die ihm als Dichter keine Ehre machte. Gewiß ist die Farbe seiner Dichtung dadurch mit bestimmt, daß der Held ein Dichter ist und sein Geschick sich an einem Hofe abspielt. Aber das Leben an einem Hofe ist *wesentlich* dasselbe wie das aller übrigen Menschen; und der Dichter ist zuerst und wesentlich *Mensch*. In der Tat erweist sich Goethes Tasso, je mehr wir uns in ihn vertiefen, um so mehr nur als ein Mensch,

dessen Leben dadurch tragisch wird, daß eine allgemein menschliche Anlage bei ihm stärker entwickelt ist als bei dem Durchschnittsmenschen — wodurch er doch nicht ein abnormer Mensch wird, sondern nur ein menschlicherer Mensch. Als solchen wollen wir ihn denn auch betrachten.

Tasso macht als dramatischer Held einen sehr wenig heldenhaften Eindruck. Er fordert nicht etwa das Schicksal heraus, indem er den Übermenschen spielen wollte; daß er in leidenschaftlicher Liebe die Grenzen übersieht, die ihm durch seine äußere Lage gesteckt sind, ist sichtlich nicht Übermut von ihm, sondern eine paradoxe Wirkung der äußersten Verzweiflung. Auch treiben ihn nicht Ehr- und Herrschsucht in einen Kampf mit den Menschen, in dem er unterliegen mußte. Nein, er ist von Natur ein durchaus harmloser Mensch, dem die Absicht ganz ferne liegt, irgend jemand zu nahe zu treten, auch nur, indem er sich vor anderen auszeichnen wollte. Daß er mit niemand leben kann, hat vielmehr nur die Ursache, daß er dieses Kunststück nicht fertig bringt. Andern erregt er nicht etwa Furcht, nur Verdruß (in den sich auch Neid mischt auf die Bewunderung, die ihm sein Talent erwirbt) und Sorge, nämlich Sorge für ihn selbst. Wider Willen macht er sich unmöglich an dem Hofe von Ferrara, obgleich die maßgebenden Personen von Anfang an entschlossen sind, ihn mit Geduld zu tragen, obgleich später alles sich vereinigt, ihm über die Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, in die er sich gebracht hat. Er *kann* eben auch zu den besten, aufrichtigsten Freunden in kein ersprießliches, ja nur erträgliches Verhältnis kommen. Er fällt also aus Schwäche. Und doch ist er ein echter tragischer *Held*: denn seine Schwäche wurzelt in einer Größe, durch die er alle überragt, die sich so freundlich um ihn, den Schwachen, bemühen. Das kann ja wirklich groß an einem Menschen sein, daß er nicht *kann*, was andern ganz leicht wird. „Wundersam ist doch jeder Mensch in seiner Individualität gefangen, am seltsamsten außerordentliche Menschen;

es ist, als wenn die viel schlimmer an gewissen Ecken dran wären als gemeine“ (an Frau von Stein, 30. Juni 1780).

Warum kann sich nun Tasso in seine Umgebung nicht schicken? Darüber spricht er sich einmal (2. Aufzug 1. Auftritt) ruhig und vertraulich gegen die Prinzessin aus; legen wir also seine eigenen klaren Äußerungen unserer Untersuchung zu Grunde. Auf den Vorwurf, daß er sich selbst nach vielen Jahren kaum in einen Freund finden könne, erwidert er der Prinzessin:

Tadle mich!
Doch sage mir hernach, wo ist der Mann,
Die Frau, mit der ich wie mit dir
Aus freiem Busen wagen darf zu reden?

Daß er ein Verhältnis, worin er das nicht wagen darf, nicht als Freundschaft anerkennt und wünscht, können wir nicht ungerechtfertigt finden. Die Frage ist also nur, ob der Mangel an zuversichtlicher Offenheit nicht bloß in ihm begründet ist. Nun nennt ihm die Prinzessin ihren Bruder, Antonio, Leonore als vertrauenswürdige Freunde; Tasso glaubt aber, aus gutem Grunde sich keinem ganz hingeben zu dürfen. Von Antonio hat er eine sehr günstige Meinung:

Wie lehrreich wäre mir sein Umgang, nützlich
Sein Rat in tausend Fällen! Er besitzt,
Ich mag wohl sagen, alles, was mir fehlt.

Aber was andrerseits dem erfahrenen Manne fehlt, macht seine Vorzüge leider für einen Tasso ungenießbar:

Haben alle Götter sich versammelt
Geschenke seiner Wiege darzubringen,
Die Grazien sind leider ausgeblieben;
Und wem die Gaben dieser Holden fehlen,
Der kann zwar viel besitzen, vieles geben,
Doch läßt sich nie an seinem Busen ruhn.

Wenn wir Tasso richtig verstehen, können wir ihm darin kaum widersprechen. Antonio hat soeben das Leben in Rom und die Dichtungen des Ariost in einer Weise

charakterisiert, die Tassos lebhaftes Interesse erregte: ihm mangelt also nicht etwa die bloße Anmut der Rede, die freilich keine Bedingung der Freundschaft bilden sollte, sondern die Zartheit der Gesinnung und des Benehmens. Nicht der Dichter Tasso ist von Antonio abgestoßen, sondern der Mensch in Tasso. Und das mit so gutem Grunde, daß wir Tassos Urteil sogar noch sehr milde finden müssen. Denn Antonio hat unmittelbar zuvor seine freundliche Begrüßung recht unfein mit der Andeutung erwidert, Tasso werde nicht fähig sein, ihn zu nützen:

> Du wirst mich wahrhaft finden, wenn du je
> Aus deiner Welt in meine schauen magst.

Die zarte Bitte des bekränzten Tasso:

> Wenn du mein Glück vor deinen Augen siehst,
> So wünscht' ich, daß du mein beschämt Gemüt
> Mit eben diesen Blicken schauen könntest —

sie entlockt ihm eine Antwort, die eine doppelte Taktlosigkeit enthält, einen kränkenden Zweifel an Tassos Würdigkeit und eine plumpe Schmeichelei gegen den Herzog, die diesen beleidigen müßte, wenn er ihn nicht kennte:

> Mir war es längst bekannt, daß im Belohnen
> Alphons unmäßig ist.

Und wie wenn Tasso es selbst veranlaßt hätte, daß er derselben Ehre gewürdigt werde, wie die Herme Ariosts, schließt er sein Lob dieses Dichters mit der beißenden Bemerkung:

> Wer neben diesen Mann sich wagen darf,
> Verdient für seine Kühnheit schon den Kranz.

Das sind nun freilich Proben einer — Wahrhaftigkeit, die Tasso nicht locken können, mit diesem Manne aus freiem Busen zu reden. Sogar die Wahrheit, die er verspricht, bringt er in einer Weise an, daß sie in Ungerechtigkeit, also Unwahrheit sich verwandelt. Auch der feinen und zier-

lichen Leonore von Sanvitale möchte Tasso lieber nicht näher treten, obgleich sich leicht mit ihr leben läßt. Wenn wir seinen Grund hören, können wir ihm wieder nicht unrecht geben:

So liebenswürdig sie erscheinen kann,
Ich weiß nicht, wie es ist, konnt' ich nur selten
Mit ihr ganz offen sein; und wenn sie auch
Die Absicht hat, den Freunden wohlzutun,
So fühlt man Absicht, und man ist verstimmt.

Er fühlt die Absicht, ihm — wohlzutun; und durch diese Absicht hindurch eine zweite Absicht, die Leonore für sich durch ihr Wohltun erreichen möchte. In der Tat ist Leonorens absichtliche Liebenswürdigkeit von dieser zweiten Absicht getragen. Sie „liebt" Tasso aus Gründen: weil sie nämlich hofft, mit ihm und durch ihn unsterblich zu werden. Wäre Tasso nicht der Dichter, an dessen ewigen Nachruhm sie glaubt, so wäre er ihr gleichgültig. Tasso als Mensch ist ihr fremd. Darum unterscheidet Tasso sehr richtig zwischen ihr und der Prinzessin. Diese nimmt an seinem menschlichen Ergehen menschlichen Anteil; ihr als seiner „Beichtigerin" zu offenbaren, was ihn bewegt, ist ihm ebenso natürlich, wie er sich zwingen muß, gegen Leonore ganz offen zu sein. — Dem Herzog aber kann er sich deshalb nicht rückhaltlos anvertrauen, weil er in ihm zuerst und zuletzt doch den Herrn sehen muß. Daraus folgt, daß er schweigen lernen muß, wenn jener spricht; daß er dessen Gebot gehorchen muß, auch wenn Verstand und Herz lebhaft widersprechen. Vertraulichkeit ist aber nur da möglich, wo man sich selbst auch zur Geltung bringen darf; wo man auch gehört wird, und nicht bloß pro forma, sondern im Ernste. Übrigens bekennt Tasso selbst der Prinzessin nicht alles, was er gegen ihren Bruder auf dem Herzen hat. Wie ihn später Leonore darauf hinweist, daß der Fürst, wie seine beiden Schwestern, ihm unbedingt vertrauen, erwidert Tasso bitter:

O Leonore, welch Vertraun ist das?
Hat er von seinem Staate je ein Wort,
Ein ernstes Wort mit mir gesprochen? Kam
Ein eigner Fall, worüber er sogar
In meiner Gegenwart mit seiner Schwester,
Mit andern sich beriet, mich fragt er nie.

Tasso wird von Alphons als Dichter hochgeschätzt, der eine beneidete Zierde seines Hofes ist; aber er ist für ihn auch nur der Dichter, der im Land der Träume verweilt, an dessen schönen Phantasien man sich ergötzen kann. Daß Tasso über die Wirklichkeit ernste, beachtenswerte Gedanken haben könnte, kommt dem Herzog gar nicht in den Sinn. Tritt ein eigner Fall ein, dessen Eigenheit doch vielleicht gerade dem Dichter sich offenbaren könnte (der echte Dichter ist ein Seher): so muß Tasso hinter jedem andern, sogar hinter Frauen zurückstehen. Er wird von dem Herzog als Mann und Mensch nicht ernst genommen. Das fühlt er durch alle Gunst hindurch, die dem Dichter gewährt wird; darum kann er als Mensch dem Herzog nicht offenbaren, was ihm selbst ernst ist. Kurz: Tasso hat, wenn er es genau nehmen will (und er nimmt es genau), wirklich nur einen Freund, mit dem er aus offenem Busen reden darf; und dieser Freund ist eine Frau und eine Prinzessin.

Daß Tasso in diesem Mißverhältnis zu seiner Umgebung das richtige Verhalten gegen sie treffe, ist zum voraus nicht anzunehmen. Wir hören denn auch, daß er launisch sei, zum Mißtrauen neige, sich gerne in die Einsamkeit zurückziehe. Nun weiß und gesteht er selbst, daß man an ihm zu tragen habe; das geben auch die Frauen zu, die ihm sonst so günstig sind; das wird von dem Herzog stark betont, der ihn doch durchaus an seinem Hofe festhalten will. Wenn wir aber Antonio hören, ist mit ihm überhaupt nicht zu leben. Da erscheint er als ein junger, verwöhnter Mensch von zweifelhaftem Talent, aber zweifellosem Selbstgefühl und maßloser Empfindlichkeit; groß-

sprecherisch, aber ohne andauernde Energie; gleich unfähig, seine sinnliche und seelische Erregung zu beherrschen; ohne Kenntnis der Welt, der Menschen und seiner selbst. Ja, es ist ihm sogar zuzutrauen, daß er durch ein intrigantes Doppelspiel sich die Gunst der beiden Frauen zugleich gewinnen wolle. Dadurch wäre freilich mehr als zur Genüge erklärt, daß der Herzog, der den Dichter Tasso so hoch schätzt, den Menschen Tasso nicht ernst nimmt. Wir tun doch wohl besser daran, diese Charakteristik nicht zu benützen. Nicht bloß, weil sie von Antonio stammt, dem wir zwar nach Goethes wahrscheinlichster Absicht keine feindseligen Ränke gegen Tasso zutrauen sollen, dem wir aber auch kein Verständnis für dessen andersartiges Wesen zutrauen dürfen. Von noch größerem Belang möchte sein, daß Goethe diese konkreten Züge dem Leben des geschichtlichen Tasso entnommen hat, ohne immer genau abzuwägen, ob sie auch das Wesen des Tasso ausdrücken, der ihm vor dem inneren Auge stand. Da nun Tasso nach Antonios eigenem Zeugnis zu stolz ist, sich zu verstellen (er wäre dessen auch gar nicht fähig), so müssen wir aus dem, was er vor unseren Augen und Ohren spricht und tut, über seinen Charakter wohl ins Klare kommen können. Wir halten uns also an dies, ohne uns viel um das zu bekümmern, was uns von den andren Personen im einzelnen über ihn erzählt wird.

Tassos erstes Auftreten offenbart uns sofort mit typischer Deutlichkeit eine Eigenheit seines Geisteslebens, die es ihm aufs äußerste erschwert, daß er sich in seiner bösen Lage nicht nur behaupte, sondern auch größeres persönliches Gewicht verschaffe. Er überreicht sein endlich vollendetes Werk dem Gönner, der ihm durch seine Gunst die Vollendung ermöglichte, mit tiefempfundenen Worten, die die wärmste persönliche Ergebenheit atmen. Aber indem er auszudrücken versucht, was er dem Fürsten an innerer und äußerer Förderung verdankt, wächst ihm dessen Bedeutung sichtlich an und weit über das wirkliche Maß hinaus. Auf die Glück-

wünsche, die ihm dargebracht werden und deren Inhalt ist, daß er sich des Beifalls jedes Guten, des allgemeinen Ruhms in der Folge der Zeit erfreuen möge, erwidert er:

> Mir ist an diesem Augenblick genug.
> An euch nur dacht' ich, wenn ich sann und schrieb;
> Euch zu gefallen, war mein höchster Wunsch,
> Euch zu ergötzen, war mein letzter Zweck . . .
> Hier ist mein Vaterland, hier ist der Kreis,
> In dem sich meine Seele gern verweilt.
> Hier horch' ich auf, hier acht' ich jeden Wink.
> Hier spricht Erfahrung, Wissenschaft, Geschmack;
> Ja, Welt und Nachwelt seh' ich vor mir stehn.

Das wäre, an irgend welche einzelnen Menschen gerichtet, eine geschmacklose Schmeichelei; und in diesem Sinne möchte ihn Antonio, wenn er zugegen wäre, mißverstehen. Aber der wahre Sinn von Tassos Rede ist für die Anwesenden eher kränkend als schmeichlerisch: denn er hat sich selbst, den Gönner und die Gönnerinnen als Einzelpersonen vergessen, und weiß sich nur noch als den Dichter, der sich an *sein* Publikum wendet. Was augenblicklich vor sich geht, ist ihm ein Symbol; und er fühlt in diesem symbolischen Vorgang die allgemeine Bedeutung stärker als das, was in der Wirklichkeit von diesen einzelnen Personen an ihm als einzelner Person getan wurde. Seine Freunde sind also betrogen, wenn sie sich dadurch geschmeichelt fühlen, daß sie für Tasso Welt und Nachwelt sind: sie sind ihm in diesem Moment *bloß* Welt und Nachwelt; ihre Bedeutung für ihn erschöpft sich darin, daß sie ihm Welt und Nachwelt *vorstellen*. Das zeigt sich noch deutlicher, wie ihm die Prinzessin auf Geheiß des Herzogs einen Lorbeerkranz aufs Haupt setzt. Er hört nicht, daß ihn Leonore als den „zum erstenmal" Bekränzten beglückwünscht; er vernimmt es auch nicht mehr, daß Alphons in diesem Kranz nur ein Vorbild jener Krone sieht, die ihn einmal auf dem Kapitol zieren soll. Er vergießt die ganze *wirkliche* Bedeutung des Vorgangs und fühlt sich nur noch als den in jugend-

lichem Alter gekrönten Dichter. Und seine Krönung fühlt er nur nach ihrer ideellen Bedeutung: als ersehnten Abschluß eines Dichterlebens. Darum sieht er sich auch sofort als einen, der das Leben schon hinter sich hat, der im Elysium in die Gemeinschaft der unsterblichen Helden und ihrer unsterblichen Sänger einzugehen im Begriff ist. Er wird sich darüber selbst so fremd, daß er sich die Fragen in den Mund legen kann:

> Wer mag der Abgeschiedene sein? Der Jüngling
> Aus der vergangnen Zeit? So schön bekränzt?
> Wer sagt mir seinen Namen? sein Verdienst?

Zu sich zurückkehrend, ruft er endlich aus:

> O daß ich gegenwärtig wäre, sie,
> Die größten Seelen, nun vereint zu sehn!

Da fühlt Leonore, wie gar nichts sie, die wirklichen Menschen, für ihn sind, deren Huldigung er so ganz in Ehrfurcht ersterbend hinzunehmen schien. Sie ruft ihm zu:

> Erwach'! Erwache! Laß uns nicht empfinden,
> Daß du das Gegenwärt'ge ganz verkennst.

Worauf Tasso mit einer Antwort erwidert, welche den doppelten Sinn des Vorgangs sehr bezeichnend ausdrückt:

> Es ist die Gegenwart, die mich erhöht;
> Abwesend schein ich nur, ich bin entzückt.

Seine Entzückung besteht eben darin, daß sich ihm das gegenwärtig Wirkliche zum Symbol der allgemeinen Idee erhöht — wodurch es doch selbst zum bloßen Symbol herabsinkt.

Tasso erlebt also die Wirklichkeit als ein Symbol; und dann i s t sie ihm, was sie ihm b e d e u t e t. Das ist nun an sich gar nichts Absonderliches. Unsere Vorstellung von der Wirklichkeit ist nie deren bloßer Abdruck in unserem Geiste, ist immer eine Deutung der Eindrücke, die uns geworden sind. Wir können das einzelne Erlebnis auf gar keine andre Weise in den Zusammenhang unsrer Welt auf-

nehmen, als indem wir durch seine Singularität hindurch etwas Allgemeines, Typisches darin erkennen; und dieses Allgemeine ist uns dann das eigentliche Wesen des Erlebten, das dessen bloß zufällige Singularität zur Bedeutungslosigkeit herabdrückt. Aber die Menschen unterscheiden sich darin, mit welchem Grad der Stärke der unverarbeitete, rohe Eindruck in der Deutung nachklingt und gegen diese den Zweifel wachruft, ob die Wirklichkeit nicht etwas andres sein möchte, als was sie zu bedeuten scheint. Der Nachdruck dieser Frage steht in umgekehrtem Verhältnis zu der Lebhaftigkeit, womit die Bedeutung des durchlebten Moments empfunden wird, und zu der Fülle dessen, was der Mensch aus seinem Eigenen in den gehabten Eindruck hineinlegt. Tasso hat ein sehr reiches, tief und rasch bewegtes Innenleben; darum bedeutet ihm alles, was ihm zustößt, mehr als es einem andern bedeuten würde; darum geht ihm die zufällige Besonderheit des Erlebnisses sehr leicht in dem Typischen, das er darin sieht, unter; darum ist er im Moment, da er von einem Eindruck (aber eigentlich von sich selbst) überwältigt wird, des Zweifels nicht fähig, ob die Wirklichkeit auch sei, was sie ihm bedeutet. So tritt bei ihm unverhältnismäßig stark hervor, was doch allen Menschen gemein ist, daß er der Wirklichkeit nur das Motiv zur Bildung seiner Welt entnimmt; und diese seine Welt hat lebhaftere Farben, stärkere Bewegung, schroffere Gegensätze als die Welt der gewöhnlichen Menschen. Diese Besonderheit macht ihn zum Dichter, der andern einen erhöhten Genuß des Daseins vermitteln kann; aber sie erschwert ihm auch das Verhältnis mit den Menschen, die doch mit ihm in derselben wirklichen Welt leben, bis ins Unerträgliche. Sie bringt eine gefährliche Zweideutigkeit in sein Leben, da die gesteigerten Gefühle, womit er unter dem Eindruck der Wirklichkeit sich erlebt, von ihm und den andern auf diese Wirklichkeit bezogen werden, die doch nur ihr Anlaß, nicht ihre Ursache, ihr Gegenstand ist. Daraus folgen auf

beiden Seiten empfindliche Enttäuschungen. Ihm selbst erscheint die Umgebung verändert, wenn seine Stimmung gewechselt hat; und diese Umgebung bemerkt mit Verwunderung und Verdruß, wie wenig sie dem auf einmal ist, dem sie zuvor so viel war. Schlimmer noch ist, daß ihm die Wirklichkeit keine festen Umrisse und sichern Verhältnisse bekommen kann. Denn die Bedeutung des Erlebten ist nur durch dessen Qualität bestimmt, ist aber von der Quantität unabhängig. Das kleinste Ereignis kann als Symbol unendliche Wichtigkeit bekommen; und das größte, folgenreichste Ereignis ist eben auch nur Symbol. In Tasso löst also die Wirklichkeit wohl Gefühle und Gedanken aus, die ihr der Art nach entsprechen; aber die Stärke seiner Eindrücke steht nicht in Proportion zu der Stärke der sie nur veranlassenden Reize, ist vielmehr ausschließlich oder doch überwiegend von inneren Bedingungen abhängig. So verbindet sich in ihm mit einem feinen Sinn für qualitative Unterschiede ein bedenklicher Mangel an Augenmaß für quantitative Verhältnisse. Tasso unterscheidet, wie wir sahen, ganz richtig die verschiedene Art seiner Beziehung zu den verschiedenen Personen seiner Umgebung; in dieser Hinsicht sieht er schärfer als der weltkundige Antonio, der Tassos innere Stellung zu den Frauen und dem Herzog gründlich verkennt. Aber er vermag nicht abzuschätzen, wie viel die einzelnen Personen aus ihrer Gesinnung heraus für oder wider ihn sein können. Er versteht also insbesondere nicht, wie man zugleich für und wider ihn sein könne, je in bestimmter Beziehung und gewissem Grade. Wo nur eine Verschiebung der Quantität eintritt in der Mischung der Gesinnung gegen ihn, da sieht er sofort eine Änderung der Qualität. Er hat also auch keinen sichern Takt für das Maß der jeweils angebrachten Hingebung und Zurückhaltung. Namentlich ist es ihm unmöglich, Vertrauen und Mißtrauen zu verbinden; er kann nur vom einen zum andern überspringen.

Da ist es freilich nicht bloß für ihn, sondern auch für

seine Umgebung sehr schwer, ein ersprießliches Verhältnis aufrecht zu erhalten. Weil aber dem gewöhnlichen Menschen die Unterschiede der Quantität leichter ins Auge fallen als die feinen, versteckten Gegensätze der Qualität; weil deshalb im gemeinen Gang des Lebens das Quantitative entscheidet, während das Qualitative oft geflissentlich übersehen wird: so wird allerdings Tasso leicht als der dastehen, den man eben dulden und tragen muß; und was an ihm gesündigt wird, mag sich im schlimmsten Falle als unbedeutendes Versehen darstellen. Bei kleinem Anlaß leidenschaftlich loszufahren: das ist sichtlich ein schwerer Charakterfehler. Daß man aber einen Menschen nicht ernst nimmt, ist für ein feines Gefühl unerträglich und läßt sich einem gröberen Gefühl gar nicht nachweisen. So ist Gefahr, daß Tasso in ein schweres Mißverständnis mit seiner Umgebung sich verwickle; der Anlaß brauchte nicht einmal so bedeutend zu sein, als er wirklich ist.

Aus der Verzückung, worein ihn seine Krönung versetzt, wird er von Antonio unsanft aufgeweckt. Dieser begegnet seiner Hoffnung, daß auch er der Nähe des vielerfahrenen Manns sich freuen dürfe, mit verletzendem Zweifel, findet Tassos Ehrung übertrieben, verkennt dessen wirkliche Bescheidenheit. Doch empfindet Tasso diese Kränkung weniger tief; wohl deshalb, weil er als Dichter seines Wertes gewiß ist. Aber die Art, wie Antonio nach wohlvollbrachtem Geschäft aufgenommen wird, macht ihm einen um so schmerzlicheren Eindruck, da ihn zugleich dessen Bericht über die Politik des Papstes anregt, sich Wesen und Bedeutung der politischen Tätigkeit auszudenken, von der er als bloßer Dichter ausgeschlossen ist. Wehmütig bekennt er nachher der Prinzessin:

> Begierig horcht' ich auf, vernahm mit Lust
> Die sichern Worte des erfahrnen Manns;
> Doch, ach! je mehr ich horchte, mehr und mehr
> Versank ich vor mir selbst, ich fürchtete,
> Wie Echo an den Felsen zu verschwinden,
> Ein Widerhall, ein Nichts, mich zu verlieren.

Achten wir darauf, daß sich hier sofort wieder die besprochene Eigentümlichkeit Tassos offenbart. Es ist ganz richtig: gegen die Tat ist das sie rühmende Wort, wenn wir nur auf die Qualität sehen, nichts. Tasso fühlt also den Gegensatz von Tat und Wort scharf in seiner wesentlichen Bedeutung. Aber eben deshalb kann er jetzt nicht sehen, daß in dem Zusammenhang des Lebens jede einzelne Tat nur ihren relativen Wert hat, gegen den der relative Wert des Worts nicht wie ein Nichts verschwindet. Weil er nun doch auch etwas werden möchte, kann er gegen sein eigenes, richtigeres Gefühl auf den Gedanken der Prinzessin eingehen, daß er sich mit Antonio befreunden müsse. Denn er sieht zwar wieder sein wesentliches Verhältnis zu Antonio richtig: daß ihre Eigenart sich zugleich ergänzt und ausschließt; aber den Grad der Schwierigkeit, darüber sich zu verständigen, daß man sich als verschieden ergänze, vermag er nicht abzuschätzen. Da es ihm durch das richtige Gefühl, daß ihn die Prinzessin liebe, zugleich zu einer Aufgabe der Liebe wird, Antonios Freundschaft zu gewinnen, kann er über dieser zweiten wesentlichen Bedeutung, die die Sache für ihn gewinnt, um so eher vergessen, daß er sich einem Antonio nicht durch eine stürmische Werbung als Freund empfehle. So kommen denn die beiden auch wirklich in Streit, statt sich einander anzunähern. Tasso vergißt sich endlich so ganz und gar, daß er Antonio, gegen das strenge Verbot, den Frieden des Palasts zu brechen, auf der Stelle zum Zweikampf nötigen will. Da dieser Zwist alle weiteren Verwicklungen veranlaßt, haben wir seine Voraussetzungen und seinen Verlauf genauer zu untersuchen.

Leute von Tassos Art verlieren sofort alle Sicherheit der Bewegung, wenn sie nicht rein und frei ihrem unmittelbaren Gefühl Ausdruck geben können. So ist Tasso von Anfang an nicht auf der Höhe seiner selbst, indem er auf fremde Anregung unternimmt, was ihm sein eigenes Herz widerrät, und was überhaupt bloß dann einen guten und

schönen Sinn hat, wenn es aus eigenem Antrieb geschieht. Er bringt sich darum auch sofort durch die Art, wie er seine Sache angreift, in eine ungute, schiefe Stellung zu Antonio, die eine Verständigung zum voraus unmöglich macht. Den Lorbeerkranz auf dem Haupt, unter Berufung auf den Wunsch der Prinzessin, bietet er Antonio seine Freundschaft an — Antonio, der den Lorbeerkranz nur dem Hochverdienten gerne gönnen mag, die Gunst der Frauen mit gutem Willen auch mit dem Höchstverdienten niemals teilen wird. Die Berufung auf die Prinzessin ist also bei Antonio nicht die beste Empfehlung und erweckt zudem Zweifel an der Lauterkeit von Tassos Eifer: ist's ihm nicht eingestandenermaßen mehr um die Prinzessin zu tun als um Antonio? Darum ist es wohl zu begreifen, daß Tassos warme Worte von Antonio nicht ebenso warm erwidert werden können. Aber dieser besitzt auch nicht die Überlegenheit des Geistes, daß er den Fehler, den Tasso gemacht, zu verbessern vermöchte. Weil ihn dieser an seiner empfindlichsten Stelle berührt hat, rückt er nicht offen mit der Sprache heraus. Er überhört also regelmäßig, daß die Prinzessin eine nähere Verbindung zwischen ihnen wünsche (wie er auch überhört, daß Tasso sich die Krone nicht bezweifeln lassen wolle, deren ihn der Fürst würdig erachtet). Da er somit nicht berücksichtigen will, was Tasso antreibt, ihm jetzt seine Freundschaft so leidenschaftlich anzubieten, muß er dessen Ungestüm als Aufdringlichkeit behandeln, muß also Tasso unrecht tun. Seine Abneigung, direkt auf Tassos Stellung am Hofe einzugehen, nötigt ihn ferner, sich in allgemeinen Sentenzen zu bewegen, wobei es Tasso überlassen bleibt, die Anwendung auf seinen Fall selbst zu machen. Das ist nun so ziemlich die übelste Art, sich mit einem Tasso auseinanderzusetzen, der nicht das nötige Augenmaß hat, um aus einer unbestimmten Anspielung gerade soviel herauszuhören, als in sie gelegt wurde. So kommt denn nach und nach richtig zur Sprache, was einmal herausgesagt und besprochen werden

mußte, wenn man sich nähertreten sollte; aber jetzt nicht in freimütigem Austausch der Gedanken, der auf dem Glauben an Verständigung ruht und deshalb zur Verständigung führt, sondern in dem unangenehmen Tone, der sich einzustellen pflegt, wenn ein zurückgedrängter Gegensatz sich wider den Willen der Beteiligten Geltung schafft. Antonio steigert zunächst durch seine kühle Zurückhaltung Tassos Selbstgefühl bis zu der stolzen Äußerung:

> Es sei an Jahren, an geprüftem Wert:
> An frohem Mut und Willen weich' ich keinem.

Darauf erwidert Antonio erst noch ganz sachlich:

> Der Wille lockt die Taten nicht herbei,
> Der Mut stellt sich die Wege kürzer vor.
> Wer angelangt am Ziel ist, wird gekrönt —

Dann aber regt sich seine persönliche Empfindlichkeit:

> Und oft entbehrt ein Würd'ger einer Krone —

Und nun verrät sich auch seine wahre Meinung von Tasso in einer bösen Anzüglichkeit:

> Doch gibt es leichte Kränze, Kränze gibt es
> Von sehr verschiedner Art; sie lassen sich
> Oft im Spazierengehn bequem erreichen.

Dadurch übernimmt er für Tasso, der bis dahin in ihm *nur* den erwünschten Freund vor Augen hatte, die Rolle des *bloßen* neidischen Nebenbuhlers: wie von Tassos Gemütsart nicht anders zu erwarten. Daß Antonio weder der große Mann sein dürfte, der, unbesorgt um das eigene Schicksal, nur an andere dächte, noch der kleine Mensch, der fremdes Verdienst, mit dem er sich nicht messen kann, wenigstens neidisch zu bemäkeln suchte: dieser nächste Gedanke liegt Tasso am allerfernsten. Nun kann aber jede Zurechtweisung, jede Mahnung nur noch Öl in das entflammte Feuer seiner Entrüstung gießen. Antonio trifft ihn freilich jetzt auch an seiner verletzlichsten Stelle: indem er ihn als übereilten Knaben behandelt, der der Zucht bedürftig

und hoffentlich auch noch fähig ist; als Helden des Lippenspiels und Saitenspiels, der trotzig tun kann, weil er sicher ist, geschont zu werden; als einen hohen Geist in enger Brust, der sich wie der Pöbel in Worten Luft macht. Das ist es ja eben, was ihm am Herzen nagt: daß er nicht für voll genommen wird. Mit jedem Wort gibt es ihm Antonio zu fühlen, daß er sich herabläßt, mit ihm zu reden. Tasso müßte viel mehr oder viel weniger sein, wenn er darüber nicht außer sich kommen sollte.

Der Fürst muß die Streitenden trennen. Und nun erfährt Tasso etwas gänzlich Unbegreifliches, das ihm das Recht des Lebens, das er allein leben kann, völlig in Frage stellt. Er erwartet, daß Alphons entscheide, wer in dem vorgefallenen Streite recht und unrecht habe; und in diesem Gericht glaubt er wohl zu bestehen, obwohl er sich bewußt ist, das Gesetz verletzt zu haben. Sein Herz spricht ihn frei; also wird ihn gewiß auch das Herz des Fürsten freisprechen. Hat er sich doch nur einer Erniedrigung erwehren wollen, die er nicht dulden durfte, wenn er der Gnade des Fürsten wert bleiben wollte. Antonio dagegen meint, die nicht so leicht zu beantwortende Frage nach Recht und Unrecht könne und müsse zuvörderst auf sich beruhen: indem nämlich Tasso dem Gesetze verfallen sei, das den Frieden des Palastes schütze, sei er kein freier Mann mehr, den man verklagen, gegen den man sich verteidigen, dem man genugtun könnte. Und Antonio bekommt darin recht. Tasso wird ohne Untersuchung des eigentlichen Streithandels zu Zimmerhaft verurteilt. Um zu verstehen, was das für ihn bedeutet, müssen wir noch einmal auf seine Auseinandersetzung mit Antonio zurückgreifen.

Nachdem Tasso sich verbeten, daß ihm Antonio die Krone, deren ihn sein Fürst würdig geachtet hatte, bezweifle und begrinse, hatte ihm Antonio zugerufen:

> Es ziemt der hohe Ton, die rasche Glut
> Nicht dir zu mir, noch dir an diesem Orte.

Darauf Tasso:

> Was du dir hier erlaubst, das ziemt auch mir,
> Und ist die Wahrheit wohl von hier verbannt?
> Ist im Palast der freie Geist gekerkert?
> Hat hier ein edler Mensch nur Druck zu dulden?
> Mich dünkt, hier ist die Hoheit erst an ihrem Platz,
> Der Seele Hoheit! Darf sie sich der Nähe
> Der Großen dieser Erde nicht erfreun?
> Sie darf's und soll's!

Die Größe des Gemüts scheint ihm das beste Recht auf die Nähe der Großen zu geben, in der sich nur die Kleinheit, wie der Neid sie verrät, ängstlich fühlen sollte. Antonio verweist ihm diesen hohen Ton wieder mit den Worten:

> Unsittlich, wie du bist, hältst du dich gut?

Tasso nimmt diesen Gegensatz auf und erwidert herausfordernd:

> Viel lieber, was ihr euch unsittlich nennt,
> Als was ich mir unedel nennen müßte.

Er müßte von seinem Herrn klein denken, wenn er ihm nicht denselben großen Sinn zutrauen dürfte. Wie sehr hat er sich darin getäuscht! Dieser „Große" stellt selbst das „Sittliche" so unbedingt über das „Edle", daß er ihm die Freiheit abspricht, weil er in der edlen Aufwallung seines Gemüts gegen unedle Behandlung eines Gesetzes vergaß; daß er für Antonio kein ernstes Wort des Tadels hat, obschon dieser ihn, freilich innerhalb der Schranken des Gesetzes, unedel beleidigte; daß er nicht einmal erst untersuchen zu müssen glaubt, wer in der S a c h e recht hat. Damit hat der Fürst prinzipiell gegen Tasso entschieden, hat dessen Denkweise aus seiner Nähe verbannt. Es ist also auch in Alphons' Augen ein strafwürdiges Verbrechen, lieber „unsittlich" sein zu wollen als „unedel". Das ist für Tasso so neu, daß er den Herzog und sich selbst nicht mehr kennt und den Ort, dessen Hoheit er durch Hoheit des Sinnes zu entsprechen glaubte. Darum muß auch alles an ihm ab-

gleiten, was Antonio und Alphons ihm mahnend und beruhigend zurufen. Antonio weist ihn auf des Herzogs Milde hin, der das Gesetz um seinetwillen gelindert hat. Aber was hilft es Tasso, daß ihm nur die leichteste Strafe auferlegt wird, wenn die Bestrafung als solche sein ganzes Leben und Wesen ins Unrecht setzt? Der Herzog warnt ihn, die Sache nicht höher zu nehmen, als er selbst. Die Wahrheit ist, daß Tasso sie tiefer nimmt als der Herzog, und nicht etwa zu tief, sondern gerade so tief, als sie ist. Für Tasso handelt sich's um Sein und Nichtsein — als der, der er nun einmal ist, der er allein sein kann, allein sein will. Auch das ist nicht richtig, daß Tasso nicht fühle, wie der Herzog zu ihm gesinnt sei. Er fühlt nur zu gut, daß dieser bei allem Wohlwollen für den Dichter ihn als Menschen so wenig für voll nimmt wie Antonio. Hat er doch nicht einmal zu wissen begehrt, wie ihn dieser so beleidigt hat, daß es Tasso auch um des Herzogs willen nicht dulden durfte.

Bis zu diesem Punkte ist in Tassos Geistesleben etwas eigentlich Krankhaftes nicht zu bemerken. Sein Gefühl ist sehr hoch gesteigert und bewegt sich in scharfen Gegensätzen; aber die Schwankungen in seiner Stimmung sind immer wohl motiviert. Nimmt er, was ihm zustößt, zu hoch oder zu tief, so beruht das darin, daß ihm alles Zufällige in dem Wesentlichen, alles Quantitative in der Qualität des Erlebnisses untergeht, — worin eher Größe als Krankheit des Geistes zu erkennen ist. Nun aber scheint sich das Bild zu ändern. Tasso dichtet von jetzt an den Personen seiner Umgebung Absichten und Pläne an, die ihnen nicht in den Sinn kommen; er beschließt, ihrer Hinterlist mit Verstellung zu begegnen: Züge, die als Symptome einer Psychose gedeutet werden können. Doch entspricht das schwerlich des Dichters Sinn; und es ist auch nicht an dem, daß sie so gedeutet werden müßten. Denn die Überzeugungskraft der unzweifelhaften Wahnbilder, mit denen er sich quält,

beruht darauf, daß sie nur phantastische Ausdeutungen des wirklichen Verhältnisses sind, worin er zu seiner Umgebung steht. Sonst könnten wir Tassos fernerem Schicksal freilich nur noch mit pathologischer Wißbegier, nicht mehr mit menschlicher Teilnahme folgen. Darum müssen wir auch auf diesen Punkt mit besonderer Sorgfalt achten.

In der Einsamkeit verschärft sich Tasso natürlich die Auffassung seines Mißgeschicks. Sein ganzer Fehler ist ein Verdienst: daß er von Antonio zu gut, zu menschlich dachte. Und nun soll er nicht der Beleidigte sein, sondern selbst der Beleidiger. Wie einen Schüler hat ihn der Fürst gezüchtigt. Es ist bloße Willkür, die ihn der Freiheit beraubt hat. Das ist ja nun alles Mißverständnis, dem nur leider der Wahrheitskern nicht abgeht. In der Tat hat ihn die Willkür zum Gefangenen gemacht: nur nicht die augenblickliche Willkür des Fürsten, sondern die Willkür einer Satzung, die für jeden Fall gelten soll, ob auch ihr Verstand einmal zum Unsinn wird. Wie ein Schüler ist Tasso gezüchtigt worden: allerdings. Wenn ein Schüler sein ordnungswidriges Verhalten erklären will („ich meinte", „ich dachte"), so wird ihm bedeutet, daß er nichts zu meinen, zu denken hat; — und so ungefähr ist Tassos Erklärung abgewiesen worden. Er soll der Beleidiger sein, nicht der Beleidigte: das hat nun freilich niemand gesagt, daß Tasso den Antonio beleidigt hätte; aber warum würde er denn bestraft, wenn er nicht beleidigt haben sollte? Und er hat doch niemand und nichts beleidigt; daß das Gesetz als ein Abstraktum „beleidigt" werden könnte, kommt ihm nicht in den Sinn. Ferner hat er wirklich zuerst darin gefehlt, daß er von Antonio zu hoch dachte: denn dieser hat sich ihm gegenüber weder menschlich noch als welterfahrenen Mann bewiesen. Antonio hat gegen Tasso ohne wirkliche Überlegenheit den Überlegenen gespielt. Er hat ihn als Knaben behandelt, ohne zu bedenken, daß man dadurch den Knaben nur herausfordert und verbittert. Antonio hat in der Tat für den

Freund, den Tasso brauchte, nicht Erfahrung genug; Tasso hat es also wirklich überschätzt, was ihm der erfahrene Mann nützen könne. Der Kern der Gedanken, die Tasso sich macht, ist richtig; darum kann er lange daran fortdenken, ohne seines Irrtums gewahr zu werden.

Leonore will vermitteln und macht nichts gut, nur alles schlimmer. Denn Tasso glaubt ihr an der Stirne abzulesen, daß sie das Gegenteil von dem denke, was sie sagt. Wenn er damit meint, daß sie sich klug von ihm loslösen wolle, nachdem ihn das Glück verlassen, verkennt er sie ganz und gar; sie will ja die entstandene Schwierigkeit vielmehr benützen, ihn fester an sich zu knüpfen. Aber darin trifft er leider das Richtige, daß sie nicht aufrichtig gegen ihn ist. Sie will Tasso glauben machen, daß Antonio günstiger von ihm denke, als er meine: nachdem doch Antonio sich eben gegen sie sehr unfreundlich über Tasso ausgesprochen, mit dem er sich auch nur versöhnen will, weil der Fürst ihn nicht verlieren möchte. Darum hat Tasso gegen Leonore auch dann nicht ganz Unrecht, wenn er endlich eigenwillig ausruft:

Und irr' ich mich an ihm, so irr' ich gern!
Ich denk' ihn mir als meinen ärgsten Feind
Und wär' untröstlich, wenn ich mir ihn nun
Gelinder denken müßte. . . .

Denn Leonore will ihm eine Auffassung Antonios aufreden, deren Falschheit er ganz richtig fühlt. Sodann rät sie Tasso, sich für eine Zeit von Ferrara zu entfernen, da er aus der Ferne sein Verhältnis zu den Freunden reiner sehen werde. Der Rat ist gut, nur die Begründung in ihrem Munde nicht wahr: ihr wirkliches Motiv ist ja, daß sie den gefeierten Dichter für sich haben möchte. Dafür unterschiebt ihr Tasso die böse Absicht, ihn in eine unbehagliche und unhaltbare Zwitterstellung zwischen den Mediceern und den Este hineinzudrängen. Sehr mit Unrecht, gewiß. Aber sein Wahn hat doch den richtigen Kern, daß

dies die Folge seiner Übersiedlung nach Florenz wäre. Denn Alphons fürchtet in der Tat, daß ihm Tasso, wenn er von Ferrara fortgehe, von den Mediceern abspenstig gemacht werde. Tasso hat also guten Grund, sich Leonorens Rat vorsichtig zu überlegen. Ja, man möchte wünschen, daß er noch mißtrauischer gegen sie wäre, als er ist: denn er glaubt leider ihrer Versicherung, daß die Prinzessin ihn gern entlasse, wenn's zu seinem Wohl gereiche. Das ist ja gar nicht wahr; die Prinzessin gibt ihre Einwilligung zu Tassos Entfernung nur sehr ungern (wenn man ihren Verzicht auf weiteren vergeblichen Widerstand überhaupt als Einwilligung bezeichnen kann):

Entschlossen bin ich nicht; allein, es sei,
Wenn er sich nicht auf lange Zeit entfernt.

Aber Leonore, ob sie nun ihren Plan nicht gefährden oder Tasso schonen will, glaubt ihm den wirklichen Sachverhalt verschleiern zu sollen. Die Folge ist, daß Tasso auch an der Prinzessin irre wird. Damit verliert er den letzten festen Punkt, auf den er den Blick heften könnte, wenn in ihm und um ihn alles ins Schwanken gerät.

Antonio kündigt dem Gefangenen die Freiheit an. Tasso erwidert mit schneidender Schärfe:

Die Willkür macht mich frei, wie sie mich band;
Ich nehm' es an und fordre kein Gericht.

Da ihm seine Verfehlung gegen die Satzung gänzlich Nebensache ist, muß er denken, daß man ihm nicht die Ehre antun will, auf die Sache einzugehen. Antonio überhört diese böse Bemerkung, deren tieferen, berechtigten Sinn er wohl nicht versteht. Von sich aus fügt er seiner Botschaft hinzu:

Ich habe dich
Mit Worten, scheint es, tief und mehr gekränkt,
Als ich, von mancher Leidenschaft bewegt,
Es selbst empfand. Allein, kein schimpflich Wort
Ist meinen Lippen unbedacht entflohen;
Zu rächen hast du nichts als Edelmann
Und wirst als Mensch Vergebung nicht versagen.

Er meint also wohl, Tasso könne sich an dieser Erklärung genügen lassen. Das heißt nun freilich, die Sache sehr leicht nehmen, so leicht, daß man an sein Wort erinnert wird:

> Wie leicht der Jüngling schwere Lasten trägt
> Und Fehler wie den Staub vom Kleide schüttelt.

Er hat sich nichts zuschulden kommen lassen, was der Edelmann an dem Edelmann rächen müßte: das ist offenbar für ihn die Hauptsache und sollte auch für Tasso die Hauptsache sein. Daß der Mensch in Tasso von ihm gekränkt wurde, das glaubt er einfach damit erledigen zu können, daß er pro forma um Vergebung bittet. Pro forma! Denn Tasso ist ja nur, wie es scheint, tief gekränkt worden. Ferner ist Tasso mehr gekränkt worden, als Antonio es selbst empfand. Also hat wohl nur Tasso diese wohlgezielten Anzüglichkeiten, durch die dem Menschen alles Urteil, dem Dichter der Ernst abgesprochen wurde, schwerer genommen, als sie gemeint waren. Von welcher Leidenschaft Antonio gerade bewegt wurde, so daß er nicht voll empfinden konnte, wie tief er Tasso verletzte; ob sich diese Leidenschaft nicht eben gegen Tasso richtete: darüber braucht er sich nicht zu erklären. Und vor allem: er hat in der Sache nichts zurückzunehmen! Daß ihm Tasso verzeihe, ist auch der Wunsch des Fürsten; so entspringt vielleicht auch das nur dem Wunsche des Fürsten, daß er um Verzeihung bittet. Auf diese Weise soll Tasso sich abfinden lassen, nachdem er bis ins innerste Mark verletzt worden ist! Er antwortet richtig und ernsthaft, daß Kränkung schlimmer sei als Beschimpfung. Die Verzeihung, um die er pro forma gebeten, gewährt er pro forma, weil er seine Pflicht gegen den Fürsten kenne, der es wünscht. Doch kann er sich nicht enthalten, ernsthaft hinzuzufügen: „sofern es möglich ist." Antonio überhört das und bietet jetzt Tasso seine Dienste mit einer Geflissentlichkeit an, die uns seine frühere, gegen Tasso gerichtete Bemerkung in Erinnerung bringt:

In *einem* Augenblicke forderst du,
Was wohlbedächtig nur die Zeit gewährt.

Wir brauchen nun nicht zu bezweifeln, daß er Tasso in guter Meinung von seinem Plane, Ferrara sofort zu verlassen, abzubringen versucht. Immerhin ist zu beachten, daß er soeben im Gespräch mit Leonore Tasso für unverbesserlich erklärt hat, so daß mit ihm nicht weiter zu kommen sei, als daß man ihn eben dulde, wie so manchen andern auch. Er hält also Tasso nur, weil der Fürst ihn halten will; damit verbindet sich der Wunsch, daß er selbst den Schein vermeide, Tasso vertreiben zu wollen; und wenn er nun mit diesem doch zusammen leben muß, so will er ihm allerdings mit Rat und Tat nützen, so gut er kann. Tasso fühlt wieder diesen Sachverhalt; aber in dessen Deutung verquickt sich ihm Wahrheit und Irrtum zu einem unauflöslichen Knäuel des Mißverständnisses:

Deutlich seh ich nun
Die ganze Kunst des höfischen Gewebes!
Mich will Antonio von hinnen treiben
Und will nicht scheinen, daß er mich vertreibt.
Er spielt den Schonenden, den Klugen, daß
Man nur recht krank und ungeschickt mich finde,
Bestellet sich zum Vormund, daß er mich
Zum Kind erniedrige, den er zum Knecht
Nicht zwingen konnte. So umnebelt er
Die Stirn des Fürsten und der Fürstin Blick.

Doch denkt er sich Antonios Stellung zu ihm fast noch zu günstig, wenn er fortfährt:

Man soll mich halten, meint er: habe doch
Ein schön Verdienst mir die Natur geschenkt;
Doch leider habe sie mit manchen Schwächen
Die hohe Gabe wieder schlimm begleitet,
Mit ungebundnem Stolz, mit übertriebner
Empfindlichkeit und eignem düstern Sinn.
Es sei nicht anders, einmal habe nun
Den Einen Mann das Schicksal so gebildet;

Nun müsse man ihn nehmen, wie er sei,
Ihn dulden, tragen und vielleicht an ihm,
Was Freude bringen kann, am guten Tage
Als unerwarteten Gewinst genießen,
Im übrigen, wie er geboren sei,
So müsse man ihn leben, sterben lassen.

Denn Antonio ist nicht der Meinung, daß man Tasso halten solle, und glaubt nicht, daß Alphons je Freude an ihm erleben werde. Er will ihn nur nicht vertreiben, weil ihn dieser nicht verlieren will.

Auch darin, daß Antonio des Fürsten Stirn umnebelt habe, täuscht sich Tasso nur insofern, als dies gar nicht nötig war. Über Tassos unglücklichen Charakter ist Alphons zum voraus einer Meinung mit Antonio. Tasso ist ihm so gut wie diesem ein Mensch, den man nur eben tragen kann. Alphons hat ihm über Soll und Haben die Rechnung gestellt und ist zu einem Resultat gekommen, das Tasso nicht erfahren dürfte:

Ich kenne nur zu gut den Sinn des Mannes
Und weiß nur allzuwohl, was ich getan,
Wie sehr ich ihn geschont, wie sehr ich ganz
Vergessen, daß ich eigentlich an ihn
Zu fordern hätte.

Antonio schreibt er auf keine Weise zu, daß geschehen ist, was geschah. Nur von dem Dichter Tasso denkt er besser als Antonio. Darum ist er auf ihn als seinen Diener stolz; darum hält er es für einen Vorteil, ihn trotz allem zu halten. Wie unendlich kühl, wie verletzend gnädig er gegen Tasso gesinnt ist, verrät seine Antwort auf Antonios zweifelnde Frage, ob er sich von einem Menschen wie Tasso je noch Freude versprechen könne:

Du hättest recht, Antonio, wenn in ihm
Ich meinen nächsten Vorteil suchen wollte!
Zwar ist es schon mein Vorteil, daß ich nicht
Den Nutzen grad und unbedingt erwarte.
Nicht alles dienet uns auf gleiche Weise;

Wer vieles brauchen will, gebrauche jedes
In seiner Art, so ist er wohl bedient.
Das haben uns die Medicis gelehrt,
Das haben uns die Päpste selbst gewiesen.
Mit welcher Nachsicht, welcher fürstlichen
Geduld und Langmut trugen diese Männer
Manch groß Talent, das ihrer reichen Gnade
Nicht zu bedürfen schien und doch bedurfte!

Er läßt denn auch beim Abschied von Tasso den Grund und Zweck seiner fortdauernden Gnade offen hervortreten:

Ich gebe Briefe dir an meine Leute,
An Freunde dir nach Rom und wünsche sehr,
Daß du dich zu den Meinen überall
Zutraulich halten mögest, wie ich dich
Als mein, obgleich entfernt, gewiß betrachte.

Als sein behandelt er auch Tassos Dichtung, die er ihm eben überreicht hat; Tasso soll die beabsichtigten Verbesserungen in eine Abschrift eintragen, die für ihn gefertigt werden soll. Übrigens weiß er dem Dichter Tasso gut und fein zu raten. Freilich versteht er nicht, was der echten Dichtung den höchsten Wert gibt. Denn er glaubt Tasso warnen zu sollen, daß er nicht zu viel Blut in seine Tinte mische:

Dich führet alles, was du sinnst und treibst,
Tief in dich selbst. Es liegt um uns herum
Gar mancher Abgrund, den das Schicksal grub.
Doch hier in unserm Herzen ist der tiefste,
Und reizend ist es, sich hinabzustürzen.
Ich bitte dich, entreiße dich dir selbst!
Der Mensch gewinnt, was der Poet verliert.

Wenn Tasso diesem Rat folgen wollte und könnte, wäre er als Poet überhaupt verloren, ohne vielleicht als Mensch mehr zu gewinnen als größere Bequemlichkeit für sich und andre. Den Dichter Tasso entläßt Alphons endlich mit schönen und warmen Worten:

Höre mich!
Du gibst so vielen doppelten Genuß
Des Lebens, lern', ich bitte dich,
Den Wert des Lebens kennen, das du noch
Und zehnfach reich besitzest. Lebe wohl!
Je eher du zu uns zurückekehrst,
Je schöner wirst du uns willkommen sein!

Daß er auch dem Menschen Tasso etwas Freundliches sagen könnte und sollte, kommt ihm nicht in den Sinn. Den Handel mit Antonio übergeht er als eine abgemachte Sache mit Stillschweigen. Wie Tasso durch Antonio so schwer gereizt werden konnte, daß er glaubte, zur Waffe greifen zu müssen, braucht er auch jetzt nicht zu erfragen. Er weiß ja, ohne Tasso darüber zu hören, daß Antonio nur insofern eine Schuld haben kann, als er es an der klugen Nachsicht gegen den schwer zu behandelnden Dichter fehlen ließ. Darum ist es eine verzeihliche Täuschung, daß Tasso aus des Herzogs Worten nur Antonios Stimme hören konnte. Die richtigere Schätzung des Dichters Tasso ist für den Menschen Tasso gleichgültig, wenn diesem das Recht versagt wird, doch auch als Mensch in Rechnung zu kommen.

Tasso hat Leonoren leider geglaubt, daß ihn die Prinzessin gerne entlasse, wenn es zu seinem Wohl diene. Sein Mißtrauen, einmal rege geworden, wird dadurch scheinbar bestätigt, daß ihm die geliebte Fürstin in diesen trüben Stunden kein Zeichen ihrer Gunst sandte. So glaubt er unter den bittersten Schmerzen sich die fürchterliche Wahrheit nicht verhehlen zu dürfen, daß er auch sie unter die Feinde rechnen müsse. Dem Anschein nach ist dies eine Ausgeburt des bloßen Verfolgungswahns. Und doch steckt auch darin ein Korn Wahrheit: vielmehr der Kern seines Irrtums ist wieder Wahrheit. Die Prinzessin tut nicht, was Tasso von ihr erwarten könnte; und der Grund ist, daß sie innerlich doch auf seiten Antonios steht, indem sie, wie dieser, das Geziemende über das Gute stellt. Sie hat

ja (das weiß sie selbst) den ganzen unglückseligen Zwist veranlaßt, indem sie Tasso antrieb, um Antonios Freundschaft zu werben. Dabei warnte sie ihr Geist: Antonio erschien ihr, als er neben Tasso sich stellte, schroffer, in sich gezogener als je. Aber sie versäumte es, Antonio zu sprechen, ehe Tasso ihm seine Freundschaft antragen konnte. Und warum?

> Ich zauderte; es war nur kurze Zeit;
> Ich scheute mich, gleich mit den ersten Worten
> Und dringend ihm den Jüngling zu empfehlen.

Antonio hätte ja meinen können, sie sei in Tasso verliebt! Und diesem Verdacht durfte sie sich um so weniger aussetzen, als er ja nicht so ganz fehlgegriffen hätte! Nun ist das Unglück geschehen. Tasso ist als der Schuldige auf sein Zimmer verbannt; Antonio geht frei umher, weil er offenbar unschuldig ist. Sie vermutet trotzdem ganz richtig:

> Gewiß hat ihn Antonio gereizt,
> Den Hochgestimmten kalt und fremd beleidigt.

Aber sie kann damit Tasso nur vor sich selbst entschuldigen: weiter reicht ihr Verständnis für den Freund, reicht auch ihr Mut nicht. Sie weiß, daß sie in ihm sich selbst verdammen muß; aber sie wagt nicht, in ihm sich selbst zu rechtfertigen. Daß man Tasso doch darüber hören müßte, wodurch ihn Antonio so schwer beleidigt: das kommt ihr so wenig in den Sinn als dem Herzog und Leonoren. Insofern trifft Tassos verzweifeltes „Auch sie!" ganz das Richtige: auch sie behandelt ihn nicht als einen Mann, der ernst zu nehmen wäre. Ihre persönliche Neigung erzeugt nur ein tieferes Mitleid mit dem armen, kranken, hilflosen Freunde. Wie sie merkt, daß er sich ganz verkannt und verlassen fühlt, weiß sie nur ihm sanfte Vorwürfe zu machen.

> Ich schone dich, denn sonst würd' ich dir sagen:
> Ist's edel, so zu reden, wie du sprichst?
> Ist's edel, nur allein an sich zu denken,
> Als kränktest du der Freunde Herzen nicht?

Ist's dir verborgen, wie mein Bruder denkt?
Wie beide Schwestern dich zu schätzen wissen?
Hast du es nicht empfunden und erkannt?
Ist alles denn in wenig Augenblicken
Verändert? Tasso! Wenn du scheiden willst,
So laß uns Schmerz und Sorge nicht zurück.

Daß man auch an Tasso wirklich und schwer gefehlt haben könnte, liegt für sie nicht im Bereiche der Möglichkeit. Glaubt Tasso zu entdecken, daß sie ihn doch nicht ganz und gar verstoßen habe, und offenbart sich jetzt seine gänzliche Verzweiflung in einem höchst phantastischen, sinnlosen Vorschlag, wie er vielleicht in ihren Diensten bleiben könnte: so sieht sie wieder nur seine Krankheit und ergießt sich in leeren Klagen und Wünschen:

Ich finde keinen Rat in meinen Busen,
Und finde keinen Trost für dich und — uns.
Mein Auge blickt umher, ob nicht ein Gott
Uns Hilfe reichen möchte? Möchte mir
Ein heilsam Kraut entdecken, einen Trank,
Der deinem Sinne Frieden brächte, Frieden uns.
Das treuste Wort, das von der Lippe fließt,
Das schönste Heilungsmittel wirkt nicht mehr.
Ich muß dich lassen, und verlassen kann
Mein Herz dich nicht.

Endlich zeigt ihre Antwort auf seine Bitte um Rat, daß sie, was ihm eigentlich not tut, so gründlich verkennt, wie irgendwer in Ferrara. Ihm, der vor allem darunter leidet, daß er wie ein unmündiges Kind behandelt, gehätschelt, gezüchtigt, geschont, übersehen wird, ihm weiß sie nichts Besseres zu sagen, als daß er sich in den bequemen Zustand des Geleitet- und Versorgtwerdens williger fügen sollte.

Gar wenig ist's, was wir von dir verlangen;
Und dennoch scheint es allzuviel zu sein.
Du sollst dich selbst uns freundlich überlassen.
Wir wollen nichts von dir, was du nicht bist,
Wenn du nur erst dir mit dir selbst gefällst.
Du machst uns Freude, wenn du Freude hast,

Und du betrübst uns nur, wenn du sie fliehst;
Und wenn du uns auch ungeduldig machst,
So ist es nur, daß wir dir helfen möchten
Und, leider! sehn, daß nicht zu helfen ist,
Wenn du nicht selbst des Freundes Hand ergreifst,
Die, sehnlich ausgereckt, dich nicht erreicht.

Es ist klar, daß sie ihm auf diese Weise keine festere, männlichere Haltung zu geben vermag. Vielmehr muß die zärtliche Neigung, die aus ihren Worten spricht, nach all den peinlichen Aufregungen der letzten Stunden ihn vollends der Herrschaft über sich selbst berauben. Und so bewirkt sie nur, daß Tasso das zweite Mal und in noch schlimmerer Weise die Etikette verletzt, indem er, der Liebende, ihr, der Liebenden, in die Arme fällt und sie fest an sich drückt. Sachlich ist das eben so richtig, wie daß er Antonio zum Zweikampf fordert; und der Prinzessin Schuld ist nicht geringer als Antonios. Aber Tasso ist es wieder, der als der Schuldige dasteht: es ist noch Milde, daß man vor ihm bloß wie vor einem Verrückten flieht. Indem er aber sein gequältes Herz durch Verwünschungen gegen die Verschworenen, den Henkersknecht, den Tyrannen, die verschmitzte Mittlerin, die buhlerische Sirene erleichtert, charakterisiert er noch einmal seine wirkliche Lage in Ferrara mit unheimlicher Sicherheit. Die Verschwörung, die er argwöhnt, ist freilich eine bloße Ausgeburt seiner überreizten Phantasie; seine vermeinten Feinde sind vielmehr in wohlwollender Fürsorge um ihn bemüht. Nur will sich Alphons einen berühmten Dichter halten wie ein schönes, seltenes Tier, und glaubt sich seiner Pflicht gegen ihn zu entledigen, indem er ihn immer nur schont, ohne ihm je sein menschliches Recht werden zu lassen. Leonore von Sanvitale erlaubt sich ihm aus lauter Fürsorge ohne viel Rücksicht auf die Wahrheit zu suggerieren, was ihrer Absicht mit ihm dienen sollte. Leonore von Este kann ihn als Weib nicht nahe genug an sich ziehen, um ihn als Prinzessin entsetzt von sich zu stoßen, wenn er ihr zu nahe kommt.

Antonio aber hetzt durch seine Art von Erziehung, die er dem unreifen Menschen angedeihen lassen möchte, dieses edle Wild wirklich zu Tode. Und alle diese überlegenen Persönlichkeiten von feinster Bildung und reichster Erfahrung bedenken keinen Augenblick, wie ungeheuer überlegen der weltfremde Tasso ihnen sein müßte, um ihre liebende und weise Leitung zu ertragen.

Was will uns nun der Dichter durch diese grausame Geschichte sagen? Das sollte dem Schluß des Dramas zu entnehmen sein, wenn er anders der wirkliche Abschluß der vorausgehenden Entwicklung ist. Aber das ist nun eben die Frage, ob das Drama nicht bloß ein Ende, keinen Schluß habe; und wenn man ihm einen solchen zuerkennt, wie dann dieser Schluß zu denken sei. Denn Goethe überläßt es uns, dies, wie so vieles andere in dieser Dichtung, zwischen den Zeilen zu suchen.

Nachdem der Herzog mit den Frauen hinweggeeilt, redet Antonio den in unbeschreiblicher Stimmung zurückbleibenden Dichter an:

> O stünde jetzt, so wie du immer glaubst,
> Daß du von Feinden rings umgeben bist,
> Ein Feind bei dir, wie würd' er triumphieren!
> Unglücklicher, noch kaum erhol' ich mich!
> Wenn ganz was Unerwartetes begegnet,
> Wenn unser Blick was Ungeheures sieht,
> Steht unser Geist auf eine Weile still,
> Wir haben nichts, womit wir das vergleichen.

Auf die Lästerungen, in die Tasso gegen ihn und die anderen ausbricht, ruft er ihm ernst, doch nicht unfreundlich zu:

> Ich höre, Tasso, dich mit Staunen an,
> So sehr ich weiß, wie leicht dein rascher Geist
> Von einer Grenze zu der andern schwankt.
> Besinne dich! Gebiete dieser Wut!
> Du lästerst, du erlaubst dir Wort auf Wort,
> Das deinen Schmerzen zu verzeihen ist,
> Doch das du selbst dir nie verzeihen kannst.

Tasso bittet ihn, daß er ihm doch jetzt nicht mit sanfter Lippe, mit einem klugen Worte zusprechen wolle, daß er ihn seiner Verzweiflung überlasse, in deren Höllenqual die Lästerung nur ein leiser Schmerzenslaut sei. Antonio erklärt ihm mit ruhiger, milder Bestimmtheit:

> Ich werde dich in dieser Not nicht lassen,
> Und wenn es dir an Fassung ganz gebricht,
> So soll mir's an Geduld gewiß nicht fehlen.

Wie nun aber Tasso von der wilden Verzweiflung zur wehmütigen Klage überspringt, daß er verstoßen, verbannt sei, sich selbst verbannt habe, versucht ihn Antonio tröstend aufzurichten:

> Laß eines Mannes Stimme dich erinnern,
> Der neben dir nicht ohne Rührung steht!
> Du bist so elend nicht, als wie du glaubst.
> Ermanne dich! Du gibst zu viel dir nach.

Da Tasso klagt, daß ihm kein Talent mehr helfen könne, da er ganz sich selbst entwandt sei, weist ihn Antonio darauf hin, daß er seinen unverlierbaren Vorzug vor vielen anderen habe:

> Und wenn du ganz dich zu verlieren scheinst,
> Vergleiche dich! Erkenne, was du bist!

Und Tasso läßt sich weisen. Er erinnert sich, daß ihm die Natur vor den andern Sterblichen, die sich in ihren unerträglichen Leiden nur durch die Träne und den Schrei des Schmerzes erleichtern können, ein hohes Gut verliehen habe, das sich ihm jetzt in seinem besonderen Werte offenbart:

> Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
> Die tiefste Fülle meiner Not zu klagen:
> Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
> Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide.

Antonio tritt zu ihm und nimmt ihn schweigend bei der Hand. Tasso aber faßt ihn mit beiden Armen an —

> So klammert sich der Schiffer endlich noch
> Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte —

indem er ihm doch mit wiedererwachendem Selbstgefühl zuruft:

> O edler Mann! Du stehest fest und still,
> Ich scheine nur die sturmbewegte Welle.
> Allein bedenk', und überhebe nicht
> Dich deiner Kraft!

So ist nun doch eingetreten, was beide für gleich unmöglich gehalten hatten: Tasso ruht am Busen Antonios aus.

Das hat nun seinen schönen und wahren Sinn, wenn wir nur nicht zu viel hineinlegen. Davon ist ja freilich keine Rede, daß jetzt noch die Hoffnung in Erfüllung gehen könnte, die Leonore einst gehegt, aber nach dem verhängnisvollen Streit zwischen Tasso und Antonio selbst aufgegeben hatte:

> Zwei Männer sind's, ich hab' es lang gefühlt,
> Die darum Feinde sind, weil die Natur
> Nicht Einen Mann aus ihnen beiden formte.
> Und wären sie zu ihrem Vorteil klug,
> So würden sie als Freunde sich verbinden;
> Dann stünden sie für Einen Mann und gingen
> Mit Macht und Glück und Lust durchs Leben hin.
> So hofft' ich selbst, nun seh' ich wohl, umsonst.

Antonio wird in den Diensten des Herzogs von Ferrara bleiben. Tasso hat sich dort ein für allemal unmöglich gemacht. Tasso kann also für eine Weile an Antonios Busen ausruhen; dann werden sie für immer voneinander scheiden. Ihre Umarmung ist nur die Auflösung eines Mißverhältnisses, nicht die Begründung eines Freundschaftsbundes fürs Leben. Man könnte sogar zweifeln, ob die beiden nun für *einen* Mann stehen und mit Macht und Glück und Lust durchs Leben hingehen könnten. Daß sich Männer dieser Art endlich verstehen, ist noch kein Grund dafür, daß sie in dauernder Verbindung bleiben sollten. Vielleicht ist die beste Folge, die sie ihrer Verständigung geben können, daß sie im Frieden voneinander scheiden. Dies dürfte Tassos und Antonios Fall sein, die nun einmal in verschiedenem Takt und verschiedener Tonart leben.

Ihre Verständigung wird also keine Folge für die Zukunft haben; sie ist nur der Abschluß des Vergangenen. Um sie als solche richtig zu verstehen, müssen wir wohl beachten, daß sie nun von Antonio eingeleitet wird. Er ist durch das ganz Unerwartete, das Ungeheure, das geschah, zu einer tieferen Besinnung genötigt worden. Sie führt eine wesentliche Änderung in seiner Stellung zu Tasso herbei. Er steht jetzt „nicht ohne Rührung" neben dem fassungslos Verzweifelten. Und so verzeiht er dessen Schmerz, was Tasso selbst sich nicht wird verzeihen können. Er weist diesen jetzt selbst auf die Gaben hin, die ihn auszeichnen. Trotzdem Tasso seine sittliche Schwäche eben zum Erschrecken deutlich geoffenbart hat, reicht er ihm jetzt als dem leidenden Menschen in ernster Teilnahme und heiliger Scheu schweigend die Hand. Durch die harte Schale seiner Sittlichkeit ist endlich die Menschlichkeit durchgebrochen, deren auch er teilhaftig ist. Darum kann ihn jetzt Tasso als den „edeln Mann" anerkennen, der er im Grunde immer gewesen sein muß, als den er sich aber erst jetzt geoffenbart hat. Und Tasso ist nun auch fähig, Antonios Sittlichkeit die Ehre zu geben, die ihr gebührt: daß sie ihm die feste, männliche Haltung gewährt, deren er selbst entbehrt. Dies kann er ihm um so unbefangener zugestehen, da ihm in der eigenen Schwäche auch der eigene Wert zum Bewußtsein gekommen ist.

Aber indem Tasso und Antonio sich nun gegenseitig verstehen, bleibt doch jeder, der er war. Insbesondere wird Tasso die beschwerlichen und gefährlichen Eigenheiten seines Geistes und Gemüts nicht ablegen. Die mächtige Natur hat sie ihm aufgeprägt; er kann sie also nicht verlieren und soll sie nicht verlieren, da sie, wie sein Leiden, so seine Größe sind. Er wird also fernerhin die Wirklichkeit überwiegend als Symbol erleben (auch die Katastrophe, die er überstanden, wird sich ihm zum Symbol vertiefen und verflüchtigen); er wird nie das sichere Augenmaß für die ge-

meine Wirklichkeit bekommen; er wird, auch wenn er das Sittliche gerechter beurteilt, doch nie ein sittlicher Mensch werden. So wird er sich immer wieder Schwierigkeiten schaffen, die durch katastrophische Ereignisse nicht gelöst, nur abgerissen werden. Er wird nie in ein sicheres Verhältnis zu den Menschen kommen. Es wird ihm gehen, wie er sich selbst vorausgesagt:

Mir läßt die Ruh'
Am mind'sten Ruhe. Dies Gemüt ist nicht
Von der Natur bestimmt, ich fühl' es leider,
Auf weichem Element der Tage froh
Ins weite Meer der Zeiten hinzuschwimmen.

Glücklich zu werden „wie andere Menschen" ist und bleibt ihm versagt.

Darum ist es auch nicht, wie man meinen könnte, Ferrara, was Tasso unglücklich macht. Allerdings kann es ihm nicht gut bekommen, wie ihn der Herzog ehrt, schont und geringschätzt. Die Verhätschelung durch die Frauen ist mindestens kein Vorteil für ihn; daß sie sich mit ihm gerne an der Grenze von Freundschaft und Liebe bewegen, ist eine stete, große Gefahr. Die Schwierigkeit dieser Lage kann Antonio nur steigern, wenn er sich in seiner pedantischen Verständigkeit und Sittlichkeit der Erziehung des verzogenen jungen Manns annehmen will. Aber es hängt nicht an dem zufälligen Charakter dieser Personen, daß sich Tassos Verhältnis zu ihnen so ungut gestaltet. Dieser ist für den selbständigen Kampf ums Dasein so schlecht ausgerüstet, daß er nur aus der Hand eines Gönners in die eines andern übergehen kann. Und ist Alphons auch nicht der ideale Mäcen, so wird Tasso doch nicht leicht einen bessern finden. Die Frauen wird er überall reizen, ihn zu bemuttern; er wird ihnen immer wieder eine Huldigung darbringen, die in die Liebe hinüberspielt; und sie werden ihm regelmäßig durch ein Interesse antworten, das den Schein der Liebe erzeugt, wenn es nicht zur Liebe wird. Endlich

wird er, wo er sein mag, verständige und sittliche Menschen herausfordern, Verstand und Sittlichkeit gegen sein inkommensurables Wesen bis zu dem Grade zu betonen, daß sie unverständig und unsittlich werden. Die feinsinnige Würdigung aber, die Tasso als Dichter bei Alphons und den Frauen findet, wird ihm anderswo nicht leicht zuteil werden. Und das ist doch noch das reellste Glück, das es für ihn überhaupt gibt. Ferrara gewährt ihm also trotz allem die günstigsten Lebensbedingungen; kann er hier nicht gedeihen, so gedeiht er nirgends.

Dadurch vertieft sich uns auch Tassos eigentümliche Geschichte zu einer „Fabel menschlichen Schicksals für menschliche Herzen", die eine typische Wahrheit hat. Es gibt Menschen, die von der mächtigen Natur so gebildet sind, daß sie nie und nirgends zu einem behaglichen Genuß des Lebens kommen können. Das sind gerade die Individuen, die durch außerordentliche Gaben des Geistes und Gemüts ausgezeichnet sind. Ihre Außerordentlichkeit bringt es mit sich, daß sie das Gemeine nicht verstehen können, daß ihnen das Gewöhnlichste schwer, ja unmöglich wird, daß sie daher in der menschlichen Gesellschaft, handelnd und leidend, immer eine üble Rolle spielen. Doch dürfen wir uns dadurch nicht zu einem weichlichen Mitleid hinreißen lassen. Die Gerechtigkeit erfordert, daß sie ihren Vorzug bezahlen. Und im Ernste ist ihnen selbst, trotz ihrer Klagen, der Preis nicht zu hoch.

9.

Auch Egmont macht als dramatischer Held eine sehr sonderbare Figur. Der erste große Kritiker der Goetheschen Dichtung, Schiller, konnte nicht klug aus ihm werden, und sein Befremden wirkt heute noch nach. „In diesem Trauerspiel (sagt Schiller) wird ein Charakter aufgeführt, der in einem bedenklichen Zeitlauf, umgeben von den Schlingen einer arglistigen Politik, in nichts als sein Verdienst ein-

gehüllt, voll übertriebenen Vertrauens zu seiner gerechten Sache, die es aber nur für ihn allein ist, gefährlich wie ein Nachtwanderer auf jäher Dachspitze wandelt. Diese übergroße Zuversicht, von deren Ungrund wir unterrichtet werden, und der unglückliche Ausschlag derselben sollen uns Furcht und Mitleiden einflößen oder uns tragisch rühren — und diese Wirkung wird erreicht." Aber mit dieser Schlußwendung, die uns überraschen soll, hat der Kritiker mehr zugestanden, als er aufrecht erhalten kann. Die genauere Analyse von Egmonts Charakter, die er nun folgen läßt, führt ihn vielmehr zu dem Resultat, daß Egmont unser Mitleid nicht verdient. „In der Geschichte ist Egmont kein großer Charakter, er ist es auch in dem Trauerspiel nicht. Hier ist er ein wohlwollender, heiterer und offener Mensch, Freund mit der ganzen Welt, voll leichtsinnigen Vertrauens zu sich selbst und zu andern, frei und kühn, als ob die Welt ihm gehörte, brav und unerschrocken, wo es gilt, dabei großmütig, liebenswürdig und sanft, . . prächtig und etwas Prahler, sinnlich und verliebt, ein fröhliches Weltkind" — nichts mehr. „Durch seine schöne Humanität, nicht durch Außerordentliches soll dieser Charakter uns rühren; wir sollen ihn lieb gewinnen, nicht über ihn erstaunen. Diesem letztern scheint der Dichter so sorgfältig aus dem Wege gegangen zu sein, daß er ihm eine Menschlichkeit über die andere beilegt, um ja seinen Helden zu uns herabzuziehen; — daß er ihm endlich nicht einmal so viel Größe und Ernst mehr übrig läßt, als unsrer Meinung nach unumgänglich erfordert wird, diesen Menschlichkeiten selbst das höchste Interesse zu verschaffen." Zwar werde in dem Drama vorausgesetzt, daß Egmont sich Verdienste erworben habe, die ihn seinen Mitbürgern als die letzte Stütze der Nation erscheinen lassen. „Aber was tut er eigentlich Großes, um dieses ehrenvolle Vertrauen zu verdienen?" Nichts, gar nichts! Er gesteht es ja selbst: „Hätte ich nur etwas für sie getan; es ist ihr guter Wille, mich zu lieben." Ja, Eg-

mont ist nicht bloß kein großer Mann; er hat sogar etwas Schlaffes und Erschlaffendes an sich. „Wer wird z. B. folgendes billigen? Oranien ist eben von ihm gegangen, Oranien, der ihn mit allen Gründen der Vernunft auf sein nahes Verderben hingewiesen, der ihn, wie uns Egmont selbst gesteht, durch diese Gründe erschüttert hat. ‚Dieser Mann,‘ sagt er, ‚trägt seine Sorglichkeit in mich herüber; weg, das ist ein fremder Tropfen in meinem Blute! Gute Natur, wirf ihn wieder heraus! Und von meiner Stirne die sinnenden Runzeln wegzubaden, gibt es ja wohl noch ein freundlich Mittel.‘ Dieses freundliche Mittel nun — wer es noch nicht weiß — ist kein andres als ein Besuch beim Liebchen! Wie? Nach einer so ernsten Aufforderung keinen andern Gedanken als nach Zerstreuung? Nein, guter Graf Egmont! Runzeln, wo sie hingehören! und freundliche Mittel, wo sie hingehören! Wenn es euch zu beschwerlich ist, euch eurer eigenen Rettung anzunehmen, so mögt ihr's haben, wenn sich die Schlinge über euch zusammenzieht. Wir sind nicht gewohnt, unser Mitleid zu verschenken.“

Schiller hat leider nicht hervorgehoben, was doch für das Verständnis des Dramas von wesentlicher Bedeutung ist: daß er die Hauptpunkte dieser vernichtenden Kritik Egmonts aus dessen eigenem Munde entnommen hat. Über den unsichern Grund seines Vertrauens unterrichtet uns Egmont selbst auf die nachdrücklichste Weise, zu einer Zeit, da er sich wohl noch auf einen sicherern Boden flüchten könnte (Ende des dritten Aufzugs): er will es also darauf ankommen lassen, wie es ihm gehen wird. Auch das ist Egmont wohl bekannt, daß man ihm Leichtsinn vorwirft; er sagt uns selbst, daß er die Dinge leicht nehme: aber er sieht darin sein Glück und will nicht mehr Vorsicht und Ernst lernen. Er selbst ist es, der seinem Kritiker das Bild des Nachtwandlers darbietet: und er meint, daß ihn andre, wenn er den gefährlichen Gang des Nachtwandlers ginge, aus Freundschaft nicht anrufen, warnen und töten sollten.

Daß man ihm das Mitleid versage, fordert er geradezu heraus, indem er nicht bloß erklärt, sondern auch beweist, daß er des Mitleids nicht bedürfe. Wenn nun der tragische Held durchaus Furcht und Mitleid erwecken soll, so mag Schiller darin recht haben, daß Egmont kein richtiger tragischer Held sei; aber er sollte die Schuld nicht in dem Mangel an Ernst und Größe suchen: dürfte nicht auch darin Ernst und Größe liegen, daß man sich über Furcht und Mitleid stellt?

Worin ist es nun begründet, daß Schiller sich durch Egmonts auffällige Klarheit über die Vorwürfe, die man ihm machen kann, nicht abhalten ließ, diese einfach zu wiederholen? Das hat, wenn wir nur auf das Wesentliche sehen, eine doppelte Ursache. Schiller hat den Politiker Egmont nicht ernst genommen; und er hat es nicht verstanden, daß Egmont von einer Tiefe der Lebensauffassung ausgeht, die *seine* Helden kaum am Ende ihrer Entwicklung erreichen. Beides hängt unter sich zusammen; denn auch Egmonts Auffassung der Politik ist durch seine ganze Lebensauffassung bestimmt. Für Großtaten, wie sie ein Moor, Fiesko und Posa unternehmen, hat Egmont zu wenig Leidenschaftlichkeit und zu viel Lebenserfahrung. Kein Wunder: denn Goethe hat ihm, wie seine Politik, so auch seine Lebensweisheit geliehen. Das erstere haben wir schon besprochen; das letztere haben wir jetzt zu untersuchen.

Egmont legt uns zweimal seine Lebensanschauung dar; das eine Mal zur Begründung seines gefährlichen Verhaltens, das andre Mal zu dessen Rechtfertigung, nachdem es ihn wirklich der Gefangenschaft und dem sichern Tode überliefert hat. Er soll dem Grafen Oliva auf die freundschaftliche Mahnung zu größerer Vorsicht antworten. Da möchte er ihm zurufen: „Guter, ehrlicher Alter! Warst du in deiner Jugend wohl auch so bedächtig? Erstiegst du nie einen Wall? Bliebst du in der Schlacht, wo die Klugheit anrät, hinten?“ Aber damit hat er nicht den tiefsten Grund seiner

Abneigung gegen solche Ratschläge angegeben. Denn er fährt fort: „Der treue Sorgliche! Er will mein Leben und mein Glück, und fühlt nicht, daß der schon tot ist, der um seiner Sicherheit willen lebt. ... Es dreht sich immer um den einen Punkt: ich soll leben, wie ich nicht leben mag. Daß ich fröhlich bin, die Sachen leicht nehme, rasch lebe, das ist mein Glück; und ich vertausch' es nicht gegen die Sicherheit eines Totengewölbes. ... Leb' ich nur, um aufs Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß sei? Und diesen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren?" Indem Egmont sich des weiteren dagegen wendet, daß man ihm die und jene Torheit, die er in einem lustigen Augenblick empfangen und geboren, zum Verbrechen machen wolle, entwickelt er diese anscheinende Philosophie des Genusses zu einer prinzipiellen Auffassung des ganzen Lebens. „Sind uns die kurzen bunten Lumpen zu mißgönnen, die ein jugendlicher Mut, eine angefrischte Phantasie um unsers Lebens arme Blöße hängen mag? Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Lust zu hoffen übrig bleibt, ist's wohl des An- und Ausziehens wert? Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen, was gestern war? um zu raten, zu verbinden, was nicht zu erraten, zu verbinden ist, das Schicksal eines kommenden Tages?" Aber diese Einsicht in die eigene Ohnmacht, sein Leben zu bestimmen, überliefert ihn nicht einer mutlosen Verzweiflung. Denn für ihn steht es gar nicht so, daß er Gehalt und Glück seines Lebens von einem Zufall abhängig glaubte, den er nie sicher berechnen, also auch nicht beherrschen könnte. Vielmehr fühlt er sich getragen von einer höheren Macht, die freilich mit so souveräner Freiheit über ihn verfügt, daß seiner Selbstbestimmung kein nennenswerter Spielraum mehr bleibt. Das drückt und ängstet ihn aber so wenig, daß es ihn eher in einem wol-

lüstigen Schauder erbeben macht. Mit fast ekstatischer Begeisterung ruft er seinem entsetzten Sekretär zu: „Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch; und uns bleibt nichts, als, mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!" Mit diesem Glauben verbindet sich sein glückliches Temperament, und so entsteht dieser bewußte, ja absichtliche „Leichtsinn", der andern so unbegreiflich, so töricht, so frevelhaft erscheint. Er schließt seine Expektoration mit den ebenso lebens- wie todesmutigen Worten: „Ich stehe hoch und kann und muß noch höher steigen; ich fühle mir Hoffnung, Mut und Kraft. Noch hab' ich meines Wachstums Gipfel nicht erreicht, und steh' ich droben einst, so will ich fest, nicht ängstlich stehn. Soll ich fallen, so mag ein Donnerschlag, ein Sturmwind, ja ein selbst verfehlter Schritt mich abwärts in die Tiefe stürzen; da lieg ich mit viel Tausenden. Ich habe nie verschmäht, mit meinen guten Kriegsgesellen um kleinen Gewinst das blutige Los zu werfen; und sollt' ich knickern, wenn's um den ganzen freien Wert des Lebens geht?" — Dem entspricht nun genau, wie er sich, nachdem er sein gewagtes Spiel verloren, darüber gegen Ferdinand ausspricht. Er ist soweit entfernt von Verdruß und Reue, daß er dem jungen Freunde sein Leben wie seinen Tod als Spiegel empfehlen kann. Er darf sagen, daß er sich genug gelebt habe; denn er hat gelebt. „Eines jeden Tages hab' ich mich gefreut, an jedem Tage mit rascher Wirkung meine Pflicht getan, wie mein Gewissen sie mir zeigte. Nun endigt sich das Leben, wie es sich früher, früher schon auf dem Sande von Gravelingen hätte endigen können. . . . So leb' auch du, mein Freund, gern und mit Lust und scheue den Tod nicht." Ferdinands Klage über seinen Mangel an Vorsicht schneidet er kurz mit den Worten ab: „Dies sei beiseite gelegt. Es

glaubt der Mensch sein Leben zu leiten, sich selbst zu führen; und sein Innerstes wird unwiderstehlich nach seinem Schicksal gezogen. Laß uns darüber nicht sinnen; dieser Gedanken entschlag' ich mich leicht — schwerer der Sorge für dieses Land; doch auch dafür wird gesorgt sein. Kann mein Blut für viele fließen, meinem Volk Frieden bringen, so fließt es willig. Leider wird's nicht so werden. Doch es ziemt dem Menschen, nicht mehr zu grübeln, wo er nicht mehr wirken soll."

Dies also ist Egmonts Grundstimmung: es glaubt der Mensch sich selbst zu führen, und sein Innerstes wird unwiderstehlich nach seinem Schicksal gezogen; es ziemt dem Menschen, nicht mehr zu grübeln, wo er nicht mehr wirken soll. Von da aus fällt erst das rechte Licht auf seinen Charakter, seine Liebe zu Klärchen, seine politische Tätigkeit, auf den ganzen Gang seines Schicksals.

Ist es für Egmont nur ein täuschender Schein, daß der Mensch sich selbst zu führen glaubt; steht es ihm beständig vor Augen, daß das Innerste des Menschen unwiderstehlich nach seinem Schicksal gezogen wird: so ist ihm dadurch aller unmittelbare, leidenschaftliche Eigenwille zum voraus ins Unrecht gesetzt. Er hat seine natürlichen Wünsche so gut wie jedermann; aber er hat sie nur mit Vorbehalt: wenn es zugleich in dem notwendigen Gang des Schicksals liegt, daß sie erfüllt werden sollen. Das kann man nie zum voraus wissen; darum eben kann er wünschen, kann auch zur Erfüllung seiner Wünsche selbst Hand anlegen. Wenn sich aber zeigt, daß der Wunsch unerfüllbar ist, so ist die Sache sofort für ihn abgetan. Das hat er sich ja zum voraus als unüberspringbare Grenze in Rechnung genommen. Daher fühlt sich Egmont trotz der Lebhaftigkeit seines Temperaments so kühl an. Er empfindet stark und tief, ist genußfähig und genußfreudig; er hat mannigfaltige Interessen und bedarf zum Wohlsein der regen Tätigkeit. Aber er verliert sich an nichts. Überraschend leicht läßt er

auch das fahren, was er doch liebt. Er erfährt, daß er rettungslos verloren ist: da stampft er mit dem Fuß; da ruft er der schönen freundlichen Gewohnheit das Daseins und Wirkens ein wehmütiges Wort des Abschieds zu — und er ist zum Sterben fertig; mit einem Ruck hat er die Wendung vom Leben zum Tod vollzogen. Andre Menschen nehmen ihm alles viel zu wichtig. Dazu ist er freilich nicht versucht: denn für ihn ist alles Wichtige ohne sein Zutun schon besorgt. Da fällt alles Pathos des Überlegens und Handelns von selbst weg.

Egmonts Lebensanschauung drückt auch seiner Liebe ihre stark hervorstechende Eigenart auf. In seiner unzweifelhaften Liebe zu Klärchen ist er doch befremdlich kühl. Die Geliebte kann sich so wenig wie sonst wer und sonst was rühmen, daß er sein Herz an sie verloren habe. Es verletzt die natürlichsten, heiligsten Empfindungen leidenschaftlicher Liebe, indem er sterbend Klärchen dem Freunde überweist. Der richtige Liebhaber kann nicht begreifen, daß es eine Zeit gab, da „sie“ ihm noch nicht zugehörte; noch unverbrüchlicher steht ihm fest, daß sie, nachdem sie einander einmal gefunden, in alle Ewigkeit verbunden bleiben müssen. Eine solche „unendliche“ Liebe liegt im Sinne Brackenburgs: Egmont ist über derlei Schwärmereien weg. Es ist ihm mit seiner Lebensanschauung Ernst; darum hält sich nicht bloß sein Sinnen, sondern auch sein Wünschen und Fühlen innerhalb des Bereichs, da er als wirkliche Person in Wirksamkeit treten kann. Daß er und Klärchen sich lieben, besagt ihm nicht mehr und nicht weniger, als daß sie sich gegenseitig einen erhöhten Genuß des Augenblicks gewähren, in dem allein das wirkliche Leben besteht. Durch Egmonts Tod wird die Möglichkeit dieser wirklichen Liebe abgeschnitten. Also ist das Liebesverhältnis damit überhaupt aus; Klärchen ist frei und — nach Egmonts Meinung und Gefühl — nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich. Eine Eifersucht, die über das Grab hinüber die Geliebte als Eigentum

festhalten will, hat für ihn keinen Sinn; auch ist die liebende Erinnerung, die ihm Klärchen natürlich bewahren wird, in seinen Augen kein Hindernis, daß sie einem Manne ähnlicher Art würde, was sie ihm war. Egmont ist auch in der Liebe der Philosoph, der er überhaupt ist; das gibt nun freilich eine Liebe ganz besonderer Art.

Versteht Egmont sich selbst, so kann er sich auch als Politiker nicht die unmögliche, unsinnige Aufgabe setzen, das Schicksal des folgenden Tages bestimmen zu wollen. Er liebt seine Mitbürger, und dieser Liebe entspringen gewisse natürliche Wünsche für deren ferneres Ergehen. Als Mann, dem es natürlich ist, tätig zu sein, tut er das Seinige, diese lieben Wünsche zu verwirklichen. Aber er weiß, daß weder er, noch Oranien, noch Alba das Schicksal der Niederländer machen wird. Das macht sich von selbst und, wie er denkt, in einer günstigen Weise. „Auch dafür wird gesorgt sein," wie für sein eigenes Ergehen. Wenn nun aber der Erfolg alles menschlichen Tuns doch in der Hand des Schicksals liegt, so hat es für ihn gar keinen Sinn, entfernte Möglichkeiten vorausberechnen zu wollen. Er denkt also nur an die nächsten sicheren Wirkungen dessen, was er jetzt tun könnte oder sollte. Was er nicht unmittelbar sich als Zweck setzen kann, das will er auch nicht als Mittel zu einem entfernteren Zweck. Es bleibt ihm also nur die Aufgabe, seiner Gesinnung im Augenblick den richtigsten Ausdruck zu geben. Sich aus Berechnung irgend welchen Zwang anzutun, ist ihm ebenso widerwärtig wie sinnlos. Er ist sich seiner guten Gesinnung gegen sein Volk und gegen seinen König bewußt: wie man ihm deuten möge, was er in seinem reinen Sinne als richtig oder natürlich tut, das mag er nicht berücksichtigen. Er glaubt noch eine große Zukunft zu haben: aber er sagt, sehr bezeichnend, nicht etwa, daß er sein letztes Ziel, nein, daß er seines Wachstums Gipfel noch nicht erreicht habe. Wenn ihn Oranien zur Flucht bereden will, so sieht er nur das Eine, daß dann der Bürgerkrieg

mit allen ihm so wohl bekannten Greueln sicher ist. Den kann er nicht veranlassen, den kann er nur verhindern wollen: also bleibt er, um Alba abzuwarten. Die geringste Hoffnung, dadurch unmittelbar etwas Gutes zu wirken, wiegt ihm schwerer als alle noch so wahrscheinlichen Vermutungen Oraniens über eine doch ungewisse Zukunft. Will man daraus folgern, daß Egmont eben kein Politiker sei, so ist dagegen durchaus nichts einzuwenden. Er hat, wie sein Dichter, viel zu viel und zu tief über das Leben nachgedacht, als daß er einer politischen Leidenschaft noch fähig wäre, als daß er der Klugheit noch einen wirklichen Wert zuschreiben könnte, als daß er sich an der üblichen politischen Wichtigtuerei noch beteiligen möchte.

Wenn wir uns nun von Egmont selbst sagen lassen, worum es sich für ihn eigentlich handelt, so lassen sich auch manche Bedenken heben, die man gegen den Bau des Dramas vorgebracht hat. Wir wollen darauf eingehen, da die Sache nicht bloß von ästhetischer Bedeutung ist. Dabei können wir wieder an Schiller anknüpfen, der („schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort") kurz und gut erklärt: „Hier ist keine hervorstechende Begebenheit, keine vorwaltende Leidenschaft, keine Verwicklung, kein dramatischer Plan, nichts von dem allen; eine bloße Aneinanderstellung mehrerer einzelner Handlungen und Gemälde, die beinahe durch nichts als durch den Charakter zusammengehalten werden, der an allen Anteil nimmt und auf den sich alle beziehen." Dieses Urteil ist nur daraus zu begreifen, daß Schiller die einheitliche Handlung, die *er* suchte, allerdings nicht finden konnte, weil Goethes Dichtung darauf nicht angelegt ist. Schiller nimmt Egmont als politischen Helden und meint also, eine durchgeführte politische Aktion sollte dem Drama die notwendige Einheit der Handlung geben. Davon kann nach Egmonts ganzer Stellung zum politischen Leben nicht die Rede sein. Aber Egmont sagt uns ja selbst, worum er mit Einsetzung seiner vollen Kraft kämpft: *um den ganzen*

freien Wert des Lebens. Dieser Kampf kann nun freilich nicht mit einem planvoll vorbereiteten Schlag entschieden, gewonnen oder verloren werden; denn er ist ja, nach Egmonts richtiger Auffassung, ein Kampf um die innere Haltung in jedem Augenblick des Lebens. Aber seine Spannung ist einer gesetzmäßig sich entwickelnden Steigerung fähig; wie sie sich auch nach bestimmten Gesetzen lösen wird. Die Kritik des Dramas muß also von der Frage ausgehen, ob Goethe den inneren Kampf seines Helden um den ganzen freien Wert richtig und eindringlich vorführt. Diese schwere Aufgabe hat er aber so tief erfaßt und so schön gelöst, daß man alle ästhetische Nörgelei gerne darüber vergißt.

Zunächst führt uns der Dichter in den Kreis des Lebens ein, aus dem Egmont stammt und zu verstehen ist, in dem sich sein Schicksal abspielt. Wir bekommen zu sehen, daß er im Mittelpunkte des Interesses steht; und die Art, wie sich die verschiedenen Gruppen von Personen mit ihm beschäftigen, weist sofort auf etwas Problematisches in seinem Charakter und Gebaren hin. Die Niederländer wünschten ihn sich zum Regenten, weil er froh und frei ist, wie sie, und namentlich die religiösen Dinge mit einer angenehmen Lässigkeit behandelt. Die Regentin macht ihn eben deshalb zum mittelbaren Urheber der ausgebrochenen Unruhen; daß er alles Wichtige leicht behandelt, alles Ernsthafte scherzhaft nimmt, kann sie ihm nur als Leichtsinn und Gleichgültigkeit auslegen; seine freie Art, in der er keinen Schein vermeidet, als ob niemand Rechenschaft von ihm zu fordern hätte, läßt sie für ihn fürchten. Zeigt das, daß sie ihm trotz alles Verdrusses, den er ihr schon gemacht hat, gut sein muß, so stellt andererseits Machiavell seiner Loyalität und politischen Einsicht kein schlechtes Zeugnis aus. Endlich erfahren wir, daß Egmont unter den bedrohlichen Unruhen der Zeit, die ihn doch nahe genug angehen, noch ein Liebesverhältnis anzuspinnen vermochte, in dem er nicht nur das Mädchen aufs

höchste beseligt, dessen äußeres Glück er rücksichtslos aufs Spiel setzt, sondern auch der sorgenden, zürnenden Mutter das Geständnis abnötigt, daß man ihm hold sein müsse.

Nun bekommen wir den Helden selbst zu sehen. Sein persönliches Auftreten bestätigt und erläutert uns, was wir über ihn gehört haben. Ein Straßenauflauf gibt ihm Gelegenheit, zu zeigen, wie er der Bürger Herzen gewinnt. Die politischen Schwierigkeiten behandelt er in einem nüchternen, fast philisterhaften Tone: „reizt den König nicht mehr; er hat doch zuletzt die Gewalt in den Händen." Den vorliegenden Fall nimmt er gar nicht tragisch, wie es seinem Temperament entspricht; doch vermeidet er so zugleich mit sicherem Takt, das Übel ärger zu machen. Geschäfte, die er mit seinem Sekretär zu besorgen hat, geben noch weitere Proben seiner leichten, lässigen Weise, wobei auch die Schattenseite derselben stark hervortritt. Sind wir nun geneigt, ihm ein bloßes bequemes „Leben und Lebenlassen" zuzutrauen, so beweist er uns jetzt vielmehr durch die Art, wie er freundliche Warnungen aufnimmt, daß in seinem anscheinenden Leichtsinn Grundsatz ist. Er will nicht bloß leben, um aufs Leben zu denken; denn darin hat er die wahre leichtsinnige Vergeudung des Lebens erkannt. Gegen den Geist der Sorge steht er in einem bewußten Kampf, dessen Preis für ihn der ganze freie Wert des Lebens ist. Indem Egmonts Sekreätr sein Entsetzen über dessen verwegene Lebensanschauung ausspricht, bestimmt er zugleich das Interesse, mit dem wir diesen ferner begleiten. Wir fragen nicht mehr bloß: wie wird es ihm gehen? auch nicht bloß: was wird er für sich und andere erreichen? Was uns fortan überwiegend und immer ausschließlicher beschäftigt, das ist die Frage: kann Egmont seine Auffassung, seine Methode des Lebens durchführen? wird ihn die näherrückende Gefahr nicht an ihr, nicht an sich selbst irre machen? Und wir erheben diese Fragen im

höchsten eigenen Interesse: wie Egmont zu leben, das hieße wirklich gelebt, — wenn sich anders so leben läßt!

Daß Egmont nicht bloß leere Worte macht, beweist er sofort, indem er Oraniens Rat ablehnt, sich der Gefahr zu entziehen, die ihm Albas Ankunft bringen könnte; die Gründe, die er für seine Entscheidung vorbringt, zeigen zugleich, daß mit seinem prinzipiellen Leichtnehmen ein hoher Ernst der Gesinnung sich wohl verträgt. Er läßt sich also von Oraniens Klugheit nicht verführen, daß er durch die angesonnene Art der Sorge um die Zukunft sich selbst untreu würde. Immerhin bleibt er von dessen eindringlichen, endlich ergreifenden Vorstellungen nicht unerschüttert. Wie tief muß seine Lebensphilosophie in ihm wurzeln, wenn er ihnen doch widersteht! Wie wichtig muß es ihm sein, sich nicht sich selbst entfremden zu lassen!

Es tritt ein, was Egmont nicht hatte glauben wollen. Wir erfahren von der Regentin, daß Alba wirklich kommt und sie wirklich gehen wird; sie entwirft uns zugleich ein Bild des hohläugigen Toledaners mit der ehernen Stirn und dem Feuerblick, das unsre Sorge für Egmont aufs höchste steigern muß. Egmont besitzt trotzdem die Freiheit des Gemüts, daß er der Geliebten den versprochenen Anblick seiner gefährdeten Ehre und Pracht gewährt. Doch ist er nicht ganz so vertrauensselig, als er zu sein scheint. Zwar spricht er von den Rechten, die ihm der Orden des goldenen Vließes gewähre, ohne einen Zweifel zu äußern; aber er verrät zugleich, daß er die Welt, worin er lebt, recht wohl kennt. Er ist also nicht der Nachwandler, für den er gehalten werden kann; er hat die Augen nicht bloß offen, er sieht auch damit. Die Frage ist also für ihn vielmehr, wie er sich mit dem, was er sieht, abfinden will. Auch zeigt das Gespräch der Liebenden, daß Egmont bei der Geliebten nicht bloß, wie Schiller meint, eine Zerstreuung sucht. Zu ihr geht er vielmehr, um aus der Zerstreuung sich zu sammeln. Bei ihr, nur bei ihr, ist er ganz er selbst; wie

aber könnte er sein Selbst behaupten, wenn er nicht je und je aus der Verwirrung des Weltlebens ganz zu sich zurückkehren dürfte?

Alba ist nun da. Die Bürger, der Adel von Brüssel wagen kaum mehr laut zu atmen: Egmont ist der einzige, der sein Betragen nicht ändert. Er wird vor Alba gerufen. Aber auch die unmittelbare Gegenwart des Gefürchteten bringt ihn nicht dazu, daß er sich verleugnete. Er redet dem Machthaber nicht nach dem Munde; er läßt sich auch nicht hinreißen, ihn zu reizen. Als wohlmeinender, ehrlicher Vermittler tut er sein möglichstes, Alba eine richtigere Auffassung der Lage beizubringen. Daß er an Arglist nicht glaubt oder nicht glauben will, kommt ihm dabei durchaus zugute.

Endlich bewährt Egmont die höchste Treue gegen sich selbst, nachdem er mit seiner freien, kühnen Art, das Leben zu nehmen, völlig Schiffbruch erlitten zu haben scheint. Fürchterlicher als der drohende Tod ist ihm, wie sich's für ihn ziemt, die gegenwärtige Freiheitsberaubung im Kerker. Der Hoffnung sagt er, in Konsequenz seines Naturells und seiner Denkart, erst Valet, als ihm die völlige Gewißheit seiner Hinrichtung, die Unmöglichkeit jeder Rettung unwidersprechlich versichert wird. Und nun behauptet er das Recht und die Wahrheit seines Lebens durch den paradoxen Schluß, daß er sterben kann, *weil* er gelebt hat. Er verschmäht es, sich den Abschied vom Leben dadurch zu erleichtern, daß er ihm den Wert abspräche. Auch die Versuchung zur Reue weist er ab, indem er seinen Charakter als sein Schicksal erkennt und bejaht. Er hat sich so wenig selbst verloren, daß er den neugewonnenen jungen Freund mahnen kann, seinem Beispiel zu folgen. Als Sieger, der er ist, schläft er ruhig dem Tode entgegen. Es ist darum auch die innere Wahrheit der Situation, daß er unter den Klängen einer Siegessinfonie auf das Schafott geht. Wir verlassen ihn erhoben und gestärkt; denn er hat uns die

Lebensfrage, die er uns stellte, mit einem siegesgewissen Ja beantwortet: man kann frei und froh leben, wenn man den Tod nicht scheut wie er.

„Egmont“ hat also schon so etwas wie einen dramatischen Plan, wenn man den Dichter nur sagen läßt, was er sagen will. Dann erweist sich auch, daß Egmont nicht bloß die „relative Größe“ hat, die man von einem dramatischen Helden mit Recht verlangen kann: er ist Goethe eher etwas zu groß geraten. Er ist so wenig ein bloß menschlicher Mensch mit einem das tiefere Interesse ertötenden Zusatz des Allzumenschlichen, daß wir ihn vielmehr als Übermenschen bezeichnen müssen. „O Herr, ihr wißt nicht, was für Worte ihr sprecht!“ ruft ihm sein Sekretär zu, nicht etwa gerührt durch seine schöne Humanität, sondern erschreckt über die Kühnheit seines Ganges, um nicht zu sagen: Fluges. Daß aber Goethes eigentliche Absicht wirklich war, Egmonts Heldenkampf um den ganzen freien Wert des Lebens darzustellen, dafür dient noch zum indirekten Beweis, daß er dieses Motiv auch in der Charakteristik der Personen zweiten und dritten Rangs verwendet. Teils leben diese wirklich, und dann in Kraft der Stimmung und Gesinnung, die Egmont beseelt; teils gehen sie des lebenswerten Lebens verlustig, weil sie Egmonts freie Stellung zum Leben nicht einnehmen können oder wollen.

Klärchen erregt ihrer Mutter durch die Freiheit und Kühnheit ihrer Art, das Leben zu nehmen, einen ähnlichen Schrecken wie Egmont seinem Sekretär. Fragt die Mutter, wie's in der Zukunft werden möge, so antwortet sie: „Ach, ich frage nur, ob er mich liebt; und ob er mich liebt, ist das eine Frage?“ Die Gegenwart ist ihr alles; es heißt sich um den kostbaren Augenblick betrügen, wenn man sich den Genuß der Gegenwart durch die Sorge um die Zukunft verderben läßt. Die Mutter zeigt ihr freilich auch, wie tief die Sorge den Menschen entwürdigen kann. Sie rät ihr, den Brackenburg in Ehren zu halten, da er sie noch einmal

glücklich machen könne: denn „die Jugend und die schöne Liebe, alles hat sein Ende; und es kommt eine Zeit, wo man Gott dankt, wenn man irgendwo unterkriechen kann." Darauf schaudert Klärchen, schweigt und fährt auf: „Mutter, laßt die Zeit kommen wie den Tod. Dran vorzudenken ist schreckhaft! Und wenn er kommt! Wenn wir müssen — dann — wollen wir uns gebärden, wie wir können." Sie hat also an diese Zeit wohl auch schon gedacht, aber nur mit dem Resultat, daß sie jetzt nicht daran denken wolle. Wie Egmont ist Klärchen in ihrem Handeln nicht durch Zwecke bestimmt, sondern nur durch die Gesinnung, die jetzt in ihr lebt; sie ist nicht sittlich, aber rein und groß, weil ihr Sinn rein und groß ist. Daß man, wo das Herz gebietet, vorsichtig die Gefahr bedenkt, heißt ihr „außer sich sein"; sie ist „bei sich", wenn sie dem unmittelbarsten Antrieb ihres Herzens rücksichtslos folgt. Und endlich kann auch sie sterben, weil sie gelebt hat.

Brackenburg kann leben, wie ihm Klärchen bezeugt, und darum soll er leben. Richtiger wäre, daß er nicht sterben kann, und deshalb leben muß. Denn welches Leben ist es, das dieser elende, gute Mensch lebt! Ein Leben ohne Saft und Kraft, dem weder Selbstgefühl noch Mitgefühl einen erfreulichen Gehalt gibt! Brackenburg hat eine von Grund aus falsche Stellung zum Leben. Ihn hindert zwar nicht die Sorge für die Zukunft, daß er den Augenblick ergreife. Aber er kann nicht fahren lassen, was er doch nicht erlangen kann; und so ist er unfrei in seinem Wünschen und Handeln. Obgleich er fühlt, daß Klärchen ihm verloren ist, gewinnt er es nicht über sich, den Gedanken an sie aufzugeben. Er kann nicht in dem Glauben zur Ruhe kommen, daß ihm ein übermächtiges Schicksal die Geliebte versagt habe; für ihn ist es doch nur Egmont, der leider Gottes zwischen ihn und die Jugendgespielin getreten ist. Darum quält ihn auch der Neid. Hinter einem Menschen zurückzustehen ist kränkend, während es nur schmerzlich ist, sich in

sein notwendiges Schicksal ergeben zu müssen. Das Leben also, das er lebt, ist kein Leben zu nennen. Und weil er nicht gelebt hat, kann er auch nicht sterben, so sehr ihm sein Dasein zur Last ist.

Weil Oranien mit seiner Auffassung der politischen Situation gegen Egmont recht behält, glaubt man es Egmont zum Vorwurf machen zu dürfen, daß er Oraniens Rat nicht folgt. Das ist gewiß nicht die Meinung des Dichters. Er läßt seinen Egmont nicht die geringste Reue darüber äußern, daß er sich durch den Freund nicht habe warnen lassen. Egmont will also lieber auf seine Weise untergehen, als auf Oraniens Weise sich das Leben erhalten. Mit Recht; denn er kann gar nicht leben, wie Oranien lebt. Das ist ihm durch die Natur versagt; und er würde sofort alle Sicherheit der Bewegung verlieren, wenn er einem Geiste von so verschiedener Art Einfluß auf seine Entschließungen vergönnte. Mit höherem Recht aber deshalb, weil Egmont wenigstens wirklich lebt, während Oranien überhaupt nicht lebt. Denn Oranien hat keine Gegenwart; die Zukunft, für die er sorgt, wird nie zur Gegenwart, der er sich hingeben könnte. Und wenn er meint, daß er für sich gerne auf das Leben verzichte, da er doch andern die Möglichkeit des Lebens gewinne, so wiegt er sich nach Egmonts Meinung in einer schönen Illusion. Auch Oranien wird nicht erraten und verbinden, was nun einmal nicht zu erraten, zu verbinden ist: das Schicksal eines kommenden Tages. Ob er durch seine Flucht mehr nützt, als schadet: wer will das ausrechnen? Es wird nun eben alles anders, als es sonst geworden wäre; ob besser, ist eine andere Frage. Übrigens wird auch Oranien, indem er sich selbst zu führen glaubt, unwiderstehlich nach seinem Schicksal gezogen. Entgeht er jetzt dem Beil des Henkers, so findet ihn doch zu seiner Zeit die Kugel des Mörders. Ein Verlorener ist er so gut wie Egmont; nur daß ihm eine längere Frist gestellt ist.

Merkwürdigerweise teilt Alba Egmonts Fatalismus; nur hat er nicht die innere Freiheit, sich dem unwiderstehlichen Willen des unbegreiflichen Schicksals zu überlassen. Er kennt den Eigensinn des Glücks, „oft das Gemeine, das Nichtswürdige zu adeln und wohlüberlegte Taten mit einem gemeinen Ausgang zu entehren.“ Er weiß, daß er im Augenblick des Entscheidens in die dunkle Zukunft greift wie in einen Lostopf: „was du fassest, ist noch zugerollt, dir unbewußt, sei's Treffer oder Fehler“. Silva bringt eine Unterströmung in Albas eigenem Denken zum Ausdruck, wenn er vor dem entscheidenden Schlag, den dieser führen will, bekennt: „Ich traue mir es nicht zu sagen; aber meine Hoffnung schwankt. Ich fürchte, es wird nicht werden, wie er denkt. Ich sehe Geister vor mir, die still und sinnend auf schwarzen Schalen das Geschick der Fürsten und vieler Tausende wägen. Langsam wankt das Zünglein auf und ab; tief scheinen die Richter zu sinnen; zuletzt sinkt diese Schale, steigt jene, angehaucht vom Eigensinn des Schicksals, und entschieden ist's.“ Aber Alba zieht aus der unbedingten Übermacht des Schicksals nicht den Schluß, daß man darum genießend und handelnd sich auf den Augenblick beschränken müsse, der allein dem Menschen zu seiner Verfügung gestellt ist. Er kann der Versuchung nicht widerstehen, daß er das Schicksal meistern wolle; ihm, dem Ruhmsüchtigen, Eingebildeten liegt der höchste Genuß des Lebens darin, daß er durch List und Gewalt seinen Willen durchtrotze. Die Strafe bleibt nicht aus: daß ihm jeder freudige Genuß der Gegenwart versagt ist. „Ich freue mich nur über das Geschehene,“ bekennt er, „und auch über das nicht leicht; denn es bleibt stets noch übrig, was uns zu denken und zu sorgen gibt.“ Die Freudlosigkeit seines eigenen Lebens macht ihn zum Unmenschen. In dem leichtsinnigen Wohlwollen, der unachtsamen Fröhlichkeit seines Sohnes erkennt er immer den Leichtsinn der Mutter, der sie ihm unbedingt in die Arme lieferte. Um das Glück des

Sohnes in seinem Sinne zu begründen, will er ihn zum Zeugen von Egmonts Verzweiflung machen, damit alles, was in ihm von Lebenslust und Freude lebt, in einem Augenblick zerstört werde. Aber das Schicksal betrügt Alba auch in diesem Falle um den Erfolg: Ferdinand wird durch Egmont vielmehr darin bestärkt, gern und mit Lust sich dem Leben zu überlassen wie er. —

Goethe hat also in Egmont nicht bloß ein zugleich glückliches und unglückliches Naturell gezeichnet, das auf des Schicksals leichtem Wagen dahinfliegt, bis es endlich zerschellt. Vielmehr ist es für Egmont wesentlich, daß er in seiner individuellen Natur das Gesetz erkennt und bejaht, wonach er leben muß, weil er nicht anders leben kann. Ferner hat Goethe geflissentlich hervorgehoben, daß sich nach Egmonts Weise wirklich leben läßt; ja er neigt sichtlich dem Gedanken zu, daß diese die einzige Möglichkeit eines Lebens gewähre, das gelebt zu werden verdient. Egmont ist Philosoph, und lebt uns die Philosophie dar, die Goethe für sich als die beste Grundlage des Lebens erkannt hat. Daß dies gerne übersehen oder doch nicht hinlänglich gewürdigt wird, hat freilich Goethe selbst mitverschuldet, indem er in „Dichtung und Wahrheit" (das Drama aus späteren Gedanken heraus sich erklärend) den bewußten Willen, mit dem Egmont sein Leben lebt, gegen das Walten des Dämonischen in dessen Schicksal hat zurücktreten lassen. So erscheint ihm nun das Naturhafte an seinem Helden, das ihn wohl auch ursprünglich zur Darstellung gereizt hatte, als die Hauptsache: die persönliche Tapferkeit, die ungemessene Lebenslust, das grenzenlose Zutrauen zu sich selbst, die Gabe, alle Menschen an sich zu ziehen, die menschlich ritterliche Größe; so kann er nun, mit Schiller, Egmonts Verhalten einfach genug auf tollkühne Selbstverblendung zurückführen. Aber der alte Goethe ist durchaus nicht immer der beste Erklärer der Werke, die er in den Zeiten seines Werdens schuf; wir müssen diese immer zuerst aus sich selbst verstehen, unab-

hängig auch von der späteren Auffassung des Dichters selbst. Zur Zeit seiner Entstehung aber war „Egmont" für Goethe nicht bloß die Darstellung eines eigentümlichen Menschenlebens, sondern ein Glaubensbekenntnis und ein Programm. Um die Bedeutung desselben noch in ein helleres Licht zu setzen, gehe ich mit einigen Worten auf „Egmonts" Verhältnis zu „Iphigenie" und „Tasso" ein.

In „Iphigenie" wird die Verwicklung des Schicksals, die der Dichter vorführt, in einer das Gefühl unmittelbar ansprechenden Weise gelöst, indem Iphigenie zu teil wird, wonach sie sich gesehnt; dagegen verbannt sich Tasso durch seinen unglücklichen Charakter unwiderruflich von den Gönnern, an denen doch sein Herz hängt, und Egmont, der Freund des Lebens, muß dem lebensfeindlichen Alba unterliegen. Der Dichter scheint also von einer optimistischen Betrachtung des Lebens zu einer pessimistischen übergegangen zu sein. Das ließe sich dadurch erklären, daß er jene unter der fortschreitenden Erfahrung nicht hätte festhalten können. Denn das Vertrauen in das Wohlwollen der Götter, aus dem Iphigenie lebt, um das sie kämpft, bewährt sich tatsächlich nicht in jeder Not des menschlichen Herzens. Darum wäre es nur zu billigen, daß Goethe in „Egmont" und „Tasso" auf dieses Motiv verzichtet, auch wenn darüber alle Lebensfreudigkeit verloren ginge. Aber so ist es von Goethe doch nicht gemeint; vielmehr spricht sich in diesen „pessimistischen" Dichtungen ein gesteigerter Glaube an das Leben aus. Gerade die Tragik der dargestellten Schicksale dient dem Dichter als Mittel, die unverwüstliche Macht und Schönheit des Lebens zu erweisen.

Ganz deutlich ist das bei Egmont der Fall. Er ist von der Natur mit einer Leichtlebigkeit ausgestattet, welche die Sicherheit seiner Existenz gefährden muß. Indem er sich's zum Grundsatz macht, der Sorge für die Zukunft keinen bestimmenden Einfluß auf das gegenwärtige Leben einzuräumen, steigert er die Gefahr für sich in dem Grade, daß

andre ihn nur mit Sorge betrachten können. Aber nachdem er sich einmal überwunden hat (eine Überwindung wird es auch ihn gekostet haben), dem Tod jeden Moment ins Angesicht zu sehen, lebt er nicht bloß für sich ein Leben, das ihn befriedigt, sondern hat auch auf andre einen belebenden Einfluß. Er ist also nicht verkürzt, sondern ein Liebling der Götter. Auch ist Gehalt und Wert seines Lebens gerade dadurch bedingt, daß er es in wirklicher Gefahr durchleben muß. In sicheren Verhältnissen würde Egmont allerdings der Lebemann ohne Ernst und Größe, den Schiller in ihm sieht; da würde sein Leben zu einer bloßen freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens. Aber damit fiele für ihn selbst das Hochgefühl weg, worin er das in ihm pulsierende Leben doch am stärksten empfindet, am innigsten genießt. Sogar seine Liebe würde ohne den dunklen Hintergrund der beständigen Gefahr zu einer bloßen Tändelei ohne Gehalt und Geschmack herabsinken. Auch das Erquickende, das er für andre hat, gewinnt erst dadurch tiefere Bedeutung, daß ihm in dieser bösen Lage noch die freie Lebenslust aus den Augen sieht. Es wäre also übel angebracht, wenn ihm eine freundliche Gottheit die wirkliche Gefahr ersparen würde: sie würde ihm dadurch eine notwendige Bedingung s e i n e s Lebens versagen. Egmont verläßt sich denn auch nicht etwa auf das Schicksal, von dem er sich getragen fühlt. Sein Schicksalsglaube ist kein bequemer Aberglaube. Er hilft ihm nur, schwindelfrei seinen gefährlichen Weg zu gehen.

So ist „Egmont" ein Trauerspiel geworden, das uns nicht sowohl Furcht und Mitleid einflößt, als vielmehr den Wunsch und Mut, dem Helden auf seinem gefährlichen Wege zu folgen. Dagegen nimmt Tasso unser Mitgefühl in einem Grade in Anspruch, daß es wohl peinlich werden kann. Denn Tasso kann zu keinem ruhigen Genuß seiner selbst gelangen und schafft dadurch auch andern viel Verdruß, ja herben Schmerz. Und Goethe erregt uns ja keine

Hoffnung, daß Tassos Leben einmal eine erfreulichere Wendung nehmen werde. Trotzdem hinterläßt uns das Schauspiel, wenn wir es nur tief genug auf uns wirken lassen, keineswegs den Eindruck, daß Tasso von der Natur als Stiefkind behandelt worden sei. Seinen gesteigerten Schmerzen entsprechen Momente der Verzücktheit, die ihm eine überreiche Entschädigung gewähren. Der fortwährende jähe Wechsel von Lust und Leid ist ihm ein Lebensbedürfnis. Verzehrt er sich darin rascher als die gewöhnlichen Menschen, so lebt er dafür auch mit einem erhöhten Gefühl von der Bedeutung dessen, was er erlebt. Leidet er mehr als andre, so löst das Leiden dafür in ihm einen Drang des künstlerischen Schaffens aus, der ihm ein Selbstgefühl von unmittelbarer Sicherheit und Klarheit gewährt, das andern versagt bleibt. Das verschafft ihm auch wieder sein Recht gegen die gewöhnlichen Menschen, die sonst versucht sind, auf ihn herabzusehen. Wenn Alphons noch so viel an Tasso zu tragen hat, so muß er doch in eigenem Interesse bestrebt sein, ihn an seinem Hofe zu halten. Er täuscht sich, wenn er meint, daß er eigentlich an Tasso zu fordern hätte. Was er dem Genius gewährt, kann dieser schließlich auch anderswo bekommen; was der Genius ihm gewährt, ist von solchem Wert, daß darüber gar nicht abgerechnet werden kann. Auch ist der Verdruß, den Tasso durch seine unglückliche Anlage andern verursacht, nur vorübergehend; die Früchte, die sie trägt, sind unvergänglich. Daß die Freunde zu erfahren bekommen haben, unter welchen Schmerzen der Dichter die Werke, die sie entzücken, zur Welt bringt, wird ihnen diese nur um so werter machen. Auch das schadet ihnen gar nichts, daß sie fernerhin, wenn sie ihn genießen, sich mit Beschämung gestehen müssen, daß sie seiner Art von Ernst nicht gerecht geworden sind. Sind sie so klein, daß sie sich dadurch die Freude an seinen Gaben verderben lassen, so ist das freilich schlimm; aber das ist doch kein berechtigter Grund der Klage, daß in der Einrichtung

der Welt der menschlichen Eitelkeit nicht mehr Rechnung getragen ist. So überwiegt auch in Tassos Leben das Erfreuliche; nur müssen wir, um das zu erkennen, noch etwas härter geworden sein, als um uns mit Egmonts Schicksal zu versöhnen.

Also überhaupt: das Leben ist schön, ist des Lebens wert. Das ist freilich nicht zu leugnen, daß es nicht auf behagliches Genießen eingerichtet ist. Nicht nur gehört es zu seiner Natur, daß man immer das Leben einsetzen muß, um das Leben zu gewinnen; manches Leben wird auch zu einem aussichtslosen Kampf mit Schwierigkeiten, die doch immer als Qual empfunden werden. Das ist gerade der Fall außerordentlicher Menschen. Doch ist wenigstens an diesen auch zu sehen, daß dann von der Natur eine Wirkung beabsichtigt ist, die das aufgewendete böse Mittel lohnt Dabei müssen wir uns bescheiden.

Drittes Kapitel.

Lehrhaftes.

1.

Daß Goethe nicht leben konnte, ohne sich zugleich Gedanken über das Leben zu machen, tritt in der Periode, die wir nun durchlaufen haben, noch stärker hervor als in seiner Jugend. Das ist nicht anders zu erwarten: indem sich sein Leben erweitert und steigert, nimmt es auch das Denken immer strenger in Anspruch. Wir erfahren denn aus seinen Tagebüchern, daß er im Gespräche mit den Freunden gerne das moralische Roß tummelt. In vielen Briefen gewinnen allgemeine Betrachtungen über die Bedingungen menschlichen Daseins das Übergewicht über die persönliche Mitteilung. Sogar gegen die Geliebte schlägt „der weise Mambres“ gerne einen lehrhaften Ton an. Auch als Dichter will Goethe das Leben nicht bloß darstellen, sondern zugleich deuten; gerade in seinen größten Dichtungen gibt er diesem Bedürfnis oft so sehr nach, daß es dem Ästhetiker auch zu viel werden kann. Dagegen hat Goethe in dieser Zeit ausdrücklich abgelehnt, sich mit den Fragen der Welt- und Lebensanschauung, die ihn doch immer anzogen, geflissentlich und methodisch zu beschäftigen. Dafür glaubte er seinen guten Grund zu haben. „Ehe ich eine Silbe μετὰ τὰ φυσικὰ schreibe, muß ich notwendig die φυσικὰ besser absolviert haben,“ erklärt er Jacobi. Das läßt sich nun wohl

hören, ist aber für uns doch bedauerlich. Denn die fein- und tiefsinnigen Bemerkungen, die er seinen Briefen und Tagebüchern eingeflochten hat, überlassen es uns, den Zusammenhang des Denkens herzustellen, der dem einzelnen Gedanken erst seinen festen Sinn gibt. In den Dichtungen aber steht die eigentliche Meinung des Dichters von Rechts wegen zwischen den Zeilen; auch wenn Goethe seinem Egmont eingestandenermaßen seine Eigenheiten und Albernheiten aufgeflickt hat, bleibt doch im einzelnen Fall immer ein Zweifel, ob Egmont wirklich auch Goethes Meinung ausdrückt. Darum behält Goethes Lebensanschauung, soweit wir sie nur Zeugnissen entnehmen, deren unmittelbarer Zweck doch nicht ihre Darlegung ist, immer etwas Schwebendes — das sie freilich in Wahrheit auch hatte.

Dieser Mißstand wird auch durch einige Aufsätze nicht völlig gehoben, worin sich Goethe direkt über die letzten Fragen des Daseins ausgesprochen hat. In dem Fragment „Die Natur", das er später seinen Werken einverleibt hat, besäßen wir allerdings ein Credo von wünschenswertester Deutlichkeit — wenn es nur nicht unsicher wäre, welchen Anteil Goethe an dessen Entstehung hat, oder wie weit er es sich wirklich zueignen wollte. Ferner hat sich in seinem Nachlaß eine kurze Abhandlung über die Grundbegriffe der Metaphysik gefunden, die er wohl Frau von Stein in der Zeit ihrer gemeinsamen Spinozastudien diktiert hat. Aber sie läßt dem Zweifel Raum, ob er sich darin nicht mehr nur die Gedanken Spinozas als seine eigene Meinung verdeutlichen wollte. Immerhin können wir mit Hilfe dieser Dokumente noch genauer bestimmen, wie sich das Problem des Daseins Goethe damals darstellte und auf welche Weise er eine Stellung zum Leben zu gewinnen hoffte, die wenigstens für die Praxis genügte. Darum wollen wir ihnen noch eine eingehendere Betrachtung widmen.

2.

Das Fragment „Die Natur“ erschien Anfang 1783 in dem (handschriftlichen) Journal von Tiefurt, ohne Angabe des Verfassers, wie es in diesem Korrespondenzbuch der schönen Geister zu Weimar üblich war. Knebel vermutete sofort, daß es von Goethe stamme. Darauf erwiderte ihm dieser: „Der Aufsatz im Tiefurter Journal, dessen du erwähnst, ist nicht von mir, und ich habe bisher ein Geheimnis daraus gemacht, von wem er sei. Ich kann nicht leugnen, daß der Verfasser mit mir umgegangen und mit mir über diese Gegenstände oft gesprochen hat. Er hat mir selbst viel Vergnügen gemacht, und hat eine gewisse Leichtigkeit und Weichheit, die ich ihm vielleicht nicht hätte geben können.“ Da die Handschrift, die Goethe 1828 aus dem Nachlaß Anna Amalias zurückerhielt, von Goethes Diener und Sekretär Seidel geschrieben ist, drängt sich die Vermutung auf, daß dieser geheimnisvolle Verfasser zu Goethe in einem ähnlichen Verhältnis gestanden habe wie der unbekannte Verfasser der „Erziehung des Menschengeschlechts“ zu Lessing. Nun scheint sich Knebel aber auch bei Frau von Stein nach ihm erkundigt zu haben, und diese gab ihm eine ganz bestimmte Auskunft: „Goethe ist nicht der Verfasser, wie Sie es glauben, von dem tausendfältigen Ansichtenbilde der Natur; es ist von Tobler; mitunter ist mir's nicht wohltätig, aber es ist reich.“ Woher sie diese Kenntnis hat, sagt sie nicht. Hat ihr etwa Tobler selbst (der übrigens seit anderthalb Jahren nicht mehr nach Weimar gekommen war) seine Urheberschaft eingestanden? Oder hat Goethe der Geliebten das Geheimnis enthüllt, das er gegen den Freund noch wahren wollte? Oder, wenn das Fragment doch von Goethe stammte: hat sich dieser erlaubt, Charlotten zu mystifizieren? oder hat er sie wenigstens auf eine falsche Spur geleitet, als sie den Verfasser zu erraten suchte? Oder hat etwa Charlotte, um das Geheimnis zu wahren, Knebel eine falsche Auskunft gegeben, als er sie

sondieren wollte? Ehe wir darüber eine Ansicht wagen dürfen, müssen wir uns erst mit dem merkwürdigen Schriftstück genauer bekannt machen.

Es hat nicht den Ton einer nüchternen Abhandlung, vielmehr die Wärme einer begeisterten Expektoration, ja die Innigkeit eines persönlichen Bekenntnisses. Der Verfasser trägt uns seine Anschauung von der Natur als unmittelbar erschaute Wahrheit vor, ohne Vorbehalt und Beweis, ohne strenge Ordnung des Gedankens. Indem wir nun diese etwas zurechtrücken, einige Wiederholungen zusammenziehen, hie und da ein Bindeglied ergänzen, halten wir uns in unserer Wiedergabe sonst möglichst an seine eigenen Worte.

Die Natur ist nicht bloß ein von den Einzeldingen abgezogener Begriff, oder deren Summe oder Produkt, oder die ruhende Substanz, die ihr gemeinsames Wesen bildete; sie ist vielmehr höchst konkret, und zwar durchaus Aktivität, Produktivität. Sie schafft ewig neue Gestalten; sie ist die Mutter, die in ihren Kindern lebt; sie ist die einzige Künstlerin; sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor; sie baut immer und zerstört immer. Ja, sie ist die einzige schaffende Kraft, die es überhaupt gibt. Es gibt nichts, das nicht als ihre Wirkung zu denken wäre; auch das Unnatürlichste ist Natur; man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt mit ihr, wenn man gegen sie wirken will. Darum sieht man sie nirgendwo recht, wenn man sie nicht allenthalben sieht.

Das Wirken der Natur folgt unwandelbaren Gesetzen; doch sollen Ausnahmen, wie es scheint, nicht ganz ausgeschlossen sein: sie sind [nur] selten. Sie benutzt nur wenige Triebfedern in unendlich mannigfaltiger Verbindung. Daraus ergibt sich die merkwürdigste Eigentümlichkeit ihres Lebens: die wesentliche Identität aller seiner Äußerungen bei dem beständigen Wechsel der Erscheinungen. Alles in ihr ist neu, und doch wieder das Alte. Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Wesen, und doch macht alles eins. Es ist

ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt sie nicht weiter. Sie setzt alle Augenblicke zum längsten Lauf an, und ist alle Augenblicke am Ziel. Alles ist immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihr Ewigkeit. Sie ist ganz und doch immer unvollendet. So wie sie's treibt, kann sie's immer treiben.

Sie ist unendliches Leben, und Leben ist ihre schönste Erfindung. Der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben. Denn obschon das Leben, das sie erzeugt, überall individuelles Leben ist, macht sie sich doch aus den Individuen nichts. Um das Leben in rastloser Bewegung zu erhalten, schafft sie Bedürfnisse, die, schnell befriedigt, schnell wieder erwachsen. Auf diese Weise treibt sie auch die höchste Erscheinung des Lebens hervor: die Liebe. Sie hat alles isoliert, um alles zusammenzuziehen; sie macht Klüfte zwischen alle Wesen, und alles will sich verschlingen.

Das scheint eine recht herbe Art, für das Leben zu sorgen. Doch ist das nicht das Urteil unseres Philosophen. Er erklärt jedes Bedürfnis für eine Wohltat. Dadurch eben macht die Natur, was sie gibt zur Wohltat, daß sie es erst unentbehrlich macht. Gibt die Natur ein Bedürfnis mehr, so ist es eine neue Quelle der Lust. Insbesondere hält sie durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe für ein Leben voll Mühe schadlos.

Auch die selbstherrliche Art, wie die Natur die Geschöpfe ihrer Laune behandelt, könnte wirklich unfreundlich erscheinen. Denn sie sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen; sie läßt sie eine Bahn laufen, die nur sie kennt. Ja sie hat eine Freude an der Illusion. So ist sie die Eitelkeit selbst, aber nicht für uns, denen sie sich zur größten Wichtigkeit gemacht hat. Sie spielt ihr Spiel mit uns; und sie treibt's mit vielen so im Verborgenen, daß sie ihr Spiel zu Ende spielt, ehe sie's merken. Aber es ist doch ein freundliches Spiel, wofern wir nur

darauf eingehen wollen. Sie ist listig, aber zum guten Ziel; und am besten ist's, ihre List nicht zu merken. Wer die Illusion in sich und andern zerstört, den straft sie als der strengste Tyrann; wer ihr zutraulich folgt, den drückt sie als ein Kind an ihr Herz. Denn sie liebt ihre Kinder. Keinem ist sie überall karg; den Lieblingen, die sie hat, opfert sie viel; ans Große hat sie ihren Schutz geknüpft. Abtrotzen läßt sie sich freilich nichts; sie will alles freiwillig geben.

Sie liebt ihre Kinder: vielmehr liebt sie sich selbst in ihren Kindern. Sie schafft das Bedürfnis als eine Quelle der Lust: das bedeutet, daß sie sich spaltet, um sich selbst zu genießen. Sie haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an sich selbst. Denn sie behält alles in sich, was sie aus sich heraussetzt. Mit einem Wort: sie *ist* alles.

Wie aber genießt sie sich selbst? Sieht sie überhaupt das Schauspiel, das sie mit und für uns spielt, auch selbst? Das wissen wir nicht. Denn obgleich wir mitten in ihr leben, sind wir ihr doch fremd. Gewiß hat sie gedacht und sinnt beständig: aber nicht als Mensch, sondern als Natur. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verrät uns ihr Geheimnis nicht; denn sie hat keine Sprache noch Rede, uns ihren eigenen, allumfassenden Sinn zu offenbaren. Aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht; so schafft sie wohl auch Zuschauer für ihr Schauspiel, durch die sie schaut, läßt immer neue Genießer erwachsen, durch die sie genießt. Das verstehen wir, denn das geschieht durch uns selbst. Nur dürfen wir nicht meinen, daß wir dadurch wüßten, was sie an und für sich ist. Denn sie liebt ja die Illusion. Dazu gehört auch, daß sie, die immer dieselbe ist, jedem in einer eigenen Gestalt erscheint. So läßt sie auch jedes Kind an sich künsteln, jeden Toren über sich richten, Tausende stumpf über sich hingehen und nichts sehen; und hat an allen ihre Freude, und findet bei allen ihre Rechnung.

Was folgt daraus? Daß wir uns etwa der allgewaltigen Natur einfügen, unterwerfen, überlassen sollen? So könnte man meinen; aber das wäre doch ein Mißverständnis. Wir brauchen uns nicht darum zu bemühen, in das rechte Verhältnis zu der Natur zu kommen: wir stehen immer darin. Denn wir sind von ihr umschlungen und umgeben, unvermögend aus ihr herauszutreten, unvermögend tiefer in sie hineinzukommen. Darum ist es bloß als Ausdruck der persönlichen Stimmung aufzufassen, wenn unser Philosoph schließlich ausruft: „Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen; sie mag mit mir schalten, sie wird ihr Werk nicht hassen.“ Sein letztes Wort ist ganz folgerichtig: „Ich sprach nicht von ihr; nein, was wahr ist und was falsch ist, alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld und alles ist ihr Verdienst.“ —

Als dem alten Goethe dieser Aufsatz (1828) wieder unter die Hände kam, äußerte er darüber: „Daß ich diese Betrachtungen verfaßt, kann ich mich faktisch zwar nicht erinnern, allein sie stimmen mit den Vorstellungen wohl überein, zu denen sich mein Geist damals ausgebildet hatte. . . . Man sieht die Neigung zu einer Art von Pantheismus, indem den Welterscheinungen ein unerforschliches, unbedingtes, humoristisches, sich selbst widersprechendes Wesen zum Grunde gedacht ist, und mag als Spiel, dem es bitterer Ernst ist, gar wohl gelten.“ Die Wahrheit ist, daß dieses Fragment den entschlossensten Pantheismus atmet, der sich überhaupt denken läßt. Sein Urheber scheut vor keiner Konsequenz zurück, durch die man den Pantheismus zu diskreditieren pflegt. Vor allem ist klar, daß im Bannkreis seiner Natur von freier Selbstbestimmung eines ihrer Geschöpfe nicht die Rede sein kann. Die Freiheit des Willens ist eine der Illusionen, an denen die Natur ihre Freude hat. Wir vollbringen, was uns die Natur suggeriert, indem wir es von uns aus zu wollen scheinen. Darum fällt auch Verdienst und Schuld alles menschlichen

Handelns der Natur zu. Daß der Mensch sich seines Verdienstes freut, sich über seine Schuld grämt, gehört selbstverständlich zu dem Spiel, das sich die Natur mit ihm erlaubt, ohne daß er dessen gewahr wird. Da wir ihren Gesetzen gehorchen, auch indem wir ihnen widerstreben, so ist insbesondere die Reue gegenstandslos; sie ist einer der Kunstgriffe der Natur, uns in Bewegung zu erhalten. Unser Philosoph ist also „jenseits von Gut und Böse"; er ist aber auch jenseits von Fromm und Gottlos. Denn er erkennt, daß das Verhältnis zur Natur selbst eine Wirkung der Natur ist. Wohl dem, den die Natur reizt und drängt, sich ihr vertrauensvoll zu überlassen; wen sie nötigt, sich gegen sie zu stellen, der kann natürlich auch nichts machen. Übrigens ist ja alles Mißtrauen, Murren, Kämpfen gegen die Natur bloße Selbsttäuschung. Es gibt keine Sünde. Endlich ist unser Philosoph jenseits von Wahrheit und Irrtum, wenigstens was die Erkenntnis der Natur als eines Ganzen betrifft. Die verschiedenen Vorstellungen, die wir uns von ihr machen, sind, wenn nicht gleich richtig, so doch gleich berechtigt, weil gleich notwendig. Alle Gegensätze der religiösen Meinung verlieren sich in der Unbegreiflichkeit Gottes, die aller Weisheit letzter Schluß ist. So ist insbesondre der Optimismus unsres Philosophen nach seiner eigenen Auffassung jedem Beweis und damit auch jedem Widerspruch entrückt. Der eine fühlt die Natur in sich als belebende Macht: also ist sie's — für ihn. Für den andern kann sie die Macht des Todes sein, weil er sie als solche in sich fühlt. So gut der Tod ihr Kunstgriff sein kann, viel Leben zu haben, so gut könnte sie auch viel Leben hervorbringen, um die Wollust zu haben, es wieder zu vernichten. Daß man die eine oder die andre Deutung bevorzugt, ist bloß Sache der Stimmung und im übrigen auch ganz gleichgültig. Es gehört zum Spiel der Natur, daß sie ihren Geschöpfen diese u n d jene Deutung ihres Waltens souffliert.

Dieser Entwurf einer Weltanschauung ist eigentümlich und bedeutend genug, daß wir uns bei der Frage nach seinem Urheber noch eine Weile aufhalten. Nun hat man den mitgeteilten Äußerungen Goethes und der Frau von Stein durch die Annahme gerecht werden wollen, daß das Fragment nach Gesprächen mit Goethe von Tobler nicht sowohl verfaßt, sondern nur aufgezeichnet worden sei; — mit dem Goethe im Sommer 1781 intim verkehrte und dem auch die Höhe der Bildung zuzutrauen sei, „daß er Goethe nach allen Seiten erfassen und seine Gedanken in ihrer künstlerischen Gestalt fast wörtlich aus dem Gedächtnis niederschreiben konnte*).“ Diese Lösung des Rätsels scheint mir durch den Ton des merkwürdigen Produkts ausgeschlossen zu sein. Es ist (um einen Ausdruck Kierkegaards zu gebrauchen) „dialektische Lyrik“, deren hoher Schwung im Zwiegespräch auch mit dem nächsten Freunde als hohles Pathos klänge; und es läßt uns Blicke in das innerste Leben Goethes mit sich selbst werfen, die er zur Zeit seines Verkehrs mit Tobler vielleicht der Geliebten, gewiß aber keinem jüngeren Freunde verstattete, mit dem er doch erst seit kurzem bekannt war. Oder hätte Goethe wohl dem Fremden, der eine Weile in Weimar zu Gaste war, auch nur andeuten mögen, daß ihn ein paar Züge aus dem Becher der Liebe für ein Leben voll Mühe immer wieder schadlos halten? Mit welcher Stimme, welcher Gebärde hätte er ihm endlich zurufen sollen: „Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten; sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr; nein, was wahr ist und was falsch ist, alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst!“ So spricht man über sich selbst nur zu sich selbst oder zu seinem zweiten Ich, und das nur in den Momenten höchster Begeisterung. Also ist dieser

*) R. Steiner, Schriften der Goethegesellschaft, Bd. 7, S. 394 f.

Hymnus auf die Natur eine spontane Expektoration, entweder Goethes, oder Toblers; ein Drittes gibt es nicht. Nun läßt sich natürlich nicht geradezu beweisen, daß Tobler ihn nicht geschrieben haben könne; aber es ist das doch sehr unwahrscheinlich. Zwar wurde der 24jährige Tobler in Weimar (wie Karoline Herder spöttisch an J. G. Müller schreibt) als der philosophischste, gelehrteste Mensch, ja als ein Mensch höherer Art erhoben. Aber dem bloßen Übersetzer, als der er bis dahin hervorgetreten war, ist die Selbständigkeit, Kraft und Schönheit des Ausdrucks, die das Fragment auszeichnen, doch kaum zuzutrauen. Auch verrät dieses einen Reichtum der Erfahrung, eine Weite und Tiefe des Blicks, eine Unbefangenheit des Urteils, die an dem jungen Theologen und Philologen, der 1781 seinen ersten Ausflug in die große Welt machte, mehr als zum Erstaunen wären. Und wenn er, wie wir sonst von ihm hören, an den simplen Lehren des Christentums nicht genug hatte, wenn er bald Christ bald Grieche war, wenn sein einziges Bestreben war, immer menschlicher zu werden: so ist von da bis zu dem rückhaltlosen Pantheismus des Fragments doch noch ein großer Schritt. Dagegen hat Goethe schon 1776 an Lavater schreiben können: „alle deine Ideale sollen mich nicht irre führen, wahr zu sein und gut und böse wie die Natur“; und er hat später den Gedanken, daß die Menschen, die sich selbst zu führen glauben, im Innersten unwiderstehlich nach ihrem Schicksal gezogen werden, zur Grundlage von Egmonts ganzer Lebensführung gemacht. In seinem Munde können uns die kühnsten Sätze des Fragments nicht überraschen. So neige ich doch zu der Meinung, daß Goethe nicht bloß der mittelbare, sondern der unmittelbare Urheber desselben sei. Daß er sich dessen nach mehr als vierzig Jahren nicht mehr bestimmt erinnerte, möchte kein entscheidender Gegengrund sein. Bedenklicher ist, daß er es bei der ersten Veröffentlichung gegen Knebel verleugnete, daß Frau von Stein (die wohl in das Geheimnis

eingeweiht war) diesem sogar einen falschen Verfasser nannte*). Doch ist das nicht ganz so befremdlich, als es auf den ersten Blick scheinen möchte.

Wenn das Geheimnis gewahrt werden sollte, mußte es auf den allerengsten Kreis beschränkt bleiben. Dafür aber, daß Goethes Verfasserschaft nicht auskomme und besprochen werde, hatte dieser seine guten Gründe. Entscheidend war wohl die Rücksicht auf Frau von Stein. Als Goethe einige Gedichte an sie dem Journal von Tiefurt überließ, gab er sie für Übersetzungen aus dem Griechischen aus. War sein Verhältnis zu der Geliebten kein Geheimnis, so sollte es doch kein Gerede werden. Darum wollte er es nicht Wort haben, daß ihn einige Züge aus dem Becher der Liebe für ein Leben voll Mühe entschädigen. Auch sonst war ihm der Aufsatz etwas zu persönlich geraten. Es lag nicht in Goethes Art, der sich damals zum ehernen Schweiger entwickelte, so offen, wie es hier geschah, wenn er sich als Verfasser bekannte, auf die tiefste Wurzel seines inneren Lebens hinzuweisen. Endlich aber (und das ist für uns die Hauptsache) lag es auch in der Natur der ausgesprochenen Gedanken, daß er nicht für deren verantwortlichen Urheber gelten wollte.

Denn Goethe hatte in einer begeisterten Stunde mehr zu sich selbst gesagt, als er bei ruhiger, nüchterner Überlegung vor sich selbst rechtfertigen konnte. Diese Betrachtung des Lebens ist für den Betrachter selbst überzeugend und wahr nur als Produkt einer bestimmten Gemütsverfassung, die in keinem wirklichen Menschen stetige Dauer hat. Daß die Natur mit uns spielt, daß sie gar durch uns

*) Tobler eignete sich dazu wegen des guten Rufs, den er in Weimar als Philosoph genoß. Andererseits mußte es Knebel sehr verwunderlich erscheinen, daß ihm Tobler, der *sein* Gast gewesen war, diesen Aufsatz vorenthalten habe. Ob das mehr gegen Toblers Urheberschaft oder für die Aufrichtigkeit der Frau von Stein spricht, wage ich nicht zu entscheiden.

sich selbst fühlt und sieht und über sich selbst spricht: das sehen wir als die Wahrheit unseres Lebens nur in den Augenblicken, da es ihr in ihr Spiel paßt, daß wir uns als ihr Herz, ihre Zunge, ihre Hand wissen. Beliebt es ihr, in der Form durch uns zu wirken, daß sie uns auf, ja gegen sie wirken macht, so stellt sie uns sich gegenüber; — wodurch sie ganz von selbst aus dem unendlichen Untergrund unseres Daseins der endliche Gegenstand unseres endlichen Willens wird. Daß wir in diesem Zustande ihre Unendlichkeit theoretisch (d. h. nominell) festhalten, nützt uns gar nichts: denn wir sehen sie nun einmal jetzt außer uns, also durch uns beschränkt, also nicht in ihrer Absolutheit. Daraus folgt insbesondere, daß wir dann Verdienst und Schuld nicht mehr der Natur zuzuschreiben vermögen, also in die moralische Beurteilung andrer und unsrer selbst zurücktreten. Nur wer für sich in der Natur untergegangen ist, kann der Natur mit innerer Überzeugung und gutem Gewissen die Verantwortung für sein Tun überlassen: das ist ein strenges Naturgesetz, das keine Ausnahme zuläßt. Es hilft uns wieder gar nichts, das „jenseits von Gut und Böse" in einem Lehrsatz festzulegen, zu einem Grundsatz des Lebens zu machen: außerhalb des Gemütszustands, worin wir die Natur (oder Gott) in allem schauen, versagt die bestimmende Kraft dieser angeblichen Erkenntnis. Die höchste Wahrheit ist uns nun einmal nicht als ein Wissen gegeben, das man im dauernden Besitz hat, wenn man sich einmal davon überzeugt hat; sie ist uns nur als momentanes Schauen zugänglich, an dessen Zuverlässigkeit wir in den Zeiten der Gottferne selbst glauben müssen und oft nicht glauben können. Darauf beruht es, daß man über sie nicht streiten, kaum reden kann; darum sind lyrische Ergüsse wie dieses Fragment immer noch ihre wahrste, überzeugendste Darstellung. Und so könnten wir Goethe nur Recht darin geben, wenn er die tiefste Einsicht, die sich ihm erschloß, nicht als verantwortlicher Redakteur zeichnen wollte. Was

die Natur durch seinen Mund über sich selbst sagte, mochte sie selbst vertreten, beweisen, berichtigen oder widerlegen.

Bei diesem Sachverhalt ist es auch nicht zu verwundern, daß Goethe sich nicht immer auf der Höhe dieser Betrachtung gehalten hat. In der Ode „Das Göttliche“ wird dem menschlichen Unterscheiden, Wählen und Richten eine Bedeutung zugeschrieben, die damit nicht bestehen kann, daß es nur eines der Mittel in der Hand der Natur ist, das Leben in Bewegung zu halten. „Die Geheimnisse“ vollends rühmen die Selbstüberwindung als eine freie Tat, durch die sich der Mensch von der Gewalt befreie, die alle Wesen bindet. Gegen dies „schwer verstandene Wort“ erscheint es als ein frivoler Leichtsinn und gefährlicher Wahn, daß wir den Gesetzen der Natur gehorchen, auch indem wir ihnen widerstreben; während von diesem noch schwerer zu verstehenden Wort aus es ganz richtig erscheint (als eine der sinnreichsten Illusionen, die uns die Natur suggeriert), daß der Mensch im Laufe seiner Entwicklung auch eine zeitlang glaubt, sich überwinden zu sollen, um sich über die Natur zu erheben. Hat nun aber Goethe diese Auffassung des Lebens in seinem Bewußtsein nicht immer festhalten können, so bleibt sie doch die mächtige Unterströmung seines Geisteslebens, die diesem seinen eigentümlichen Charakter gibt.

3.

Die „Studie nach Spinoza“ erreicht nicht die Tiefe, Anschaulichkeit und Bestimmtheit des Fragments über die Natur. Goethe bewegt sich nicht frei, kommt darum auch nicht auf die höchste Höhe seiner selbst. Doch läßt sich aus der Art, wie er sich fremde Gedanken zueignet, deutlicher erkennen, worauf er selbst hinstrebt. Wir halten uns wieder möglichst an seinen Wortlaut, lösen aber die ursprünglich gesonderten Gedankenreihen, die sich bei ihm mehr nur verschlingen als wirklich verbinden, wieder auseinander.

Der Aufsatz beginnt mit der Behauptung, daß der Be-

griff des Daseins und der Vollkommenheit ein und eben derselbe sei. Was Dasein und was Vollkommenheit sei, wird nicht definiert; doch ist dies der späteren Behauptung zu entnehmen, daß jedes existierende Ding sein Dasein in sich selbst habe und so auch die Übereinstimmung, nach der es existiert. Das Dasein, das Goethe meint, ist also die empirische Existenz; die Vollkommenheit des Seienden besteht wohl eben darin, daß es aus sich existiert und in Übereinstimmung mit sich selbst. Und in diesem Sinne wird von jedem Ding behauptet, daß es vollkommen sei. Daß ein Ding durch ein anderes hervorgebracht werde, ist demgemäß bloßer Schein; vielmehr gibt ein lebendiges Wesen dem andern [nur] Anlaß zu sein und nötigt es [nur], in einem bestimmten Zustand zu existieren. Darum kann auch ein lebendig existierendes Ding durch nichts gemessen werden, was außer ihm ist; es müßte den Maßstab dazu selbst hergeben. Dabei können weder die Teile zum Maß des Ganzen, noch das Ganze zum Maß der Teile angewendet werden; denn in jedem lebendigen Wesen sind das, was wir Teile nennen, dergestalt unzertrennlich vom Ganzen, daß sie nur in und mit demselben begriffen werden können. Der Dinge, die so zu begreifen wären, ist eine ungeheure Menge; die Verhältnisse derselben sind äußerst mannigfaltig.

Diesem objektiven Bestand des Daseins entspricht die subjektive Tätigkeit unseres Geistes. Seelen, die eine innere Kraft haben sich auszubreiten, fangen an zu ordnen, zu fügen und zu verbinden, um zur Erkenntnis, zum Genuß zu gelangen. Wir begreifen oder genießen eine Sache nur dann, wenn sie unserer Natur, unserer Art zu denken und zu empfinden angemessen ist. Darum können wir, als selbst beschränkte Wesen, nur Dinge denken und genießen, die entweder beschränkt sind oder die sich unsere Seele beschränkt.

---

*) Werke (Weimar, Böhlau) II. Abt., 11. Bd., S. 315—318. Vergl. Goethe-Jahrbuch XII, S. 3—12.

Wahr nennen wir den Eindruck, den die Dinge sowohl einzeln als in Verbindung mit andern auf uns machen, wenn er nur aus ihrem vollständigen Dasein entspringt. (Diesen Eindruck gewinnen wir nicht durch die Sinne; denn der Maßstab, mit dem wir das lebendig existierende Ding zu messen haben, ist höchst geistig und kann durch die Sinne nicht gefunden werden.) Ist das Objekt auf eine solche Weise beschränkt, daß wir es leicht fassen können, und steht es in einem solchen Verhältnis zu unserer Natur, daß wir es gern ergreifen mögen, so nennen wir den Gegenstand schön. Wenn wir ein Verhältnis überblicken, welches in seiner ganzen Entfaltung zu überschauen oder zu ergreifen das Maß unserer Seele eben hinreicht, dann nennen wir den Eindruck groß. Wird die Seele ein Verhältnis gleichsam im Keime gewahr, dessen Harmonie, wenn sie ganz entwickelt wäre, sie nicht ganz auf einmal überschauen oder empfinden könnte, so nennen wir diesen Eindruck erhaben; und es ist der herrlichste, der einer menschlichen Seele zu Teil werden kann.

Das ungeheure Ganze, in dem alle Existenzen begriffen sind, übersteigt natürlich die Fassungskraft der menschlichen Seele in dem Grade, daß sie es nicht auf ihr Maß beschränken kann; wir müssen es also für unendlich erklären. Das Unendliche oder die vollständige Existenz kann von uns also nicht gedacht werden. Wir haben nur insofern einen Begriff vom Unendlichen, als wir uns denken können, daß es eine vollständige Existenz gebe, welche außer der Fassungskraft eines beschränkten Geistes ist. Übrigens können wir auch den Begriff der Existenz und der Vollkommenheit des eingeschränktesten lebendigen Wesens nicht ganz fassen — offenbar, weil es aus sich begriffen werden müßte, während doch die Seele nur denken und empfinden kann, was ihrer Natur angemessen ist. Darum müssen wir auch das Einzelwesen für unendlich erklären*). Es nimmt Teil an der

*) Schon im September 1780 schreibt Goethe an Lavater, daß er aus dem Wort: Individuum est ineffabile, „eine Welt ableite“.

Unendlichkeit des Unendlichen, in dem es ist; dagegen ist es kein Teil des Unendlichen. Man kann überhaupt nicht sagen, daß das Unendliche Teil habe. —

Diese Gedanken sind sichtlich von Spinoza abhängig. Aber Goethe hat darin doch nicht bloß dessen Grundsätze wiedergeben wollen, sondern sie zugleich so verändert, daß er sie sich zueignen konnte. Es ist anzunehmen, daß er sich dessen selbst bewußt war. Denn er wandte gegen Jacobis umschreibende Darstellung der Lehre des Spinoza ein: „Sprache und Gedanke sind bei ihm so innig verbunden, daß es mir wenigstens scheint, als sage man ganz was anders, wenn man nicht seine eigensten Worte braucht" — die er doch selbst auch mehr vermieden als gesucht hat. Andrerseits erklärt er ausdrücklich, daß er Spinozas „Vorstellungsart von Natur" nicht habe, obschon unter allen Büchern, die er kenne, die Ethik am meisten mit der seinigen übereinstimme. Es wäre nun eine große und nicht sehr dankbare Mühe, im einzelnen zu untersuchen, wie Goethe Spinozas Gedanken für sich verändert hat. Da er aber auf systematische und methodische Philosophie (oder wie er sagt: auf metaphysische Vorstellungsart) keinen Anspruch macht, so kommt es darauf auch gar nicht an. Von wirklichem Interesse ist nur, worin Goethes „Vorstellungsart von Natur" mit der Spinozas zusammentrifft und sich von ihr unterscheidet. Das können wir aber mit genügender Deutlichkeit und Sicherheit bestimmen, wenn wir zu dieser Studie nach Spinoza und dem Fragment „Die Natur" noch einige direkte Äußerungen über Spinoza beiziehen, die sich in Goethes Briefen an Jacobi finden*).

Der erste Satz der Studie gibt uns sofort den tiefsten Gedanken, der Goethe mit Spinoza verbindet: daß Dasein und Vollkommenheit ein und dasselbe ist. Darin liegt ein Doppeltes: was ist, das ist vollkommen; und was voll-

*) Vom 12. Januar, 9. Juni, 21. Oktober 1785, 5. Mai 1786.

kommen ist, das ist. Ein vollkommenstes Wesen, dessen Vollkommenheit alles gegebene Dasein überragte, dessen überschüssige Vollkommenheit also bloße Möglichkeit wäre, also nirgends da wäre, also überhaupt nicht wäre: das ist ein Widerspruch in sich selbst. Ist Dasein und Vollkommenheit dasselbe, so auch Dasein und Gott. Für Spinoza ist das Dasein Gott und Gott nichts andres als das Dasein. Goethe ist auch darin einer Meinung mit ihm. „Wenn ihn andere deshalb atheum schelten (schreibt er an Jacobi), so möchte ich ihn theissimum und christianissimum nennen und preisen.“ Ihm ist es also die echteste Frömmigkeit, daß man das Dasein mit heiliger Scheu und hingebender Liebe betrachtet; das Dasein von dem erträumten Begriff einer unbedingten, nur leider nicht seienden Vollkommenheit aus verurteilen und berichtigen, also erst vollkommen machen zu wollen, ist ihm gottlose Anmaßung. Daß ihn Spinoza in dieser religiösen Stimmung gegen die Wirklichkeit bestärkt, das ist dessen sehr heilsamer Einfluß auf seine Sinnes- und Handelsweise, den er gegen Jacobi rühmt.

Nun sucht Spinoza die endliche, zerteilte Wirklichkeit aus dem Begriff Gottes abzuleiten. Wie er zu seinem Begriff Gottes gelangt, sagt er uns nicht; deshalb muß er nachher erst durch logische Schlüsse beweisen, daß die unendliche Substanz, die er Gott nennt, auch existieren müsse. Die endlichen Dinge begreift er sodann als modi der unendlichen Substanz. Einen ähnlichen Weg der Betrachtung geht Goethe in dem Fragment „die Natur“. Er sucht von der „Natur“ aus die Wirklichkeit zu verstehen. Dabei zeigt sich aber sofort eine charakteristische Verschiedenheit. Für Goethe kommt es gar nicht in Frage, ob und wie das wirkliche Dasein dieser „Natur“ zu beweisen ist. Zwar sagt auch er nicht, wie er auf den Begriff oder Gedanken derselben gekommen ist. Aber jedes Wort läßt uns erkennen, daß er in seinen Aussagen über die „Natur“ nur das runde, volle Bild des Lebens, das er mit Einem Blick erfaßt, nach

verschiedenen Richtungen durchläuft. So zeigt er uns die „Natur“ als die Einheit des Daseins. Dabei offenbart es sich, daß er die Welt anders sieht als Spinoza. Ist diesem das Einzelne im Dasein ein Modus der unendlichen Substanz, so ist es für Goethe vielmehr eine Lebensäußerung der Natur. Davon haben wir nachher mehr zu reden. Zunächst müssen wir noch darauf hinweisen, daß Goethe gerade in der Studie nach Spinoza einen andern, den entgegengesetzten Weg der Betrachtung einschlägt. Hier geht er sichtlich von der Erkenntnis des Endlichen, Einzelnen aus. Darum ist ihm nun das Unendliche der problematische Begriff einer vollständigen Existenz, welche außer der Fassungskraft eines beschränkten Geistes ist. Deshalb hebt er nun auch hervor, daß das Unendliche oder die vollständige Existenz von uns nicht gedacht werden könne. Da erhebt sich freilich die Frage, welche Wirklichkeit diesem nicht zu denkenden Unendlichen zukomme. Doch gibt uns Goethe darauf keine Antwort. Zu positiven Aussagen über das Göttliche kann er aber auf diesem Wege der Betrachtung nur gelangen, indem er es in und aus den rebus singularibus erkennt; darum schweigt er am liebsten, wenn es für sich besprochen wird (an Jacobi, 9. Juni 1785). Anders Spinoza. Er kann eine Definition Gottes geben; und er sieht, umgekehrt, die Einzeldinge in Gott. Wie übermächtig aber in Goethe die Tendenz war, bei dem Einzelnen einzusetzen und dessen Erkenntnis zu erweitern und zu vertiefen, bis er an die Grenze des Unendlichen stieß, das verrät sich darin, daß ihn auch Spinoza, vor dessen Blick alle einzelnen Dinge zu verschwinden scheinen, vielmehr zu ihrer näheren und tieferen Betrachtung aufmuntert.

Ob nun aber Goethe das Dasein von der Natur oder von dem Einzelding aus zu erfassen sucht: er sieht es anders als Spinoza. Oder vielmehr: er hat eine andere Welt im Auge als dieser, weil er ein anderes Leben lebt. Goethes „Natur“ entspringt und entspricht seinem leidenschaftlich be-

wegten Innenleben, Spinozas „Gott“ einer Seele, deren wirklichstes Erlebnis der Eindruck der mathematisch-logischen Evidenz ist. Darum spielt Goethes „Natur“ mit ihren Kindern, hat Freude an der Illusion, flößt ihnen den Wahn und Willen ein, gegen sie zu wirken u. s. f. Spinozas „Gott“ kann nicht spielen; er hat keine Spur von Ironie, von Humor. In dem späteren Aufsatz, der unter dem unmittelbaren Einfluß der Beschäftigung mit Spinoza entstanden ist, spricht Goethe eine mehr wissenschaftliche Sprache; aber zu der geometrischen Philosophie Spinozas hat er sich darum doch nicht bekehrt. Denn die Welt, die er dort im Auge hat, ist doch nicht die der ruhenden logischen und mathematischen Verhältnisse; auch nicht die der bloß mechanischen Bewegung; sondern das organische Leben. Das existierende Ding, das nach Goethe sein Dasein in sich hat und so auch die Übereinstimmung mit sich selbst, ist das lebendige Wesen. Das Messen eines Dings ist ihm darum eine grobe Handlung, weil es auf lebendige Körper nicht anders als höchst unvollkommen angewendet werden kann. Von dem lebendig existierenden Ding gilt es, daß es den Maßstab, an dem es gemessen werden kann, selbst hergeben muß; sein Maßstab ist höchst geistiger Natur und kann durch die Sinne nicht gefunden werden. Den Organismus kann oder muß man für „unendlich“ erklären, weil der Begriff seiner Existenz und Vollkommenheit nicht ganz zu fassen ist. Wenn Goethe das existierende Ding, dessen Erkenntnis er untersucht, nicht ausdrücklich als ein lebendiges bezeichnet, so verrät er doch durch seine Ausdrucksweise, daß er es sich lebendig, ja beseelt denkt. Spinoza führt uns kaum in Versuchung, daß wir die Illustration zu seinen metaphysischen und erkenntnistheoretischen Lehrsätzen im Reich des Lebendigen suchen; ja, wenn er ausdrücklich vom Menschen redet, rückt er ihn doch in solche Ferne, daß er das Pochen seines Herzens nicht mehr hört. Das ist es, was Goethe auch zu Spinoza hinzieht; diese unendliche Kühle der Betrachtung,

die doch nie in wirkliche Kälte übergeht, tut seinem warmen, leicht erregbaren Geblüt wohl. Andererseits erklärt sich aus dem Gesagten, wie Goethe den „Atheisten" Spinoza nicht bloß theissimum, sondern auch christianissimum finden konnte. Er hat Spinozas Gott eine Lebenswärme eingehaucht, die Spinoza selbst ihm nicht mitteilen konnte. Daß Goethes Betrachtung des Daseins immer an dem organischen Leben orientiert ist, hat noch die wichtige Folge, daß er der Gott-Natur den Zweck nicht so unbedingt absprechen kann wie Spinoza. Das freilich ist auch für ihn ein Widersinn, daß das lebendig existierende Ding seinen Zweck außerhalb seiner selbst habe. Aber er kann das Leben die schönste „Erfindung" der Natur nennen; für die Natur, wie er sie sieht, ist der Tod ein „Kunstgriff", mehr Leben zu haben, das Bedürfnis ein Mittel, das Leben in Bewegung zu halten u. s. f. Also hat diese Natur die Absicht, den Zweck, möglichst viel Leben zu erzeugen. Darauf hat sie immer gedacht, darauf sinnt sie beständig: nur nicht als Mensch, sondern als Natur.

So bestätigt es sich an den wichtigsten Punkten, daß Goethes Vorstellung von der Natur in der Tat nicht die Spinozas ist. Doch dürfen wir die Differenz nicht höher einschätzen, als Goethe selbst es getan hat. Daß Goethe mit Spinoza Dasein, Vollkommenheit und Gottheit identifiziert, entscheidet über seine Stellung in Fragen der Weltanschauung und verbindet ihn ebenso fest mit Spinoza, wie es ihn mit Jacobi und Lavater in einen unüberbrückbaren Gegensatz bringt.

4.

Über die Erkenntnis Gottes (oder der Natur, oder des Unendlichen) habe ich verschiedene Äußerungen Goethes zu berichten gehabt, deren Sinn sich zum Teil nicht genau deckt, zum Teil sogar zu widersprechen scheint. Nach dem Fragment „Die Natur" ist unsre Vorstellung von der Natur

das eigene Werk der Natur, deren Selbstoffenbarung durch unsern Geist und an unsern Geist, oder eine Illusion, die sie uns einflößt. Daraus würde folgen, daß man sich um die Erkenntnis der Natur nicht zu bemühen hat, da sie uns von selbst mitteilt, was sie uns über sich sagen will. Im selben Aufsatz hebt aber Goethe auch nachdrücklich hervor, daß die Natur ihren eigenen allumfassenden Sinn sich selbst vorbehalten hat und sich keine Erklärung entreißen läßt. Desgleichen bekennt er in der Studie nach Spinoza, daß wir nur insofern einen Begriff vom Unendlichen haben, als wir uns denken können, daß es eine vollständige Existenz gebe, welche außer der Fassungskraft eines beschränkten Geistes ist; daß wir aber das Unendliche selbst nicht zu denken vermögen. Daraus würde wieder folgen, daß man sich um die Erkenntnis der unendlichen Natur nicht zu bemühen braucht: weil ja doch alle Mühe umsonst ist. Endlich schreibt Goethe an Jacobi, daß er das göttliche Wesen nur in und aus den rebus singularibus erkenne. Also sollte es doch zu erkennen sein; also sollte es auch einen Wert haben, sich um seine Erkenntnis zu bemühen. Goethe hat keinen Versuch gemacht, diese divergierenden Gedanken zu verbinden; wir können uns also auch die Untersuchung ersparen, ob sie sich vereinigen lassen. Hat aber Goethe über die Erkennbarkeit Gottes sich keine einheitliche Meinung gebildet, so hat er doch zu ihr als einem praktischen Problem eine sichere Stellung eingenommen. Und zwar huldigt er weder einem gleichgültigen und bequemen Indifferentismus, noch einem verzweifelten und schließlich nicht minder bequemen Skeptizismus; vielmehr lebt er der festen Zuversicht, daß allerdings in und aus den Einzeldingen eine Erkenntnis des Göttlichen möglich sei; und er ist entschlossen, auf diesem Weg vorzudringen, so weit er eben kommt. Sein gutes Recht hiezu hat er energisch gegen seine nächsten Freunde behauptet, zuerst gegen Lavater, und als er sich von diesem losgelöst hatte, gegen Jacobi.

Die Unerkennbarkeit Gottes wird von Alters her gerne betont, um dem Glauben Raum zu schaffen. Diese Rolle spielt der Skeptizismus bei Lavater: wie in ihm selbst ein auf den Gefühlseindruck der biblischen Offenbarung sich stützender Glaube das Gegengewicht bildet gegen einen verzehrenden Zweifel, so sucht er auch andre darauf hinzudrängen, daß sie entweder zum Atheismus sich bekennen oder der Offenbarung in Christo sich gläubig unterwerfen. Das eben hat, wie wir sahen, endlich seine Freundschaft mit Goethe gesprengt. Auch Jacobi befolgte eine ähnliche Methode. Erst sucht er nachzuweisen, daß der Spinozismus die einzige konsequente Verstandesphilosophie sei; dann überweist er den Spinozismus des Atheismus; also bleibt als gangbarer Weg zur Gotteserkenntnis, deren wir doch zum Leben bedürfen, nur ein auf das unmittelbare Gefühl sich stützender Glaube. Es ist ihm nicht gelungen, Goethe für seine Glaubensphilosophie zu erwärmen. Dieser durchschaute, durch Lavater gewarnt, die Zweideutigkeit dieses Glaubens, der einerseits Gefühl ist, andrerseits doch einen gewissen Vorstellungsinhalt hat, also nach Bedürfnis bald als bloß subjektive Stimmung oder Gesinnung, bald als objektives Wissen behandelt werden kann. Er läßt es dem Freunde nicht ungerügt hingehen, daß er sich eines so schwankenden Begriffs bedient, und warnt ihn ernstlich vor der Manier der „Glaubenssophisten", „denen es höchst angelegen sein muß, alle Gewißheit des Wissens zu verdunkeln und mit den Wolken ihres schwankenden luftigen Reichs zu überziehen, da sie die Grundfesten der Wahrheit doch nicht erschüttern können." Behauptet Jacobi, daß man Gott nur g l a u b e n könne, so hält Goethe dagegen viel aufs S c h a u e n; ihm ist die Erkenntnis des Göttlichen, die er aus der Betrachtung der Einzeldinge schöpft, ein richtiges Wissen; und sie ist ihm, so bescheiden ihre Resultate sein mögen, das einzige wirkliche Wissen von Gott, das dem Menschen zugänglich ist. Darin läßt er sich weder durch den angeb-

lichen Reichtum der aus dem Gemüt oder der Offenbarung stammenden Glaubenswahrheit irre machen, noch durch deren beseligende Wirkungen; auch die Warnung vor geistigem Hochmut, die Mahnung zu kindlicher Einfalt verschlägt bei ihm nichts. Er hat mit den Glaubenssophisten gründlich abgerechnet; und ihre Kunstgriffe imponieren ihm so wenig, daß er ihren Glauben nur eben noch mit ihrer Beschränktheit entschuldigen kann. Auf diesem Punkte zeigt ihn das Fragment eines Aufsatzes, den er wohl während der Auseinandersetzung mit Jacobi Frau von Stein diktiert hat. Als Zeugnis der sichern Entschlossenheit, mit der sich Goethe von jedem Glauben abwendet, der die gegebene Wirklichkeit überfliegen oder umgehen will, möge es hier eine Stelle finden, da es in den gangbaren Ausgaben von Goethes Werken nicht zu finden ist*).

„Ein Gleiches geschieht, wenn sich Menschen nach ihrer Fähigkeit ein Ganzes, es sei so reich oder arm als es wolle, von dem Zusammenhange der Dinge gebildet und nunmehr den Kreis zugeschlossen haben. Sie werden dasjenige, was sie am bequemsten denken, worin sie einen Genuß finden können, für das Gewisseste und Sicherste halten; ja man wird meistenteils bemerken, daß sie andere, welche sich nicht so leicht beruhigen und mehr Verhältnisse göttlicher und menschlicher Dinge aufzusuchen und zu erkennen streben, mit einem zufriedenen Mitleid ansehen und bei jeder Gelegenheit bescheiden trotzig merken lassen, daß sie im Wahren eine Sicherheit gefunden, welche über allen Beweis und Verstand erhaben sei. Sie können nicht genug ihre innere beneidenswerte Ruhe und Freude rühmen und diese Glückseligkeit einem jeden als das letzte Ziel andeuten. Da sie aber weder klar zu entdecken im stand sind, auf welchem Weg sie

*) Es ist an den S. 310 Anm. genannten Orten als Schluß der „Studie nach Spinoza" mitgeteilt. Aber die ersten Worte („Ein Gleiches geschieht . . .") weisen nicht auf diese zurück, sind deshalb auch nicht zu verstehen.

zu dieser Überzeugung gelangen, noch was eigentlich der Grund derselben ist, sondern bloß von Gewißheit als Gewißheit sprechen, so bleibt auch dem Lehrbegierigen wenig Trost bei ihnen, indem er immer hören muß, das Gemüt müsse immer einfältiger und einfältiger werden, sich nur auf einen Punkt hinrichten, sich aller mannigfaltigen, verwirrenden Verhältnisse entschlagen, und nur alsdann könne man aber auch um desto sicherer in einem Zustande sein Glück finden, der ein freiwilliges Geschenk und eine besondere Gabe Gottes sei. Nun möchten wir zwar nach unsrer Art zu denken diese Beschränkung keine Gabe nennen, weil ein Mangel nicht als eine Gabe angesehen werden kann; wohl aber möchten wir es als eine Gnade der Natur ansehen, daß sie, da der Mensch nur meist zu unvollständigen Begriffen zu gelangen im stande ist, sie ihn doch mit einer solchen Zufriedenheit in seiner Enge versorgt hat.“ —

Will Goethe das göttliche Wesen in und aus den Einzeldingen erkennen, so ist ihm auch, umgekehrt, bei deren Betrachtung die Hauptsache, daß er in ihnen das göttliche Wesen sieht. Die Natur erforschen heißt für ihn, daß er sich's im Anschauen der Werke Gottes wohl sein läßt. Eine Sache begreifen und eine Sache genießen ist für ihn so nahe verwandt, daß er beides nicht nur nebeneinander, sondern geradezu gleichsetzen kann. Das Naturgesetz als das bloße hypothetische Urteil, daß die Bewegung B eintreten muß, wenn die Bewegung A vorhergegangen ist, hat für ihn kein begeisterndes Interesse. Da ihm Dasein und Vollkommenheit ein und dasselbe ist, begreift er das Dasein dann, wenn er es in seiner Vollkommenheit versteht. Dazu gehört, daß er alles einzelne zugleich in seiner Besonderheit wie in seiner typischen Allgemeinheit sieht. Was die Natur schafft, ist ja alles alt und neu: nämlich die eigentümliche, erstmalige und unwiederholbare Verbindung der sich ewig wiederholenden Urmotive des Daseins. Dies zu schauen gewährt zugleich einen ästhetischen Genuß: weshalb auch

Wissenschaft und Kunst einer gemeinsamen Wurzel entspringen. Die Vollkommenheit eines Dings besteht ferner darin, daß es aus sich selbst existiert. Wir erkennen es also erst dann, wenn wir die lebendigen Kräfte in ihrer Wirksamkeit sehen, die ihm im Kreislauf des Lebens seine besondere Bahn bestimmen. Da diese Betrachtung unser Vertrauen in die unzerstörbare Kraft des Lebens erhöht, wird sie erbaulich im schönsten Sinne des Worts. Andererseits bewahrt sie uns vor Willkür und Überhebung, indem sie uns die engen Grenzen zeigt, die jedem Einzelwesen gezogen sind, und die strenge Notwendigkeit, mit der ihm sein Lauf vorgeschrieben ist. Diese Naturbetrachtung kann also wohl für eine Theologie gelten. Mehr an Erbauung kann auch kein Glaube gewähren, als etwa den Wahn, daß man mit Hilfe eines Gottes, der mit der Wirklichkeit frei schalten könne, für sich wohl auch eine Ausnahme von den allgemeinen Gesetzen des Lebens erreichen möge.

5.

Als Goethe nach Weimar kam, entdeckte er bald, daß ihn das Schicksal nur in eine neue Schule genommen habe. Auch fernerhin hebt er während der Jahre, die wir nun mit ihm durchlaufen haben, in seinen Briefen oft genug hervor, wie viel er schon gelernt und noch zu lernen habe. Wenn wir nun aber festzustellen versuchen, was bei diesem fortwährenden Lernen herausgekommen sei, so sind wir in einer gewissen Verlegenheit: denn in allen entscheidenden Fragen der Welt- und Lebensanschauung denkt er am Ende dieser langen Lehrzeit nicht anders als zuvor. Und doch hat sich seine ganze Betrachtung des Lebens unverkennbar geändert: was er ungefähr so schon vor zehn Jahren gesagt hat oder doch gesagt haben könnte, mutet uns jetzt aus seinem Munde ganz anders an. In der Tat hat sich Goethes Denken über die höchsten Probleme des Daseins in dieser Periode kaum von der Stelle bewegt: aber auf

der Stelle hat er eine Wendung vollzogen, die ihn in ein neues Verhältnis zum Leben brachte.

Gleichgeblieben ist sich Goethe darin, daß er auch den Menschen als ein Stück Natur betrachtet. Unter dem Druck unnatürlicher Verhältnisse hat er sich allerdings dem Gedanken genähert, daß der Mensch sich kraft freier Entsagung dem Zwang der Natur entziehen müsse. Aber diese Auffassung des Lebens bleibt ihm doch im Innersten fremd. Der „Naturalismus“ gewinnt bald wieder und immer entschiedener das Übergewicht; das heißt: der Mensch kann nach Goethes Meinung mit Sinn und Verstand doch nur das Stück Natur sein wollen, das er nun einmal ist.

Nun glaubte aber Goethe in seiner Jugend durch das unendliche Herz in einem unmittelbaren Einverständnis mit der unendlichen Natur zu stehen. Er hat Gott im Gefühl; das Gefühl ist ihm die Legitimation alles Guten; das Gefühl ist auch die Quelle des künstlerischen Enthusiasmus. Diese Selbstgewißheit des sich fühlenden Herzens verliert sich in dieser Zeit mehr und mehr, und dadurch bekommt das Leben für Goethe ein ganz anderes Gesicht.

Hat er Gott nicht mehr im Gefühl, so ist ihm ein unmittelbarer Besitz und Genuß Gottes überhaupt nicht mehr möglich. Er kann also Gott nur erkennen und genießen in seinen Werken. Daraus folgt eine gesteigerte Abneigung gegen eine Religiosität, die ein Verhältnis zu Gott behauptet und verlangt, das neben der Beschäftigung mit den Werken Gottes (also mit dem Endlichen) herginge. Hat das Herz seine Selbstgewißheit verloren, so kann es ferner auch nicht mehr beanspruchen, daß es das praktische Leben bestimme. Aber an seine Stelle tritt nicht etwa ein Sittengesetz, das unbedingten Gehorsam heischen könnte. Vielmehr neigt sich Goethe nun einer Lebensklugheit zu, die unter den gegebenen, festen Verhältnissen des Daseins ein Maximum von Befriedigung erstrebt. Das Unbedingte ist für ihn im Tun so wenig erreichbar wie im Erkennen.

Endlich verliert auch die Kunst, indem sie aufhört, die unmittelbare Sprache des Herzens zu sein, die direkte Beziehung auf das Unendliche. Sah Goethe früher des Künstlers Aufgabe, Glück und Ruhm darin, daß er das Unendliche wenigstens ahnen lasse: so ist ihm jetzt die Probe der Künstlerschaft, daß der Künstler nichts hat machen wollen, als was eben dasteht. In der Beschränkung zeigt sich ihm nun der Meister.

So ist es von tiefer symbolischer Bedeutung, daß Goethe durch die Reise nach Italien der Erde näherkommen will. Er neigt sich einem Leben zu, das sich in jeder Hinsicht bewußt und absichtlich auf die Endlichkeit beschränkt. Das Unendliche, zu dem er früher im Gefühl ein unmittelbares Verhältnis gehabt hatte, wird ihm mehr und mehr zum Horizont, der jeweilig einen bestimmten Ausschnitt der Endlichkeit abrundet, der aber selbst weder ein Gegenstand der Betrachtung, noch ein Ziel des Strebens ist.

